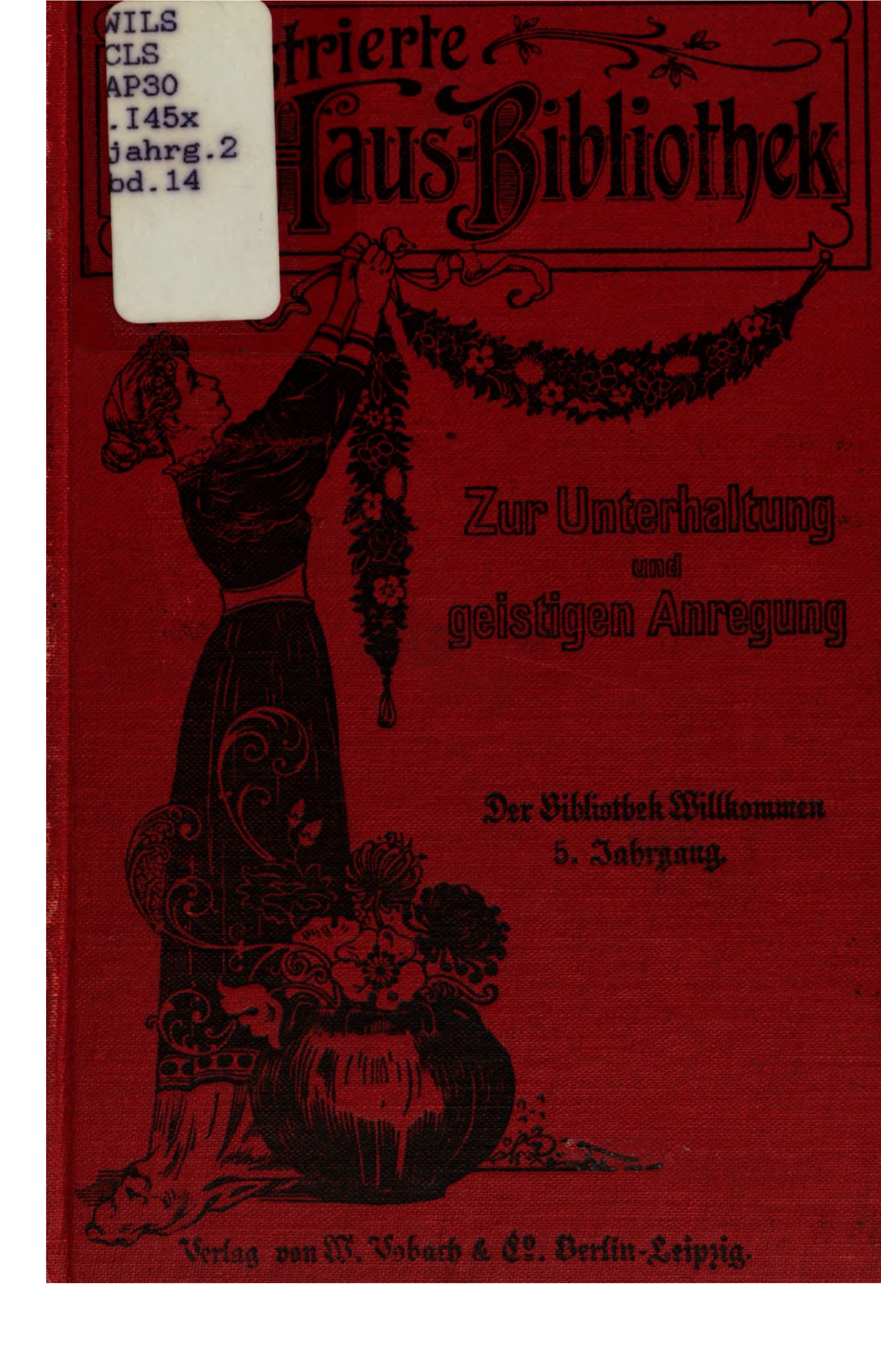
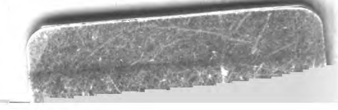
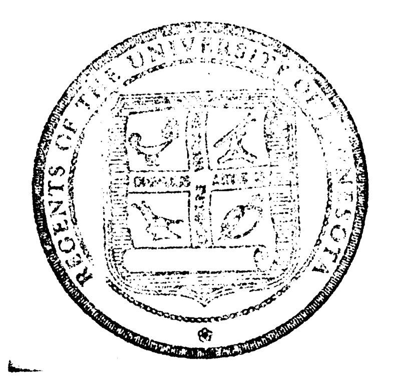


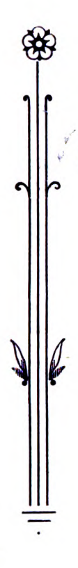
WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.14
...strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig.

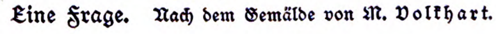


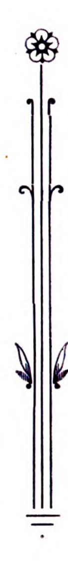


Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II







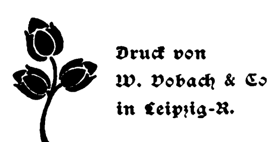
Eine Frage. Nach dem Gemälde von M. Volkhart.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band XIV

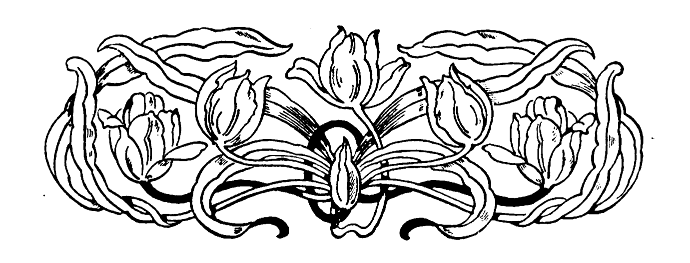
Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.


Druck von
W. Vobach & Co
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.



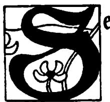


Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von **Reinhold Ortmann.**

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



Seit dem Tage, an welchem Erich von Brunnecks Reise nach Helgoland eine so unerwartete und aufregende Unterbrechung erfahren hatte, war nun schon die zweite Woche dahingegangen.

Von den Hamburger Kirchtürmen war der Schlag der Mittagsstunde erklungen. Die mannigfachen großen und kleinen industriellen Etablissements auf dem Hammerbrook öffneten ihre Pforten, und in hellen Scharen strömten Arbeiter und Beamte auf die Straße hinaus, um am heimischen Herd oder im Kosthause kurze Erholung und leibliche Erquickung zu suchen.

Aus dem Thorweg eines der ältesten und ansehnlichsten Fabrikgebäude, in dem allem Anschein nach nur eine kleine Anzahl von Arbeitern beschäftigt gewesen war, trat als einer der letzten langsamen Schrittes und ernsten, fast finsteren Antlitzes ein junger Mann, in welchem seine alten Bekannten und die lustigen Kameraden seiner Leutnantszeit schwerlich den heiteren, elastischen Erich von Brunneck erkannt haben würden. Er sah müde und gealtert aus; eine Schlaffheit, die wenig zu seinen Jahren stimmen wollte, war in seiner Haltung; er schlenderte

so gleichgültig und ohne alle Teilnahme für seine Umgebung die Straße hinab wie jemand, für den es kein erstrebenswertes Wegziel mehr giebt.

Als er ein paar hundert Schritte zurückgelegt hatte, klopfte ihm ein kleiner, hagerer Herr, der noch hinter ihm aus dem Fabrikgebäude gekommen war und ihn mit seinen kurzen, trippelnden Schritten doch unschwer eingeholt hatte, freundlich vertraut auf die Schulter.

„Ei, ei — schon wieder so kopfhängerisch, mein lieber Herr von Brunneck?“ sagte er im schönsten Hamburger Dialekt. „Muß ich Sie erst wieder 'mal mitnehmen nach Pienings Keller, damit Ihnen der Rotwein die Grillen vertreibt?“

Mit einem gezwungenen Lächeln schüttelte Erich den Kopf.

„Danke für die freundliche Absicht, Herr Christensen! Aber ich möchte die Einladung doch lieber ablehnen. Für die Arbeit, die mich am Nachmittag noch erwartet, brauche ich einen klareren Kopf, als ich ihn wahrscheinlich aus Pienings Keller mitbringen würde.“

„Das kann schon richtig sein — und dagegen läßt sich vernünftigerweise nichts einwenden,“ nickte das behende Männchen. „Sie haben unsere gute Hamburger Luft wohl noch nicht lange genug geatmet, um gleich uns Alten von der Wasserkante zu allen Stunden des Tages wie der Nacht für eine gute Flasche Rotwein disponiert zu sein. Ich werde mich hüten, meinen besten Ingenieur zu verführen. Mit der Zeit macht sich das schon von selbst.“

„Ich fürchte, verehrter Herr Christensen, daß wir beide diese Zeit schwerlich erleben werden. Es war meine Absicht, Sie heute abend in Ihrem Comptoir am Rödingsmarkt aufzusuchen und Sie um meine Entlassung zum kommenden Monatsersten zu bitten.“

Der alte Herr zeigte weder Ueberraschung noch Verdruß; aber er legte seinen Kopf sinnend ein wenig auf die Seite und blickte seinem jungen Begleiter mit einem eigentümlich schlauen Blinzeln ins Gesicht.

„So? Wollten Sie das? Sie haben also kein Vertrauen mehr zu der Sache? Es würde Ihnen zu lange dauern, bis etwas daraus wird?“

„O nein, es ist nicht das,“ widersprach Erich mit dem überzeugenden Ausdruck der Aufrichtigkeit. „Ich halte Ihre Idee nach wie vor für eine sehr gute, und ich zweifle nicht, daß es einem Zusammenwirken tüchtiger Kräfte vielleicht schon in kürzester Frist gelingen wird, die noch vorhandenen technischen Schwierigkeiten zu beseitigen. Ich aber, mein werter Herr Christensen, bin nicht die geeignete Person, um Ihrem Gedanken zum Siege zu verhelfen.“

„So? Und warum sind Sie es nicht? Fehlt es Ihnen etwa an den nötigen Kenntnissen und Fähigkeiten? Wenn das Ihre Meinung sein sollte, so werden Sie mir gestatten, anderer Ansicht zu sein. Ich sage Ihnen: wenn einer imstande ist, das Problem zu lösen, so sind Sie's. Und wenn Sie jetzt die Flinte ins Korn werfen, so begehen Sie damit ein Unrecht nicht bloß gegen mich, sondern auch gegen sich selbst. Denn an dem Tage, wo wir die richtige, praktisch brauchbare Konstruktion zustande gebracht haben, sind Sie ein gemachter Mann.“

„Ich bin gewiß, daß Sie es in dieser Hinsicht sehr gut mit mir meinen. Aber Sie erwarten wirklich viel mehr von mir, als ich zu leisten imstande bin. Man muß nicht nur einige Kenntnisse und Fähigkeiten, sondern auch die rechte Schaffensfreudigkeit und den nötigen Ehrgeiz haben, um eine Erfindung zu machen, wie Sie sie brauchen. Und — so leid es mir thut, Ihnen ein solches Geständnis ablegen zu müssen — ich fühle von der einen so wenig in mir wie von dem andern.“

„In der That, ein schlimmes Geständnis für einen Mann in Ihren Jahren. Ich weiß nicht, was Sie erlebt und welche Erfahrungen Sie gemacht haben, daß Ihnen Schaffensfreude und Ehrgeiz abhanden kommen konnten zu einer Zeit, wo die Kräfte anderer am ungestümsten und heißesten nach Bethätigung drängen. Ich bin ein alter Mann und könnte beinahe schon Ihr Großvater sein. Auch habe ich mich ein wenig im Leben umgethan und habe aus eigenem wie aus fremdem Schicksal gelernt, menschliches Leid wie menschliches Glück mit einiger Unbefangenheit anzusehen. Es würde vielleicht nicht zu Ihrem Schaden sein, wenn Sie sich entschießen könnten, mir Ihr Vertrauen zu schenken. Aber nicht in diesem Augenblick sollen

Sie es thun, und beileibe nicht deshalb, weil ich Sie darum ersucht habe. Fühlen Sie morgen oder übermorgen oder an irgend einem anderen Tage das Bedürfnis, einem verschwiegenen alten Manne Ihr Herz auszuschütten, so stehe ich Ihnen immer zu Diensten. Sind Ihre Sorgen oder Kümmernisse aber nicht derart, daß sich darüber reden läßt, oder scheine ich Ihnen nicht die geeignete Persönlichkeit dazu, so ist's auch gut. Und ich werde Ihnen darum gewiß nicht böse sein. Was aber Ihr Entlassungsgesuch betrifft, so möchte ich, daß Sie sich's noch drei Tage lang überlegen. Halten Sie es nach Ablauf dieser Zeit noch immer aufrecht, so ist es selbstverständlich ohne weiteres bewilligt. Denn ich habe allerdings kein Interesse daran, jemanden zu halten, der nicht mit Lust und Liebe bei der Sache ist. Und Sie wissen, daß ich Ihnen ein höheres Gehalt vorläufig nicht bieten kann, weil ich bereits den größten Teil meines Vermögens auf die Verwirklichung meiner Idee verwendet habe und fest entschlossen bin, keinen Pfennig fremden Geldes dafür in Anspruch zu nehmen. Also machen Sie das mit sich selbst ab — und lassen Sie sich nur gesagt sein, daß ich nie in meinem Leben einen Menschen so ungern verloren habe, als ich Sie verlieren würde."

Er drückte ihm bei den letzten Worten seiner langen, hastig hervorgesprudelten Rede kräftig die Hand und trippelte eilig davon, wie wenn ihm daran gelegen wäre, einer sofortigen Antwort vorzubeugen. Mochte er doch auf Erichs Gesicht gelesen haben, daß dieselbe trotz seiner eindringlichen Vorstellung in diesem Augenblick sehr wenig nach seinen Wünschen ausfallen würde. Denn dieser Ueberredungsversuch hatte in der That den beabsichtigten Eindruck nicht hervorgebracht. Er hatte den Ausdruck einer müden Gleichgültigkeit nicht von dem Antlitz des Ingenieurs verscheucht und hatte ihm die frühere Elastizität seiner Haltung nicht zurückgegeben.

Wie hätte denn auch der freundliche Zuspruch eines Mannes, der nichts von seiner bewegten Vergangenheit mit all ihren Verfehlungen wußte, imstande sein sollen, sein unwiederbringlich verlorenes Vertrauen in eine bessere Zukunft neu zu beleben! Und so wohlgemeint auch immer das Anerbieten des alten Herrn sein mochte, dachte Erich doch nicht daran, sich bei seiner

Weisheit und Lebenserfahrung Rat oder Ermutigung zu holen. Er hatte Arvid Cederskjöld in das Geheimnis seines Lebens eingeweiht, und es dünkte ihn an diesem einen Vertrauten mehr als genug. Sicherlich konnte niemand dieses Vertrauens würdiger sein und einen taktvolleren Gebrauch davon machen als der Skandinavier, der die so gewonnene Kenntnis von dem Charakter des Freundes lediglich dazu benutzt hatte, ihn liebevoll auf den Weg zu leiten, den er für den rechten hielt. Und doch empfand Erich die Mitwissenschaft dieses einzigen Menschen bereits wie etwas Drückendes und Beschämendes, umsomehr, als er fühlte, daß er auf dem besten Wege sei, die Erwartungen des Freundes zu enttäuschen.

An dem Tage nach Dollys Verschwinden freilich, als er sich der wunderlichen Annonce in den „Hamburger Nachrichten" erinnert und daraufhin Herrn Asmus Christensen seine Dienste angeboten hatte, war er voll der besten Vorsätze und Hoffnungen gewesen. Und die Aufgabe, vor die er sich da gestellt sah, hatte für eine kurze Zeit etwas verführerisch Lockendes für ihn gehabt. Denn es handelte sich um die letzte entscheidende Vervollkommnung einer Erfindung, die auf einem ihm wohl vertrauten technischen Gebiete lag. Und er durfte sich getrost die Kenntnisse und Fähigkeiten zutrauen, deren es für eine Lösung des gestellten Problems bedurfte.

Aber der Eifer, mit dem er sich der neuen Thätigkeit gewidmet hatte, war zu seiner eigenen Beschämung nicht von Dauer gewesen. Die Vergangenheit, die er mit energischem Entschlusse abzustreifen versucht hatte, haftete ihm eben noch immer an wie ein Bleigewicht, und er war zu gründlich irre geworden an sich selbst, als daß die quälenden Zweifel ihn nicht immer aufs neue hätten heimsuchen nnd entmutigen sollen.

Da seine Einkünfte vorläufig überaus bescheidene waren, hatte er die kostspielige Hotelwohnung aufgegeben und sich ein sehr einfaches Zimmerchen in der Nähe seiner Arbeitsstätte gemietet. Aber auch dort hatte ihn am fünften Tage nach ihrer Flucht das Telegramm gefunden, das Dolly aus Paris abgesandt hatte und das trotz seiner Kürze das ganze Elend seiner jüngsten Vergangenheit wieder in ihm lebendig werden ließ. Denn es lautete:

„Geduldе dich nur noch eine kurze Zeit. Bald sind die Tage der Prüfung vorüber, und dann soll nichts uns wieder scheiden."

Es war nur eine Wiederholung dessen, was sie ihm in ihrem seltsamen Abschiedsbriefe geschrieben, und ein neuer Beweis dafür, daß es ihr wirklich ernst sei mit dem Gedanken an eine Wiedervereinigung. Jetzt konnte er kaum noch daran zweifeln, daß sie eines Tages von neuem auf seinem Lebenswege erscheinen und den Versuch machen würde, das alte, schlimme Spiel abermals zu beginnen. Mit einem Gefühl mutlosen Grauens dachte er an diesen Tag. Denn wenn sie wirklich imstande war, ihr unbegreifliches Verschwinden zu rechtfertigen — wenn sie ihm den Beweis erbringen konnte, daß sie nur unter dem Druck einer höheren Gewalt gehandelt habe und daß nichts Sträfliches oder Verächtliches in ihrem Beginnen gewesen sei, woher sollte er dann noch das Recht nehmen, sie von sich zu stoßen und ihr die Erfüllung der früher gegebenen Versprechungen zu verweigern? Er liebte sie nicht mehr, darüber war er mit sich selber völlig im reinen. Aber er konnte ihr dies Geständnis nicht machen, ohne zugleich zu bekennen, daß er von allem Anbeginn nur das Opfer eines flüchtigen Rausches gewesen sei. Und dann fiel nicht länger ihm die Richterrolle zu, sondern Dolly war es, die ein Recht hatte, ihn als einen Wortbrüchigen zu verachten. Wie auch immer also die unvermeidlichen Auseinandersetzungen zwischen ihnen ausfallen mochten, er hatte jedenfalls guten Grund, sich vor ihnen zu fürchten und damit zugleich die für eine kurze Zeit gehegte Illusion zu begraben, als ob ein bloßer Entschluß hinreichend sei, eine Vergangenheit auszulöschen und ein neues Leben zu beginnen.

Er hatte Arvid Cederskjöld nichts von Dollys Telegramm gesagt, aber er hatte dies Verschweigen wie eine sträfliche Unaufrichtigkeit empfunden und war seitdem unter allerlei Vorwänden den Begegnungen mit dem Freunde soviel als irgend möglich ausgewichen. Er zweifelte nicht, daß der andere dieser durch nichts motivierten Zurückhaltung eine falsche Deutung geben würde und daß er auf dem besten Wege sei, ihn dadurch zu verlieren. Aber er meinte, nicht anders handeln zu können,

und verrannte sich dabei immer tiefer in die pessimistische Ueberzeugung, daß an seinem verfehlten Leben nichts mehr zu retten sei. Am besten war es seiner Meinung nach noch immer, wenn er allen früheren Thorheiten und Fehlern nun auch noch die Feigheit hinzufügte, Dollys Wiederkehr nicht erst abzuwarten, sondern das lose geknüpfte Band zu zerreißen, das ihn vorläufig noch hier in Hamburg festhielt, und sich in irgend einen abgelegenen Erdenwinkel zu flüchten, wo ihn weder jenes unselige Weib, noch die Teilnahme eines wohlmeinenden Freundes zu finden vermochten.

Ganz in seine unerfreuliche Gedankenwelt verloren, war er weiter und weiter gegangen und aus der Gegend der betriebsamen Werkthätigkeit allgemach in ein vornehmeres Stadtviertel gelangt. Ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß es inzwischen zu spät geworden sei, eine Speisewirtschaft aufzusuchen, wenn er rechtzeitig wieder an seiner Arbeit sein wollte. Aber er bedauerte es nicht, denn er hatte die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse ohnedies seit Wochen nur noch wie ein notwendiges Uebel behandelt, und gerade die unausbleiblichen Folgen dieser regellosen Lebensweise mochten nicht wenig dazu beigetragen haben, daß seine Stimmung immer gedrückter und düsterer geworden war.

Er blickte umher, um sich über die für den Rückweg einzuschlagende Richtung zu orientieren, und dabei fiel sein Auge auf eine kleine Gruppe, deren Anmut ihn wenigstens für einen flüchtigen Moment fesseln mußte, wie wenig er auch gestimmt sein mochte, sich für fremde Menschen zu interessieren.

Er sah eine hochgewachsene, schlanke Mädchengestalt im einfachen dunklen Kleide und zwei vielleicht elf- oder zwölfjährige blondzöpfige Mädchen, die sich rechts und links an sie geschmiegt hatten, um sie liebkosend zu umschlingen und in kindlich-heiterem Tone mit ihr zu plaudern, während die hübschen, frischen Gesichtchen mit einem Ausdruck rührender Zärtlichkeit zu ihr emporschauten.

Er konnte nicht hören, was sie sprachen, sondern er vernahm nur den Klang der Stimmen und das unschuldig helle Kinderlachen. Aber während ihm bei seiner trostlosen Gemütsverfassung fast jede Aeußerung lauter Fröhlichkeit in seiner Um-

gebung etwas wie einen physischen Schmerz bereitete, fühlte er sich seltsamerweise von diesem ausgelassenen Kinderlachen eigentümlich wohlthuend berührt und konnte der Versuchung nicht widerstehen, dicht an ihnen vorüberzugehen, um flüchtig auch den Anblick der jungen Dame zu erhaschen, die der beneidenswerte Gegenstand einer so vertrauensvoll anschmiegenden Zärtlichkeit war.

Es wurde ihm nicht ganz leicht gemacht, denn sie hatte sich eben nach der anderen Seite gewendet, und er sah nur die Fülle schwarzen Haars, die fast allzu schwer schien für das feine, zierliche Köpfchen. Eine schmerzliche Erinnerung durchzuckte ihn bei dem Anblick dieser starken, im Sonnenschein eigentümlich schimmernden Flechten, und vielleicht nur, um den thörichten Gedanken zu verscheuchen, der sich da mit einem Male so mächtig in ihm geregt hatte, zögerte er in fast auffälliger Weise, bis die Besitzerin dieses Flechtendiadems, das er in gleicher Pracht bisher nur bei einem einzigen, weiblichen Wesen gesehen, ihm ihr Gesicht zukehren würde.

Nun war es geschehen, und er starrte wie entgeistert in dies schöne Mädchenantlitz, das er so gut kannte und das er kaum noch wiederzusehen gehofft hatte.

„Magda!“ rief er. „Ja, ist dies denn Wahrheit oder ein Traum am hellen Mittag? Du bist es wirklich?“

Sie war bei seinem Anblick, der ihr sicherlich nicht weniger unerwartet gewesen war als ihm der ihrige, in offenkundigem Erschrecken zusammengefahren; aber sie faßte sich schneller als er. Und es war vielleicht vor allem die Rücksicht auf die erstaunt und neugierig aufhorchenden Kinder, die sie veranlaßte, mit ruhiger Freundlichkeit zu erwidern:

„Freilich bin ich's, Erich! Und ich habe vielleicht ebenso viel Veranlassung, mich über dies Zusammentreffen zu wundern wie du. Glaubte ich dich doch in diesem Augenblick bereits drüben, jenseits des Oceans.“

„Es war ein Irrtum, wie du siehst. Ich habe mit meinen Auswanderungsideen und Zukunftsplänen Schiffbruch gelitten, noch ehe ich mich den trügerischen Wellen des Meeres anvertraute. Du weißt ja, daß ich für derartige Katastrophen von jeher ganz besonders beim Schicksal vorgemerkt war.“

Sie antwortete ihm nicht sogleich, sondern sie flüsterte statt dessen den beiden Kindern einige freundliche Worte zu, durch welche die liebenswürdigen Blondköpfchen veranlaßt wurden, ihr Besitzrecht auf die erwachsene Begleiterin einstweilen aufzugeben und Arm in Arm ein paar Schritte voraufzugehen. Der Platz an ihrer Seite war frei geworden, und Erich zögerte nicht, ihn einzunehmen — um so weniger, als er mit einem beglückend-freudigen Gefühl etwas wie Ermutigung in Magdas Augen zu lesen glaubte.

„Sprich leise, damit meine kleinen Zöglinge es nicht hören!“ bat sie in ihrem gewöhnlichen ernsten Tone, doch ohne alle Unfreundlichkeit. „Sie könnten solche Aeußerungen leicht mißverstehen und dann nach Kinderart darüber reden.“

„Deine Zöglinge?“ fragte er, ihrem Wunsche entsprechend, mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Willst du mir nicht sagen, wer diese Kinder sind und wie du in ihrer Gesellschaft hierher nach Hamburg gekommen bist?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Es sind die Töchter eines hiesigen Großkaufmanns, des Konsuls Sieveking. Und ich bin ihre Gouvernante.“

„Ihre Gouvernante — du?“ wiederholte Erich mit einem Ausdruck, als habe er sie im Verdacht, sich über ihn lustig machen zu wollen. „Das ist doch wohl nicht dein Ernst!“

„Gewiß! Ich suchte in der Zeitung nach einer passenden Stellung, und ich hatte das Glück, sogleich die beste und angenehmste zu finden, die ich mir nur wünschen konnte.“

„Aber wie ist das möglich? Dein Studium, dessen Ermöglichung dich so glücklich gemacht hatte, — du hast es abermals unterbrochen? Nur, um Gouvernante zu werden? Vergieb, wenn es mir völlig unfaßbar scheint! Hat denn dein Vormund seine Einwilligung dazu gegeben?“

„Nicht ohne weiteres! Er sträubte sich mit aller Energie dagegen. Aber er sah doch ein, daß ich recht hatte. Und wenn es nicht anders hätte sein können, hätte ich es wohl auch ohne seine Einwilligung gethan. Du weißt vielleicht nicht, Erich, daß ich mein kleines Vermögen bis auf den letzten Pfennig verloren habe.“

Sie sagte es so ruhig, als ob sie von irgend einem ganz

gleichgültigen Vorkommnis spräche; Erich aber war von der unerwarteten Eröffnung auf das äußerste bestürzt.

„Dein elterliches Erbteil — verloren? Und wie konnte das geschehen? Hatte denn Herr von Rocholl nicht die Verpflichtung, es vollkommen sicher anzulegen? Und wenn er es unterließ, ist er dir dann nicht nach den Bestimmungen des Gesetzes haftbar für den Verlust?"

„Wohl kaum, da er sowohl bei dem Verkauf von Oesterhof, wie bei der Anlage des Geldes ganz nach meinen Wünschen gehandelt hat. Außerdem hat ja auch er bei dem Bankbruch, der mich um mein kleines Vermögen brachte, beinahe alles verloren, was er besaß. Und seine Lage ist als die eines Familienvaters ungleich schlimmer als die meinige."

„Aber leidest du nicht furchtbar unter diesem jähen Wechsel der Verhältnisse, Magda? Gerade dich kann ich mir unmöglich in einer abhängigen Stellung denken. Hätte sich denn gar nichts anderes für dich finden lassen, als gerade dies?"

„O, es hat mir an Anerbietungen nicht gefehlt. Ganz abgesehen davon, daß im Rochollschen Hause trotz des eingetretenen Vermögensverlustes immer noch ein Plätzchen für mich gewesen wäre, boten mir verschiedene befreundete Familien eine sichere Zufluchtsstätte an. Ja, ich glaube sogar, daß ich einige dieser trefflichen Menschen schwer gekränkt habe, als ich es vorzog, mir unter fremden Leuten durch redliche Arbeit mein Brot selbst zu verdienen. Aber ich kann nicht gegen meine Natur. Ich vermag ebenso wenig von Almosen zu leben, und würden sie mir auch in der feinfühligsten Weise geboten, als ich imstande bin, mein Dasein in zweckloser Unthätigkeit hinzubringen. Schließlich kommt es doch nur darauf an, daß man überhaupt ein feststehendes Ziel und eine bestimmte Lebensaufgabe hat. Jede rechtschaffene Arbeit, sei sie an und für sich leicht oder schwer, geringfügig oder bedeutend, trägt doch am Ende ihren Lohn in sich selbst."

Ja, das war wieder in jedem Wort seine bewunderte, und bei aller Bewunderung auch ein wenig gefürchtete Base Magda! Sie sah offenbar nicht das geringste Verdienst in ihrem tapferen Entschluß, und es war nichts Phrasenhaftes in dem, was sie sprach. Aber in vielem anderen war sie doch

nicht mehr dieselbe wie bei ihrer letzten Berliner Begegnung. So wie sie sich äußerlich innerhalb dieser wenigen Wochen auffallend verändert hatte, wie ihre Gestalt und ihr Antlitz die strenge, jungfräuliche Herbheit fast ganz verloren und weichere, weiblichere Formen angenommen hatten, so war auch in ihrem Wesen, im Klang ihrer Stimme, im Blick ihrer schönen dunklen Augen eine Weichheit, die Erich sehr glücklich machte.

„Du bist ein seltenes Mädchen, Magda!“ sagte er, um dann, da er das wohlbekannte leise Zucken ihrer Brauen gewahrte, eilig hinzuzufügen: „Aber vergieb — ich weiß ja, daß du es nicht liebst, derartiges zu hören. Vielleicht darf ich dir nicht einmal aussprechen, wie schmerzlich ich diese einschneidende Veränderung in deinem Leben empfinde, und wie sehr ich es beklage, daß ich in diesem Augenblick so gar nichts thun kann, deine Lage zu verbessern.“

„Das ist ein sehr überflüssiges Bedauern, denn du siehst ja, daß ich selbst mich vollständig damit abgefunden habe; wir wollen lieber von dir sprechen, vorausgesetzt, daß du nicht einen Grund hast, es zu vermeiden. Irgend jemand sagte mir in Berlin, daß du nach einem fremden Erdteil ausgewandert seist. Er war also falsch berichtet — oder hast du deine Abreise noch verschoben?“

„Der unbekannte Erzähler hat dir jedenfalls die Wahrheit gesagt, so gut er sie kannte. Ja, ich hatte Berlin verlassen in der Absicht, nach Amerika auszuwandern; aber ein gnädiges oder ungnädiges Schicksal — ich selbst weiß in diesem Augenblick nicht mehr, wie ich es nennen soll — hat mich verhindert, die Reise zu vollenden. Würdest du mir erlauben, Magda, dir die ganze Wahrheit zu bekennen?“

Er war auf eine schroffe Ablehnung gefaßt, aber sie sagte nur:

„Du siehst wohl, Erich, daß das nicht die rechte Gelegenheit dazu sein würde. Wie lange gedenkst du noch in Hamburg zu verweilen?“

Er wußte nicht, was ihm diese Antwort eingegeben hatte; aber sie erfolgte jedenfalls ohne alles Zaudern und Ueberlegen:

„Das wird allein von dir abhängen, Magda!“

„Von mir?“ fragte sie verwundert, — „inwiefern?“

„Ich habe hier eine Thätigkeit gefunden, die weit abliegt von der Laufbahn, für die du mich bestimmt hattest und die keinem der hochfliegenden, ehrgeizigen Wünsche Erfüllung bringen wird, mit denen ich jene Laufbahn begonnen. Laß dir in wenig Worten erzählen, wie ich dazu kam, sie zu ergreifen.“

Und er berichtete der aufmerksam Aufhorchenden von Asmus Christensens sonderbarem Inserat, von der Art seiner Beschäftigung und von den ungewissen Aussichten, die sich daran knüpften. Von seiner heutigen Kündigung aber sagte er ihr nichts.

„Nun wohl,“ erwiderte sie, als er inne hielt, „mir scheint, daß du sehr wohl daran gethan hast, diese Stellung anzunehmen. Aber ich verstehe jetzt noch weniger als vorhin, inwiefern es von mir abhängen soll, ob du verweilst oder gehst.“

„Ich kann dies Leben nicht ertragen, Magda, ohne zu wissen, wofür ich arbeite, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben, das mich aufrecht erhält und ermutigt, das mir den Glauben an mich selbst wiedergiebt, in jenen schrecklichen Augenblicken, wo alles um mich her wankt und zusammenzubrechen droht. Ich muß einen Menschen haben, der mein vergangenes Leben und mein Inneres kennt, so wie ich selbst sie kenne — und der imstande ist, mir zu vertrauen, auch dann noch, wenn ich selbst mir nicht mehr zu vertrauen vermag.“

Wie ein verzweifelter Notschrei aus tiefster Seele war es von seinen Lippen gekommen! Magda sah still vor sich nieder, und wohl eine Minute verging, ehe sie ihm Antwort gab.

„Wenn du glaubst, Erich, daß es dir eine Erleichterung gewähren würde, mich zu deiner Vertrauten zu machen, so will ich es dir gewiß nicht verwehren. Aber du begreifst, daß es nicht hier auf der Straße geschehen kann, und ich darf dich vorläufig ebensowenig auffordern, mich im Hause des Konsuls zu besuchen, als ich dir ein Stelldichein an irgend einem dritten Orte zu geben vermöchte. Aber du kannst ja an mich schreiben — so ausführlich du immer es willst, und ich verspreche dir, daß ich auf der Stelle antworten werde.“

Er nahm in heiß aufwallender Dankbarkeit ihre Hand, und

Magda zog sie nicht zurück, auch als er sie wieder und wieder mit mehr als nur verwandtschaftlicher Wärme drückte.

„Wie gut du bist!“ sagte er. „Und du zürnst mir nicht mehr — auch deshalb nicht, daß ich von Berlin fortgehen konnte, ohne ein Wort des Abschieds an dich zu richten?“

„Es hat mir sehr weh gethan,“ sagte sie in schlichter Aufrichtigkeit. „Aber ich habe später eingesehen, daß ich wohl keinen Anspruch mehr darauf hatte. Als ich mich in meinem thörichten Tugendhochmut zur Richterin aufwarf über dich und hartnäckig deiner Annäherung auswich, war ich eben noch ein kindisches, unerfahrenes Geschöpf, das sich in einer eingebildeten Welt bewegte und nichts vom Leben wußte. Ein paar Wochen wirklichen, ernsten Daseinskampfes haben hingereicht, in meiner Denkungsart und in meinen Anschauungen gar vieles zu ändern. Ich sehe ein, Erich, daß die Schuld an der zwischen uns beiden eingetretenen Entfremdung nicht allein auf deiner Seite gewesen ist. Und es wäre ein sehr verdammenswerter Eigensinn, wenn ich mich dagegen sträuben wollte, das einmal erkannte Unrecht wieder gut zu machen, soweit ich es vermag.“

Sie hatte die letzten Worte nur noch sehr hastig und mit gedämpfter Stimme sprechen können, denn die zärtliche Ungeduld der Kinder ließ sich nicht länger zügeln, und sie waren stehen geblieben, um ihr geliebtes Fräulein Magda wieder für sich in Beschlag zu nehmen. Unter solchen Umständen konnte von irgend welchen Gefühlsäußerungen füglich nicht weiter die Rede sein, und Erich fand kaum noch Gelegenheit, Magdas Adresse zu erfahren, ehe er sich mit einem abermaligen langen Händedruck von ihr verabschiedete, um mit einer sehr beträchtlichen Verspätung, aber wahrlich in ganz anderer Stimmung, als er sie verlassen, an seine Arbeit zurückzukehren.

In der Nacht aber, die diesem für ihn so bedeutsamen Tage folgte, suchte er sein Lager nicht auf, sondern er saß bis zum hellen Morgen am Tische, um die für Magda bestimmte Beichte zu verfassen — ein Bekenntnis, so ehrlich und rückhaltlos, wie er es ihr Auge in Auge wohl in der That niemals hätte ablegen können. Er verschwieg nichts und beschönigte nichts. Die Darstellung seines Verhältnisses zu Dolly war so aufrichtig, daß er mehr als einmal im Schreiben innehielt, weil ihn die Befürchtung

überkam, Magda werde die Blätter beiseite werfen. Aber er ließ sich selbst durch diese Zweifel und Besorgnisse nicht beirren. Als er endlich, aufs äußerste erschöpft, die Feder niederlegte, konnte er sicher sein, daß nichts unausgesprochen geblieben war, was sie wissen mußte, um seine Handlungsweise zu verstehen und ein gerechtes Urteil über ihn zu fällen. Und er überließ alles ihrer freien Entscheidung. Er fühlte, daß hier ihr Herz allein sprechen dürfe, und daß es unwürdig wäre, noch eine Bitte um Verzeihung oder einen Appell an ihre Großmut hinzuzufügen.

Er war vollkommen ruhig, als er den Brief in den Kasten warf, und mit einer Zuversicht, die ihn selbst fast in Erstaunen setzte, sah er der Antwort Magdas entgegen.

Wie sie in ihrem bisherigen Leben noch jedes Versprechen gehalten hatte, so erfüllte Magda auch diesmal ihre Zusage, ihm auf der Stelle ihre Erwiderung zukommen zu lassen. Noch ehe der Tag zur Neige ging, hielt er sie in den Händen. Und sie lautete:

„Lieber Erich! Ich habe Deinen Brief empfangen, und ich danke Dir für Dein Vertrauen. Vielleicht fehlt es mir für vieles von dem, was Du mir geschrieben, bis heute noch an dem rechten Verständnis. Soviel aber glaube ich doch zu wissen, daß nichts Unverzeihliches gewesen ist in dem, was Du gethan. Ich glaube an Dich und an die Ehrlichkeit Deines Vorsatzes, ein neues Leben zu beginnen. Und ich werde mich herzlich freuen, es Dir auch selbst zu sagen. Aber nicht heute oder morgen kann es geschehen. Und Du darfst mir nicht zürnen, wenn ich Dich bitte, mich nicht vor Ablauf eines Monats zu besuchen. Ich habe sehr triftige Gründe dafür, an denen nichts zu ändern ist, und die Du, wie ich zuversichtlich hoffe, achten wirst, auch ohne daß ich sie Dir nenne.

Auf ein frohes und unbefangenes Wiedersehen! In treuer Freundschaft Deine Cousine Magda."

Erich war der glücklichste der Menschen, als er dies kurze Briefchen gelesen. Er verstand sehr gut, daß dieser Monat, der bis zu ihrem Wiedersehen vergehen sollte, noch eine letzte

Probezeit für ihn bedeutete; aber er war mit Freuden bereit, die Probe zu bestehen. Und als ihm am nächsten Tage Herr Asmus Christensen zufällig in den Weg lief, da mochte er nicht wenig erstaunt sein, als der junge Ingenieur ohne weiteres seine Hand ergriff und ihm in fröhlich klingendem Ton zurief:

„Sie hatten recht, mir eine Bedenkzeit zu gewähren, Herr Christensen! — Mit der Kündigung ist es nun vorläufig nichts. Und wenn ich Ihnen auch nicht in aller Form versprechen kann, die Erfindung zu machen, auf die wir hoffen, so werde ich doch jedenfalls meine ganze Kraft daran setzen. Und ob es nun vier Wochen oder vier Monate dauert — einmal werden wir sicher zu dem erwünschten Ziele gelangen!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gleichsam über Nacht und gewiß zu ihrer eigenen grenzenlosen Ueberraschung, war Signe Cederskjöld innerhalb der Kreise, die das Publikum des bescheidenen Vorstadttheaters ausmachten, zu einer Berühmtheit geworden. Aber es hatte sich nichts Wunderbares zugetragen, um diese Wendung herbeizuführen, sondern es war dabei durchaus mit rechten Dingen zugegangen. Man hatte „Die Grille" aufführen wollen, ein Rührstück, das auf die Theaterhabitués von St. Pauli trotz seines altmodischen Zuschnitts noch immer eine starke Wirkung übte, und eine Stunde vor dem Beginn der Vorstellung hatte sich die Darstellerin der Titelrolle krank melden müssen. Es war zu spät gewesen, irgend eine andere Aufführung zustande zu bringen, und der verzweifelte Direktor hätte für diesen Abend die Pforten seines Musentempels schließen müssen, wenn ihm nicht in Frau Signe Cederskjöld ganz unerwartet eine Retterin erstanden wäre. Sie hatte sich erboten, die Rolle, die sie bei ihrer Vorbereitung für die deutsche Bühne studiert hatte, ohne Probe zu spielen. Und der Direktor hatte ihr Anerbieten angenommen, obwohl er hinsichtlich des Ausgangs dieses gewagten Experiments nicht frei von Besorgnissen war. Aber der Erfolg hatte seine Befürchtungen glänzend widerlegt. Noch nie

war das Publikum so belustigt, so gerührt und so hingerissen gewesen als durch das Spiel dieser kleinen „Grille", deren unscheinbares Persönchen schon nach den ersten Worten durch seine anmutige Beweglichkeit, durch sein ausdrucksvolles Mienenspiel und den Wohllaut seiner Stimme alles bezaubert hatte. Es war ein Triumph, wie ihn Signe sich nicht vollkommener hätte wünschen können. Und mit einem Schlage war sie aus einem untergeordneten und wenig beachteten Mitgliede zum ersten Stern der bescheidenen Bühne geworden.

Der geschäftskluge Direktor hatte sofort sein Repertoir geändert und für eine ganze Woche nichts anderes als Wiederholungen des alten Birch-Pfeifferschen Rührdramas angesetzt, das durch Signe Cederskjölds Erfolg mit einem Male zu einem richtigen Zug- und Kassenstück geworden war.

Heute nun sollte die fünfte dieser Aufführungen stattfinden, und Signe war in ihrer Garderobe eben damit beschäftigt, sich für die Auftrittsszene zu kostümieren, als eine ihrer Kolleginnen hereinstürzte, um ihr mit wichtiger Miene eine große Neuigkeit mitzuteilen.

„In der Direktionsloge sitzt der Direktor des Stadttheaters — und er ist sicherlich nicht gekommen, nur um sich zu seinem Vergnügen ‚Die Grille' von uns vormimen zu lassen. Ich wette, um was Sie wollen, daß er nur Ihretwegen da ist. Gehen Sie ebenso tüchtig ins Zeug wie an den letzten Abenden — und ich werde mich gar nicht wundern, wenn er Ihnen nach der Vorstellung einen glänzenden Engagementsantrag macht."

Frau Signe schüttelte zwar mit einem ungläubigen Lächeln den Kopf; aber in ihren Augen, die noch immer die alte wunderbare Beredsamkeit hatten, leuchtete es doch seltsam auf. Und sie hatte jedenfalls noch bei keiner der vorhergegangenen Aufführungen mit so leidenschaftlichem Temperament und so hinreißendem Feuer gespielt wie heute. Das Publikum war außer sich vor Entzücken; im zweiten Zwischenakt aber erschien der allgewaltige Gebieter des berühmten Stadttheaters auf der Bühne, um sich Frau Signe Cederskjöld vorstellen zu lassen und sie nach einigen artigen Bemerkungen über ihr Spiel für den nächsten Vormittag um ihren Besuch in seinem Bureau zu

bitten. Er blieb bis zum Schluß der Vorstellung im Hause, und nach dem letzten Fallen des Vorhangs applaudierte er fast noch lebhafter als die derbfäustigen Zuschauer oben auf der Galerie.

„Lassen Sie sich gratulieren!“ sagte der Regisseur mit etwas sauersüßer Miene zu Signe. „Sie sind im Begriff, einen großen Schritt vorwärts zu thun. Und wenn Sie klug sind, können Sie sich die glänzendsten Bedingungen sichern. Der Mann wird Ihnen alles bewilligen, was Sie verlangen, um Sie für sich zu gewinnen.“

„Ja, ich werde meine Bedingungen stellen,“ erwiderte Signe, während in ihren Augen wieder jenes wundersame Leuchten war. „Und nur wenn sie vorbehaltlos erfüllt werden, werde ich das Engagement annehmen.“

Die mehr oder weniger aufrichtig gemeinten Glückwünsche der Kollegen lehnte sie als allzu voreilig lächelnd ab. Mit dem Abschminken und Umkleiden aber beeilte sie sich diesmal noch mehr als gewöhnlich, und sie war eine der ersten, die durch das Schauspielerpförtchen das Theatergebäude verließ. Nur einen ganz raschen, verstohlenen Blick warf sie nach der Thürnische des benachbarten Restaurants hinüber — ein Blick, den auch der schärfste Beobachter schwerlich aufgefangen haben würde, der aber doch hinreichte, sie die hohe Gestalt und den charakteristischen rotblonden Kopf des hünenhaft gebauten Mannes erkennen zu lassen, der da wie allabendlich auf seinem Posten stand, fest überzeugt, daß Signe nicht das Mindeste von seiner Anwesenheit ahnte.

Ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen, wandte sie sich nach der anderen Seite und stieg in den ersten Omnibus, der des Weges kam. Dann aber, als sie sicher war, daß er sie nicht mehr beobachten konnte, spähte sie mit der äußersten Anstrengung durch die beschlagene Fensterscheibe zurück, um wenigstens noch einen flüchtigen Schatten seiner Gestalt zu erhaschen. — —

Am nächsten Vormittag saß sie dem allgewaltigen Machthaber des Stadttheaters in seinem elegant ausgestatteten Bureau gegenüber. Wie es nach dem Vorhergegangenen nicht anders zu erwarten gewesen war, machte er ihr in aller Form einen

Engagementsantrag und erklärte sich nicht nur bereit, die von ihrem jetzigen Direktor für eine sofortige Lösung des Vertrages etwa geforderte Konventionalstrafe zu zahlen, sondern bot ihr auch eine Gage, die ungefähr das Fünffache dessen betrug, was sie bisher erhalten hatte. Wahrscheinlich war er darauf vorbereitet, daß Signe noch mehr fordern würde, und es setzte ihn ersichtlich nicht wenig in Verwunderung, als sie ohne alle Befangenheit und im Tone eines vorgefaßten, bestimmten Entschlusses sagte:

„Es kommt mir nicht so sehr auf die Höhe der Gage an, Herr Direktor, aber ich hätte allerdings noch eine Bedingung zu stellen — eine, von der ich unter keinen Umständen abgehen könnte."

„Nun, so lassen Sie hören! Wenn Sie nicht etwas geradezu Unmögliches verlangen, wird sich ja vielleicht darüber reden lassen."

„Ich mache zur Bedingung, daß Sie das Schauspiel meines — meines Mannes zur Aufführung bringen und daß die Rolle der Thyra die erste ist, die ich an Ihrem Theater spiele."

Das war nun doch etwas ganz Unerwartetes. Er hatte von der Existenz ihres Mannes und seiner Dichtung bisher keine Ahnung gehabt, und als Signe ihm auf seine Fragen der Wahrheit gemäß berichtete, daß das Stück bei seiner ersten Berliner Aufführung erbarmungslos ausgezischt worden sei, bot er all sein diplomatisches Geschick und seine ganze Ueberredungskunst auf, sie von ihrem nach seiner Versicherung unerfüllbaren Verlangen abzubringen. Aber die junge Schauspielerin blieb unerschütterlich und erklärte, lieber für die bescheidenste Gage an ihrem Vorstadttheater bleiben zu wollen, falls er bei seiner Weigerung verharrte.

„Aber ich möchte das Stück doch wenigstens erst lesen!" rief er endlich. „Können Sie mir ein Exemplar davon zustellen?"

Signe griff lächelnd in die Tasche ihres Jacketts und reichte ihm das broschürte Bändchen.

„Es ist das einzige, das ich besitze, und ich muß es unter allen Umständen zurück haben; der Name des Berliner Agenten,

von dem das Aufführungsrecht zu erwerben ist, steht auf dem Umschlage."

„Gut! Erwarten Sie also meinen Bescheid und versprechen Sie mir, sich vorher nach keiner anderen Seite hin zu binden. Aber ich würde Ihnen lieber noch tausend Mark zu der gebotenen Gage zugelegt haben, als daß ich mich Ihnen zuliebe auf ein solches Experiment einließe."

Er hatte Mühe, seine Verdrießlichkeit zu verbergen, als er sie zur Thür geleitete. Drei Stunden später aber erhielt Signe in ihrer Wohnung ein Stadttelegramm: „Einverstanden. Erbitte zur Unterzeichnung des Vertrages nochmals Ihren Besuch."

Und sie glitt, nachdem sie es gelesen, vor ihrem Sofa in die Kniee, um bitterlich weinend das Gesicht in den Polstern zu bergen. — —

Vierzehn Tage später verkündeten die hamburgischen Zeitungen in einer aus dem Theaterbureau stammenden Notiz die nahe bevorstehende Aufführung von Arvid Cederskjölds Schauspiel, die einen besonderen Reiz noch dadurch gewinnen würde, daß die weibliche Hauptpartie von der Gattin des Verfassers als Antrittsrolle gespielt werden solle. Und am folgenden Morgen erhielt Frau Signe, die trotz der veränderten Glücksumstände ihre sehr bescheidene Wohnung nicht gewechselt hatte, einen unerwarteten Besuch.

Erich von Brunneck war es, der ihr durch die Wirtin seine Visitenkarte geschickt hatte, und der mit allen Anzeichen der Verlegenheit über die Schwelle des dürftigen Zimmerchens trat, als die Schauspielerin sich bereit erklärt hatte, ihn zu empfangen.

Er sprach davon, daß er erst vor kurzem zufällig von ihrer Anwesenheit in Hamburg erfahren habe; aber sie wußte schon nach seinen ersten Worten, daß er nicht bloß gekommen sei, um sie zu begrüßen, sondern daß er irgend einen ganz bestimmten Zweck mit seinem Besuch verfolge. Und da es ihm offenbar schwer fiel, das rechte Wort zu finden, war sie ihm behilflich.

„Sie haben mir einen Auftrag auszurichten — nicht wahr?" fragte sie, während ihre lebhaften Augen in ge-

spannter Erwartung an seinem Antlitz hingen. „Es ist mein — es ist Arvid Cederskjöld, der Sie zu mir geschickt hat?“

„Wie? Sie wissen also, daß er hier ist und daß nähere Beziehungen zwischen ihm und mir bestehen?“

„Ich sah Sie eines Tages in seiner Gesellschaft,“ erwiderte sie ruhig, „und ich war darauf gefaßt, daß er jemanden zu mir schicken würde, um mir das Auftreten in seinem Stück zu verbieten.“

„Wenn Sie das voraussahen, Frau Signe, weshalb — —“

Aber sie ließ ihn diesmal nicht ausreden.

„O fragen Sie mich nicht, weshalb ich die Aufführung des Schauspiels durchsetzen will. Das ist eine Sache, die mich allein angeht. Und sagen Sie Arvid, daß ich es nicht überleben werde, wenn er meine Absicht vereitelt.“

„Ich befinde mich da Ihnen gegenüber in einer sehr peinlichen Lage. Daß die Aufführung ganz und gar gegen den Wunsch Ihres Gatten stattfinden würde, darf ich Ihnen nicht verhehlen. Und wenn Sie, wie ich aus Ihren letzten Worten schließen muß, die Urheberin dieses Unternehmens sind, so haben Sie sich da vielleicht in der That auf ein Wagnis eingelassen, das möglicherweise weder zu Ihrem Vorteil noch zum Vorteil meines Freundes Cederskjöld ausgeht. Ich brauche Sie doch wohl nicht an die so wenig wohlwollende Aufnahme zu erinnern, welche die Dichtung bei der Berliner Premiere gefunden.“

„O nein, Sie brauchen es nicht. Wenn ich hundert Jahre alt würde, würde ich mich doch noch in der letzten Stunde meines Lebens an jede Einzelheit dieses schrecklichen Abends erinnern. Aber er wird sich nicht wiederholen — glauben Sie es mir! Man wird das Stück diesmal ganz anders spielen als in Berlin. Und das Publikum wird es darum auch besser verstehen.“

Sie sagte es im Tone einer so unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Erich fast ein wenig von ihrer Zuversicht angesteckt wurde. Aber er erinnerte sich der peinlichen Mission, die er da übernommen hatte, und er durfte den Versuch noch nicht aufgeben, dem Wunsch des Freundes Erfüllung zu verschaffen.

„Ich zweifle nicht daran, verehrte Frau Signe, daß Sie volles Vertrauen in den Erfolg der Aufführung setzen, und ich bin gewiß, daß das Schauspiel diesen Erfolg vollauf verdienen würde. Aber Sie dürfen doch nicht vergessen, daß, wie auch immer es um die Besetzung der übrigen Partien bestellt gewesen sein mag, die Hauptrolle doch schon damals in Berlin in Ihren Händen lag und daß Sie sicherlich auch bei jener Premiere Ihre ganze künstlerische Kraft eingesetzt hatten, dem Werke Ihres Gatten zum Siege zu verhelfen."

Es war gewiß ein triftiger Einwand; auf Signe aber brachte er keine Wirkung hervor; denn mit unverminderter Entschiedenheit schüttelte sie den Kopf.

„Ich werde die Thyra diesmal ganz anders spielen als an jenem Abend. Und so wie ich sie spielen will, wird sie dem Publikum gefallen. Ich kann Ihnen das nicht näher erklären, denn es handelt sich dabei um Dinge, die sich nicht mit Worten begreiflich machen lassen. Sie müssen es mir eben auf meine einfache Versicherung hin glauben, und wenn Sie es ein wenig gut mit mir meinen, müssen Sie versuchen, auch Ihren Freund davon zu überzeugen."

„Ich will von Herzen gern alles thun, was ich vermag. Aber ich zweifle an dem Erfolg. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich Ihnen versichere, daß Arvid unglücklich ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Ereignis. Als Autor hätte er ja vielleicht trotz der Einwilligung des Agenten ein Recht, die Aufführung zu verbieten; aber er wird mit Rücksicht auf Sie von diesem Rechte natürlich keinen Gebrauch machen, sondern alles Ihrer freien Entschließung überlassen. Könnten Sie nicht vielleicht dennoch irgend eine andere, dankbare Rolle für Ihr erstes Auftreten wählen?"

„Es giebt keine dankbarere für mich als diese," beharrte sie mit einem Ausdruck, der keinen Widerspruch zuließ. Und nach einem kurzen Zaudern fügte sie in eigentümlich veränderterm, bedeutsamem Tone hinzu: „Aber ich verspreche Ihnen feierlich, daß ich nur ein einziges Mal in der Rolle der Thyra auftreten werde — wie es auch ausfallen mag: nur ein einziges Mal!"

Erich fühlte, daß alle ferneren Bemühungen fruchtlos sein würden, und er gab es auf, noch weiter in sie zu dringen. Aber er zögerte noch, sich zu verabschieden.

„Ich werde ihm getreulich wiederholen, was ich von Ihnen gehört habe," sagte er. „Aber vielleicht — vielleicht haben Sie mir noch irgend eine andere Bestellung für ihn aufzutragen. Seien Sie versichert, liebe Frau Signe, daß es mich sehr glücklich machen würde, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, eine Versöhnung zwischen Ihnen und ihm herbeizuführen."

Signes Atem ging schneller, und sie legte mit einer unwillkürlichen Bewegung beide Hände auf die stürmisch wogende Brust.

„Hat er — hat er Ihnen nahegelegt, mich etwas derartiges zu fragen?"

Verlegen schlug Erich unter ihrem großen, angstvoll forschenden Blick die Augen nieder.

„Nein," sagte er, „aber ich hoffe, daß es mir gelingen würde, ihn — —"

Signes Hände sanken wieder herab, und ihre Stimme klang hart und schneidend, da sie ihm in die Rede fiel:

„Geben Sie sich also keine Mühe. Sie würden doch nichts anderes damit erreichen, als Arvid ohne Not zu verletzen und ihn gegen sich aufzubringen. Ich weiß, daß er mir niemals verzeihen kann — und Sie sehen ja, daß ich mich damit abgefunden habe. Es mag sein, daß noch ein kleiner Rest von Zuneigung für mich in seinem Herzen geblieben ist, aber er ist jedenfalls nicht stark genug, um ihn vergessen zu machen, eine wie tödliche Beleidigung er durch mich erfahren hat. Ich erleide eben nur die gerechte Strafe für das, was ich gefehlt — und dabei muß es nun wohl sein Bewenden behalten."

Die Art, wie sie die letzten Worte gesprochen, war Erich ein Beweis, daß sie die Unterhaltung nicht weiter fortzusetzen wünsche, und da er ihr in der That mit gutem Gewissen nicht hätte widersprechen können, ließ er sie allein. — —

Der Abend der Aufführung war gekommen, und das vornehme Stadttheater-Publikum, das weder der jungen Debutantin

noch dem Schauspiel des unbekannten Autors besonderes Vertrauen entgegenbrachte, verhielt sich während des ersten Aufzuges so zurückhaltend kühl und abwartend, daß die Stirn des Direktors sich immer düsterer umwölkte.

„Passen Sie auf, wir werden ein Fiasko erleben!“ sagte er im ersten Zwischenakt zu Signe. „Ich hätte Ihnen nicht nachgeben sollen, und Sie hätten in Ihrem eigenen Interesse wahrhaftig besser gethan, eine andere Antrittsrolle zu wählen.“

Aber Signe Cederskjöld, deren Augen heute wie zwei glühende Kohlen aus dem schmalen, geschminkten Gesichtchen leuchteten, schüttelte mit einer Zuversicht, der etwas wundersam Ueberzeugendes innewohnte, den Kopf.

„Fürchten Sie nichts, Herr Direktor — ich bürge Ihnen für den Erfolg!“

Und der Erfolg stellte sich wirklich ein. In ihrer ersten großen Szene riß Signe das Publikum im Sturm mit sich fort, und schon nach dem zweiten Fallen des Vorhangs war ihr Sieg wie der Sieg des Dichters entschieden. Von da an gab es Beifall und Hervorrufe ohne Ende. Man wurde nicht müde, die zierliche, kleine Schauspielerin mit den überirdisch leuchtenden Augen vor die Rampe zu jubeln und man verlangte endlich auch den Autor zu sehen, obwohl es dem enthusiasmierten Publikum einstweilen noch sehr schwer wurde, seinen Namen auszusprechen. Aber zur Enttäuschung der Neugierigen leistete er dem Hervorrufe keine Folge, und man mußte statt seiner mit dem Regisseur vorlieb nehmen, der vor der Gardine erschien, um im Namen des im Hause leider nicht anwesenden Dichters für die freundliche Aufnahme des Schauspiels zu danken.

In der That wußte niemand, ob Arvid Cederskjöld im Hause anwesend sei oder nicht. Auch Signe wußte es nicht, obwohl ihre Augen, die heute so scharf waren, wie die Lichter eines Falken, sich während des Spiels in die fernsten Tiefen des Parterre und in die dunklen Hintergründe der Logen bohrten, um irgendwo den ihr so wohlbekannten Umriß des mächtigen rotblonden Kopfes zu erspähen. Schließlich war sie überzeugt, daß er nicht da sei; aber wenn ihr diese Gewißheit auch ein Gefühl schmerzlicher Enttäuschung bereitete, so konnte dadurch doch die stolze, beglückende Genugthuung nicht verringert

werden, die ihre ganze Seele erfüllte. Er hatte es verschmäht, sie in seinem Stücke zu sehen, aber er würde doch in den Zeitungen lesen oder aus dem Munde seiner Freunde hören, daß sie es gewesen war, die ihn und seine Dichtung auf die stolze Höhe des Erfolges gehoben. Und das, was er dann noch weiter über sie lesen und hören würde, müßte ihn darüber aufklären, daß sie es nicht aus persönlichem Ehrgeiz oder aus irgend welchen anderen selbstischen Beweggründen gethan. Sie hatte kein anderes Mittel gehabt, ihre schwere Schuld zu sühnen, nun aber, da ihr die Gunst des Schicksals dieses eine Mittel gewährt hatte, fühlte sie sich leicht und frei.

„Nur eine halbe Stunde noch!“ sagte sie halblaut vor sich hin, als sie unmittelbar vor dem Beginn des letzten Aufzuges die Bühne betrat. „Dann ist alles vorbei! Und ich werde sterben mit der Zuversicht, daß er mir verzeiht.“ — —

Aber sie war dennoch im Irrtum gewesen, wenn sie geglaubt hatte, daß Arvid Cederskjöld nicht im Hause anwesend sei. Er hatte allerdings nicht ins Theater gehen wollen, aber dem Zureden Erichs, der sich ihm während der letzten Wochen mit der rückhaltlosen Hingabe eines wahren Freundes angeschlossen hatte, war es doch endlich gelungen, ihn dazu zu bewegen. Auf der obersten Galerie des Hauses, den Blicken der Schauspieler auf der Bühne durch eine bergende Säule entzogen, folgte er dem Verlauf der Aufführung. Und wenn auch sein Antlitz unverändert ruhig blieb, konnte Erich, der an seiner Seite Platz genommen hatte, doch viel zu gut nachfühlen, was während dieser entscheidungsschweren Stunden in seiner Seele vorgehen mochte, als daß er ihm seine Anteilnahme und seine Glückwünsche anders denn durch einen gelegentlichen stummen Händedruck kundgegeben hätte.

Als nach den letzten Worten des Schlußaktes der Jubel des begeisterten Publikums aufs neue einsetzte, blieb Arvid Cederskjöld regungslos auf seinem Platze, bis nach unzähligen Hervorrufen der erfolgreichen jungen Debutantin endlich der eiserne Vorhang niederrasselte. Und auch dann ließ er erst die Menge der Galeriebesucher, die nicht im entferntesten ahnten, wer da in ihrer Mitte gesessen, den Ausgängen zuströmen, ehe er sich dem Freunde zuwandte.

Ein tiefer Atemzug hob seine breite Brust, und seine Stimme klang beklommen wie die eines zaghaften Kindes, als er zögernd fragte:

„Würdest du mich verachten, Erich, wenn ich jetzt zu ihr ginge, um ihr ein Wort des Dankes zu sagen?“

Erich von Brunneck erfaßte seine beiden Hände und drückte sie in überströmender Herzensfreude.

„Ob ich dich verachten würde? O du lieber, einziger, thörichter Mensch! Kannst du denn in diesem Augenblick überhaupt etwas Besseres und Vernünftigeres thun als das?“

Aber der Skandinavier schüttelte mit einem kleinen wehmütigen Lächeln den Kopf.

„Nein, das Vernünftigste ist es gewiß nicht. Und das, was du vielleicht weiter erwartest, wird nimmermehr geschehen. Auf meinen Dank aber hat sie doch wohl einen Anspruch, und ich glaube, daß es am besten ist, wenn ich diese Pflicht auf der Stelle erfülle.“

„Nun, sieh' es in Gottes Namen an, wie du willst, nur laß dich durch nichts in deinem Vorhaben beirren. Mir aber gestattest du wohl, alle meine Glückwünsche auf morgen zu versparen und dir für jetzt einfach Gute Nacht! zu wünschen. Der Rest dieses glücklichen Abends muß einzig dir und — einer anderen gehören.“

Er geleitete ihn die vielen Stiegen hinunter und dann durch den langen Gang neben dem Parkett bis an das schmale eiserne Pförtchen, das die einzige Verbindung zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne bildet. Dort verabschiedete er sich von ihm mit einem letzten Händedruck und verließ in der glücklichsten, hoffnungsvollsten Stimmung das Theater.

Arvid Cederskjöld aber tastete sich auf dem halbdunklen Coulissengange vorwärts, bis der Inspizient, der seinen Weg gekreuzt hatte, sich nach seinem Begehr erkundigte. Auf seine Erwiderung, daß er Frau Signe Cederskjöld zu sprechen wünsche, wies er ihn an eine der Ankleidefrauen, und diese übernahm es, ihn zur der Garderobe der jungen Schauspielerin zu führen.

„Warten Sie hier einen Augenblick,“ sagte sie, als sie die betreffende Thür erreicht hatten, „und nennen Sie mir gefälligst

Ihren Namen, damit ich Frau Cederskjöld fragen kann, ob sie willens ist, Sie zu empfangen."

Er gab ihr seine Visitenkarte, denn das Herz schlug ihm zum Zerspringen, und um nichts in der Welt wäre er imstande gewesen, auch nur einen einzigen armseligen Laut hervorzubringen. Noch vor Ablauf einer Minute kam die Botin zurück.

„Frau Cederskjöld ist bereits mit dem Umkleiden fertig," sagte sie. „Und sie läßt bitten."

Mit stürmisch jagenden Pulsen trat er über die Schwelle des kleinen, niedrigen Gemaches, in dem eine fast unerträgliche Hitze herrschte. Es flimmerte ihm vor den Augen, so daß er Mühe hatte, die Einzelheiten zu unterscheiden. Wie durch einen Nebel sah er Signes zierliche Gestalt, die im einfachen, dunklen Straßenanzuge an dem Toilettentische lehnte und ihm ein schmales, totenbleiches Antlitz mit übernatürlich leuchtenden Augen zukehrte.

„Ich bin gekommen, um dir zu danken, Signe! — Du — du hast heute sehr viel für mich gethan."

„Nicht mehr, als ich dir schuldig war, Arvid," erwiderte sie ruhig, „und jedenfalls viel weniger, als ich bereit gewesen wäre, zur Sühne für meine Schuld zu thun. Du warst also dennoch im Theater?"

„Ja," brachte er mit Anstrengung heraus, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen, und die Kehle war ihm mit einem Male wie ausgebrannt. „Aber es ist so furchtbar heiß hier — vergieb, wenn ich — —"

Er hatte halb mechanisch nach einem Glase Wasser gegriffen, das er auf dem Tischchen vor dem Spiegel stehen sah. Aber mit einem gellenden Schreckensschrei warf Signe sich auf ihn, um es ihm zu entreißen.

„Trinke nicht, Arvid — um des Himmels willen — es wäre dein Tod!"

Er sah sie bestürzt und verständnislos an, während seine Hand noch immer das Glas umschlossen hielt. Dann aber glitten, wie von einer unsichtbaren Gewalt gelenkt, seine Augen an ihr vorbei zu dem Toilettentisch und zu einem offenen Fläschchen, das da vor den Schminknäpfen und Puderdosen

stand, der Glasstöpsel lag daneben, wie wenn es erst soeben geöffnet worden wäre; auf der schwarzen Etikette aber war weithin sichtbar ein weißer Totenkopf zu sehen mit zwei gekreuzten Knochen darunter.

Und nun mit einem Male hatte er alles begriffen.

„Signe!“ rief er in fassungslosem Entsetzen. „Was bedeutet das? Du wolltest — —“

Da glitt sie vor ihm in die Kniee nieder und barg schluchzend ihr Gesicht in seiner Kleidung.

„Ich konnte nicht weiter leben ohne deine Verzeihung, Arvid! Und es wäre mir niemals leichter geworden, mich still aus dem Leben zu stehlen als nach diesem Abend.“

Klirrend zerbrach in der nächsten Sekunde das Glas auf dem Fußboden, und mit starken Armen zog Arvid die Knieende empor an seine Brust.

„Signe! Mein Weib! Willst du weiter leben, wenn ich dir verzeihe — weiter leben — mit mir?“

Sie konnte ihm nicht antworten im Uebermaß der leidenschaftlichen Empfindungen, die ihre Seele erschütterten, aber ihre Arme umschlangen seinen Nacken, und sie schmiegte sich an ihn, als ob sie diese Zufluchtsstätte nie, nie mehr verlassen wolle. —

Erich von Brunneck hatte also doch recht gehabt, als er voraussah, daß an diesem Abend in Arvid Cederskjölds Herzen und in seinem Heim kein Platz sein würde selbst für den besten und vertraulichsten Freund.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

In der glücklichen Stimmung eines vollkommen befriedigten Menschen hatte Erich von Brunneck das Theatergebäude verlassen. Hatte er doch in der That alle Veranlassung, dem Schicksal für die Wendung zu danken, die infolge seiner Begegnung mit Magda in seinem Leben eingetreten war. Er hatte sich seit jenem Tage mit neuem Mute und mit voller Hingebung der ihm gestellten Aufgabe gewidmet, und er durfte sich mit stolzer Genugthuung sagen, daß ihn nur noch ein Geringes von ihrer vollständigen Lösung trennte. Es handelte

sich jetzt nur noch um die Beseitigung einiger technischer Schwierigkeiten, die ihm geringfügig scheinen mußten im Vergleich zu denen, deren er während der letzten Wochen bereits Herr geworden war. Und er hätte ohne eitle Selbstüberschätzung heute bereits den Tag vorausbestimmen können, an welchem er in der Lage sein würde, Herrn Asmus Christensen zur vollen Verwirklichung seiner erfinderischen Idee zu beglückwünschen.

Daran, daß ihm sein Anteil an dieser Idee vielleicht, ja wahrscheinlich, im Verlauf weniger Jahre ein Vermögen eintragen würde, dachte er kaum. Denn für ihn bedeutete dieser erste Erfolg seines Lebens einen idealen Gewinn, den er unendlich viel höher schätzte, als selbst den Erwerb der gewaltigsten Summen. Nun endlich hatte sein Leben auch für ihn selbst Wert und Inhalt erhalten; nun wußte er, wohin ihn seine Kräfte und Fähigkeiten wiesen; alle bänglichen Zweifel waren überwunden, und so ganz fühlte er sich in sich selbst gefestigt, daß er auch einer etwaigen Wiederkehr Dollys, von der er seit dem Eintreffen jenes Telegramms kein Lebenszeichen mehr empfangen hatte, ohne Zagen entgegensah.

Erich hatte Magda noch nicht wiedergesehen, und er hatte auch keinen Versuch gemacht, ihr scheinbar zufällig zu begegnen, denn ihr Wille stimmte diesmal ganz mit seinen eigenen Wünschen überein. Er hatte den Ehrgeiz, nicht früher wieder vor sie hinzutreten, als bis er in der Lage sein würde, ihr von seinem Erfolge als von einer vollendeten Thatsache zu berichten, und es würde, wie er meinte, wegen verschiedener unerläßlicher Versuche immerhin wenigstens noch eine Woche vergehen müssen, ehe er dazu berechtigt war.

Bei einer so günstigen Lage seiner eigenen Verhältnisse hatte er das Glück des Freundes um so herzlicher und aufrichtiger mit empfinden können. Und da tausend untrügliche Anzeichen ihm bewiesen hatten, wie tief noch immer Arvid Cederskjölds Liebe für seine wiedergewonnene Gattin war, lächelte er auf seinem Heimwege still und selbstzufrieden vor sich hin bei dem Gedanken an die beglückenden Ueberraschungen, die ihm nach seiner Ueberzeugung der kommende Tag unfehlbar bringen würde.

Als er seine einfache Behausung erreicht hatte, machte er es sich auf dem Sofa bequem und entfaltete die Zeitung, die er gewöhnlich erst um diese späte Abendstunde zu lesen pflegte. Ohne besondere Teilnahme glitten seine Augen über die verschiedenen Tagesneuigkeiten hinweg, bis sie, wie von einer unsichtbaren Macht festgebannt, an einer längeren Notiz haften blieben, die unter der Ueberschrift: „Ein sensationelles Ehedrama in Paris" in den Spalten der Zeitung zu finden war. Dieser Artikel lautete:

„Ein vorwiegend von Ausländern besuchtes Pensionat in der Rue Vaugirard zu Paris ist soeben der Schauplatz einer ergreifenden Ehetragödie gewesen. Dort hatte seit einigen Wochen ein elegant auftretendes und allem Anschein nach sehr bemitteltes Paar unter dem Namen Gregor Baranow und Frau Wohnung genommen, und niemand zweifelte daran, daß es sich um junge Eheleute handelte, die zu ihrem Vergnügen nach Paris gekommen, um die Herrlichkeiten der Wunderstadt an der Seine zu genießen. Die beiden führten ein ziemlich stilles und zurückgezogenes Leben. Vorgestern nun erhielt der Chef der politischen Polizei ein anonymes Schreiben, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß der angebliche Gregor Baranow identisch sei mit dem wegen seiner Teilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des Zaren vor einigen Jahren zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilten und auf rätselhafte Weise aus Rußland entkommenen bekannten Anarchisten Gregor Rasumin, der sich seither in verschiedenen Ländern aufgehalten und zuletzt unter seinem angenommenen Namen unbehelligt in der Schweiz gelebt habe. Da jener Rasumin in der That seit langem von den Behörden aller Kulturstaaten gesucht wurde, zögerte man nicht, sofort die geeigneten Maßnahmen zu seiner Verhaftung zu ergreifen. Einige der geschicktesten und entschlossensten Beamten der Geheimpolizei wurden mit entsprechenden Instruktionen nach der Rue Vaugirard abgesandt. Aber sie kamen nicht mehr dazu, ihres Amtes zu walten. Denn auf ihr wiederholtes Klopfen erfolgte keine Antwort, und als man mit Rücksicht auf den Umstand, daß niemand die beiden hatte ausgehen sehen, zu einer gewaltsamen Oeffnung

schritt, fand man die beiden entseelt im Zimmer liegend vor. Allem Anschein nach hatten sie ihrem Leben durch Gift ein Ziel gesetzt. Ein auf dem Tische liegender, in französischer Sprache abgefaßter Zettel gab Aufschluß über die Motive der That; denn auf ihm stand zu lesen: ‚Ich bin Gregor Rasumin, den die europäische Polizei seit Jahren vergebens gesucht hat. Um meines Weibes willen bin ich zum Verräter an meiner Sache geworden, und sie hat mir vergolten, wie ich's verdient habe. Man möge uns in einem gemeinsamen Grabe bestatten.'

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Angaben dieses Zettels in allen Stücken der Wahrheit entsprechen. Und aus vorgefundenen Papieren konnte man feststellen, daß die junge Frau von Geburt eine Deutsche ist, deren Mädchenname Dora oder Dolly Förster lautete. Ueber die Einzelheiten des Eheromans freilich, dessen letztes Kapitel von so erschütternder Furchtbarkeit werden sollte, ist man bis jetzt noch völlig im Dunklen. Verschiedene schriftliche Aufzeichnungen aber, die nach Angabe der Pensionsinhaberin von der Hand der jungen Frau herrühren, und die man mit der Handschrift der anonymen Denunciation verglichen hat, lassen kaum einen Zweifel, daß es in der That Frau Dora Rasumin selbst gewesen ist, die ihren Gatten der Polizei ausliefern wollte."

In innerster Seele erschüttert, ließ Erich die Zeitung sinken, die ihm in einem Augenblick, wo er wahrlich am allerwenigsten darauf vorbereitet gewesen war, eine so furchtbare Aufklärung gebracht hatte über alles, was ihm bis dahin in Dollys Verhalten rätselhaft und unbegreiflich gewesen. Mit Schaudern blickte er in den Abgrund, bis an dessen Rand ihn diese unglückliche Frau gerissen, und seine Seele erbebte bei der Vorstellung, wohin sie ihn ohne das Dazwischentreten jenes Unbekannten wahrscheinlich geführt haben würde. Das also war das Ende! Es wäre ein thörichter Selbstbetrug gewesen, wenn er sich der Erkenntnis hätte verschließen wollen, daß sie um seinetwillen das entsetzliche Verhängnis über sich heraufbeschworen. Er durfte das tragische Geschick der Unglücklichen, die ihm niemals wahrheitsgemäße Auskunft über ihre Lebensschicksale gegeben hatte, von ganzem Herzen

beklagen, aber keine Regung nagender Reue verschärfte ihm den schmerzlichen Eindruck der erschütternden Kunde.

Um die fröhlich-zuversichtliche Stimmung, in der er aus dem Theater nach Hause zurückgekehrt war, war es nun allerdings geschehen. Er fühlte kein Bedürfnis, sich zur Ruhe zu begeben; denn er wußte recht wohl, daß er den ersehnten Schlummer doch nicht finden würde. Und er sann darüber nach, ob und auf welche Art er Magda von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen solle. Darüber, daß es geschehen müsse, war er bald mit sich im reinen. Nachdem sie alles andere erfahren hatte, durfte ihr auch dies furchtbare Ende seines vermeinten Liebestraumes nicht verborgen bleiben. Den Versuch aber, ihr in Worten zu schildern, was er in diesen Stunden empfand, mußte er bald aufgeben, nachdem ihn der Ausfall seiner beiden ersten Briefentwürfe von der Unmöglichkeit seiner Ausführung überzeugt hatte.

So begnügte er sich denn, ihr das inhaltsschwere Zeitungsblatt zu übersenden unter Hinzufügung weniger Worte, die ihr das volle Verständnis für das Vorgefallene erschließen sollten. Und erst, als er in der Morgenfrühe den Brief in den Kasten geworfen hatte, kam ihm die Befürchtung, daß Magdas strenges Gerechtigkeitsgefühl, ihr feines Empfinden für Recht und Unrecht ihn vielleicht nicht freisprechen würden von jeder moralischen Mitschuld an dieser That, und daß der Instinkt des zartfühlenden Weibes sie veranlassen könnte, die Hand wieder zurückzuziehen, die sie ihm eben erst großmütig zur Versöhnung geboten. Die Bangigkeit, die bei diesem Gedanken sein Herz beschlich, lehrte ihn erst recht erkennen, wieviel seine junge Verwandte in seinem Leben bedeutete. Aber er sagte sich trotzdem, daß er recht daran gethan habe, ihr nichts zu verhehlen. Sie sollte ihm nicht vorwerfen dürfen, daß er sich durch eine Lüge — und jedes Verschweigen wäre nach seinem Empfinden in diesem Augenblick eine Lüge gewesen — ihr Verzeihen und ihr Vertrauen erschlichen habe. Wie auch immer ihr Urteil ausfallen mochte, es sollte durch nichts anderes beeinflußt werden als durch ihr eigenes Empfinden.

Im Laufe des Tages empfing er an seiner Arbeitsstätte den Besuch Arvid Cederskjölds, der gekommen war, ihm das

Geständnis seiner „Schwäche“ zu machen. Er war ein wenig verlegen, als er von der Wiederversöhnung mit seiner Frau erzählte; aber die sonnigste Glückseligkeit leuchtete ihm dabei so offenkundig aus den großen, hellblauen Augen, daß Erich es nicht über sich gewann, ihm durch eine Erzählung oder auch nur durch eine Andeutung der tragischen Pariser Katastrophe die Stimmung zu verderben.

Arvid berichtete, daß Signe ihm zu seiner grenzenlosen Freude erklärt habe, sie sei trotz des gestrigen großen Erfolges fest entschlossen, die Bühnenlaufbahn zu verlassen, die ihr nach den traurigen Erfahrungen dieser letzten Jahre gründlich verleidet sei. Und sie hatten ihre Pläne für die Zukunft bereits gemacht. Der Kontrakt, den Signe mit dem Direktor des Stadttheaters abgeschlossen, hielt beiden Teilen die Möglichkeit des Rücktritts innerhalb eines vierwöchentlichen Zeitraums nach dem Probegastspiel offen. Und wenn auch der bestürzte Bühnenlenker seine ganze Beredsamkeit aufgeboten und mit den glänzendsten Versprechungen nicht gekargt hatte, so war es ihm doch nicht gelungen, die junge Künstlerin von ihrem, nach seiner Meinung geradezu unsinnigen Entschlusse abzubringen, sich dieses Rücktrittsrechts zu bedienen. Mit Mühe nur hatte er das Zugeständnis von ihr erlangt, das sie während der bedungenen vier Wochen auch noch in einigen andern Stücken als in dem ihres Mannes auftreten würde. Nach Ablauf dieser Zeit aber wollte sie unbedingt aus dem Verbande des Stadttheaters ausscheiden, um ihrem Gatten in seine schwedische Heimat zu folgen, deren Stille und Beschränkung jetzt nichts Abschreckendes mehr für sie hatte.

Arvid Cederskjöld, dessen Benehmen erst jetzt recht deutlich offenbarte, wie unglücklich er während dieser ganzen Zeit seiner Trennung von Signe gewesen sein mußte, lud Erich ein, den heutigen Abend mit ihm und seiner Frau zu verbringen. Aber der junge Ingenieur, der naturgemäß sehr wenig gestimmt war, die Fröhlichkeit beglückter Menschenkinder zu teilen, entschuldigte sich für diesen und die folgenden Tage mit der Dringlichkeit seiner Arbeit.

Und in der That widmete er sich dieser Arbeit mit dem fieberhaften Eifer eines Menschen, der in einer aufs höchste an-

gespannten Thätigkeit Ablenkung und Vergessen zu finden hofft. Und wenn sich auch das schreckliche Bild, das jener Zeitungsbericht in seiner Phantasie hervorgerufen hatte, immer und immer wieder vor seine Seele drängte, so erwies sich ihm doch die Arbeit in Wahrheit als eine wohlthätige Trösterin, und er durfte sein Tagewerk mit dem Bewußtsein beschließen, daß er der Lösung der ihm gestellten Aufgabe während dieser letzten Stunden fast bis zur Vollendung nahe gekommen sei.

Da er während des ganzen Tages noch nichts genossen hatte, nahm er hastig einen kleinen Imbiß in der ersten besten Restauration ein, die er auf seinem Wege fand, und kehrte in seine Wohnung zurück, von einer zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Erwartung beseelt, dort bereits eine Antwort Magdas vorzufinden.

Aber er hatte sich in dieser Erwartung getäuscht. Obwohl ein Brief, den sie gleich nach dem Empfang der Zeitung geschrieben, sicherlich schon vor mehreren Stunden eingetroffen wäre, war doch nichts da. Und Erich sagte sich, daß er diese Verzögerung ihrer Antwort wahrlich nicht als ein gutes Zeichen zu deuten habe.

Ganz in seine trüben Gedanken und düsteren Vorstellungen verloren, achtete er wenig auf das, was um ihn her geschah, und es ließ ihn fast bestürzt aufblicken, als er plötzlich draußen auf dem Gang vor seinem Zimmer den Klang seines Namens hörte. Es war ohne allen Zweifel eine weibliche Stimme gewesen, die ihn ausgesprochen; aber er glaubte diese Stimme nicht zu kennen, und es war für ihn eine grenzenlose Ueberraschung, als er auf das „Herein!“, mit dem er ein schüchternes Klopfen beantwortet hatte, Magdas hohe, schlanke Gestalt auf der Schwelle erscheinen sah.

Er würde sicherlich niemals vermutet haben, daß sie die Sprecherin gewesen sei. Und fast so verändert wie der Klang ihrer Stimme war auch ihr Gesicht, in dessen sonst so ruhigen Zügen sich eine hochgradige Spannung und Aufregung ausprägte.

Erich war aufgesprungen, um ihr entgegen zu eilen. Die Ueberraschung, die ihr Besuch ihm bereitete, war zu groß, als daß er sie hätte verbergen können. Aber Magda wurde durch

den Ausdruck des Erstaunens in seinem Antlitz und im Ton seiner Begrüßung nicht in Verlegenheit gesetzt. Sie reichte ihm ihre Hand, die eiskalt war, und hielt mit festem Druck seine Finger umschlossen, während ihre schönen Augen gespannt und angstvoll in den seinen zu lesen suchten.

„Ich habe durch einen unglücklichen Zufall deinen Brief erst soeben erhalten,“ sagte sie hastig. „Und ich war in so großer Sorge um dich. Wie schrecklich ist das — wie über alle Maßen schrecklich!“

Wenn ihm schon die Thatsache ihres Erscheinens Beweis genug sein durfte für die Grundlosigkeit der Befürchtungen, die ihn noch soeben gequält hatten, so mußten ihm diese ihre ersten Worte vollends jeden bangen Zweifel nehmen. Was aus ihnen sprach, war sicherlich nicht Zorn oder Verachtung, sondern nur das reinste und innigste Mitleid — ein Mitleid, wie es ihm wärmer und wohlthuender noch nie in seinem Leben entgegengebracht worden war.

„Dank für deine Worte, Magda!“ erwiderte er, und sein Blick offenbarte ihr die ganze Tiefe dieser Dankbarkeit noch deutlicher als seine Lippen. „Ich wußte, daß du sie mir nicht versagen würdest, aber daß — daß du selbst zu mir kommen könntest, hätte ich nimmermehr zu hoffen gewagt.“

Sie zog die Hand zurück, und für einen Moment flog ein leichtes Rot über ihre Wangen hin.

„Es war vielleicht unüberlegt. Aber darauf kann es doch wohl in einem solchen Fall nicht ankommen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen; denn es war mir, als ob ich eilen müßte, irgend etwas Schreckliches zu verhindern. Das alles ist ja wie eine schauerlich-phantastische Erfindung. Aber bist du denn auch ganz sicher, daß da nicht doch eine Verwechselung vorliegen kann — daß es wirklich Dolly Förster ist, von der jener entsetzliche Zeitungsartikel erzählt?“

Erich bejahte in schwermütiger Resignation.

„Ich darf nicht daran zweifeln. Die Uebereinstimmung aller Einzelheiten ist eine zu vollkommene. Und das, wessen man sie da beschuldigt, entspricht nur zu sehr ihrem Charakter.“

Magda antwortete ihm nicht sogleich. Es war, als könnte sie das rechte Wort für die Fortsetzung des Gesprächs nicht finden.

Aber Erich sah, wie ungestüm ihr Busen wogte, und wie seltsam es in ihrem schönen, bleichen Antlitz zuckte.

„Ich bemitleide dich von ganzer Seele!“ sagte sie endlich gepreßt. „Und es macht mich sehr unglücklich, daß ich dir so gar nichts zu deinem Troste zu sagen weiß. Denn ein Trost für deine zerstörten Hoffnungen ist es ja gewiß nicht, wenn ich dir nichts anderes zurufen kann, als daß du es tragen mußt wie ein Mann.“

„Für meine zerstörten Hoffnungen, Magda?“ fragte er fast befremdet. „Ja, kannst du denn glauben, daß die Empfindungen, mit denen ich noch an Dolly Förster dachte, etwas von dem Charakter einer Freude gehabt hätten? Habe ich dir nicht schon in meinem ersten Briefe versichert, daß dieser Abschnitt meines Lebens, in dem sie eine so verhängnisvolle Hauptrolle gespielt hat, hinter mir liegt wie ein abgeschlossenes Buch, daß ich nie wieder zu öffnen gedachte?“

„O ja, so hast du mir geschrieben. Aber ich glaubte nicht daran, daß es dir voller Ernst damit sei. Hatte sie bis dahin immer aufs neue Macht über dich gewonnen, so würde es ihr, wie ich meinte, auch jetzt gelingen, sobald ihr die Umstände eine Rückkehr gestatteten.“

Ihr Benehmen wurde ihm immer überraschender.

„Du hofftest es, Magda? Und du wolltest mir Verzeihung gewähren für alles, was geschehen ist?“

Sie neigte bejahend das Köpfchen, aber sie vermied es, ihm dabei in das Gesicht zu sehen.

„Das Leben hat mich gelehrt, daß man immer verzeihen soll, wo man liebt.“

Es war bei den letzten Worten ein leichtes Beben in ihrer Stimme, kaum merklich zwar, aber doch für seine gespannte Aufmerksamkeit noch immer vernehmlich genug, um ihn mit einer beglückenden Hoffnung zu erfüllen.

„Und wenn ich dir bei meiner Ehre versichere, daß ich längst aufgehört hatte, sie zu lieben — ja, daß ich sie in Wahrheit vielleicht niemals geliebt habe? — Nein, sieh' mich nicht so vorwurfsvoll strafend an, Magda! Ich versündige mich nicht an dieser unglücklichen Toten, wenn ich so von ihr spreche. Und ich meine, daß es in diesem Augenblick keine heiligere

Pflicht für mich giebt, als die Pflicht der Wahrhaftigkeit. Der Schluß, den du aus meiner Erzählung gezogen — der Schluß, daß sie nach ihrer Rückkehr auch diesmal Macht über mich gewinnen würde, wie sie bisher noch immer Macht über mich gewonnen — er wäre vielleicht zutreffend gewesen ohne die große Wandlung, die unsere Wiederbegegnung in mir hervorgebracht. Aber seit der Stunde, da ich dich gesehen, stolz und aufrecht wie eine Heldin unter der Last eines Geschickes, das jede andere zu Boden gedrückt haben würde, — seit jener Stunde, Magda, war ich vollkommen gefeit gegen jedrn Zauber, der von Dolly Förster oder von irgend einem anderen Weibe ausgehen konnte. Niemals, und wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich dir genugsam danken für die Wohlthat, die du mir in jener Stunde erwiesen."

Anfangs hatte sie noch eine Bewegung gemacht, als ob sie ihn unterbrechen wollte, dann aber hatte der eindringliche Ton seiner Rede ihre aus dem innersten Herzen quellende Wärme, ihr mädchenhaftes Widerstreben besiegt und sie für den Augenblick den Anlaß und Zweck ihres Hierseins über einer anderen, beseligenden Empfindung vergessen lassen.

„Wenn es sich so verhielte, Erich," sagte sie leise, „so hätte ich damit nur einen Teil des Unrechts wieder gut gemacht, das ich an dir begangen. Denn ein Unrecht und eine sträfliche Thorheit war es, daß ich mir herausnahm, über dich zu richten, noch ehe ich von den Regungen des menschlichen Herzens, von seinen Kämpfen und Irrungen mehr wußte, als eben ein unreifes Kind. Daß ich selber am schwersten darunter gelitten, viel, viel schwerer jedenfalls als du, es entband mich nicht von der Verpflichtung, dir mein Unrecht zu bekennen. Und ich war sehr glücklich, als mir das Schicksal wider alles Erhoffen die Gelegenheit dazu gewährte."

Sie ahnte wohl nicht, welcher Art das Geständnis war, das sie ihm damit gemacht hatte. Und Erich selbst hatte noch nicht den Mut, an die Wahrheit dessen zu glauben, was er da vernommen.

„Auch du also hast darunter gelitten, Magda," fragte er zaghaft, „daß du mich immer wieder als einen Unwürdigen von dir weisen mußtest? Es war bei aller Verachtung, die

du mir gezeigt, doch immer noch ein Rest von — freundschaftlicher Gesinnung in deiner Seele?“

Von Liebe — hatte er sagen wollen, aber das Wort war ihm unausgesprochen auf der Zunge geblieben, weil ihn mit einem Male eine plötzliche Angst erfaßt hatte, es könnte sie verscheuchen. Da aber geschah es, daß seine fragenden Augen den ihrigen begegneten und daß die beiden Augenpaare tief, tief ineinander tauchten, wie wenn es gelte, wunderbare Schätze zu heben, die ihnen da drunten seltsam einleuchteten. Eine Minute verging, oder mehr, ohne daß ein weiteres Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre; aber ihre Hände hatten sich unterdessen von neuem gefunden, fast ohne daß sie wußten, wie es geschehen war, und plötzlich erklang durch die tiefe Stille ruhig und voll Magdas weiche Stimme:

„Ja, Erich, ich habe dich immer lieb gehabt, und ich wäre wohl niemals so hart und ungerecht gegen dich gewesen, wenn ich dich nicht mehr geliebt hätte als irgend etwas auf der Welt.“

Da waren nun freilich alle Erklärungen und Auseinandersetzungen mit einem Male überflüssig geworden, und die gespenstischen Schatten, von denen sie sich noch soeben umschwebt gefühlt hatten, zerstoben und zerrannen in nichts vor der sonnigen Helligkeit dieses glückseligen Augenblickes.

Schluß.

Erich bat, daß Magda ihre abhängige Stellung im Hause des Konsuls sogleich aufgeben und bis zu ihrer Verheiratung die Gastfreundschaft irgend einer befreundeten Familie — wie sie ihr ja noch vor kurzem von verschiedenen Seiten angeboten worden war — in Anspruch nehmen sollte. Aber er hatte sich ohne ernstlichen Widerspruch ihrer besseren Meinung gefügt, daß es ihr besser anstände, die einmal eingegangene Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Verschaffte ihm diese ihre Gewissenhaftigkeit doch überdies die beglückende Möglichkeit, sie öfter zu sehen und über seine weitgreifenden Zukunftspläne mit ihr zu sprechen. Denn es handelte sich dabei nicht mehr um leicht hinfällige Luftschlösser, wie dereinst, als zwischen ihnen von seinen hochfliegenden Künstlerträumen die Rede gewesen war,

sondern seine Ideen und Entwürfe standen auf einem sehr realen Boden.

Asmus Christensens Idee war erst durch die von Erich ersonnenen Vervollkommnungen lebensfähig geworden; nun aber bedeutete sie ohne allen Zweifel eine gewaltige Errungenschaft auf dem betreffenden technischen Gebiete. Und es war wohl kaum eine allzu hochfliegende Hoffnung, wenn der wunderliche alte Herr den Wert seines Patents auf Millionen schätzte. Da es Erich bei der Gleichgültigkeit, die er während jener kritischen Zeit allen Angelegenheiten und Anforderungen des praktischen Lebens gegenüber bewiesen hatte, gar nicht in den Sinn gekommen war, sich durch einen schriftlichen Vertrag die etwaigen Früchte seiner erfinderischen Thätigkeit zu sichern, so wäre es Herrn Asmus Christensen jetzt allerdings ein leichtes gewesen, ihn unter irgend einem Vorwande um diese Früchte zu bringen.

Wer aber den biederen Hamburger solcher Treulosigkeit fähig geglaubt hätte, der würde ihm fürwahr bitteres Unrecht gethan haben. Noch an demselben Tage, an dem er sich von der glücklichen Lösung des Problems überzeugen konnte, hatte Asmus Christensen dem jungen Ingenieur vorgeschlagen, sein Geschäftsteilhaber zu werden, und hatte ihm zugleich in großen Zügen den Plan für die Errichtung eines großen Fabriketablissements zur Ausbeutung der neuen Erfindung entwickelt.

Etwas verwundert hatte Erich ihm entgegengehalten, daß eine solche Gründung jedenfalls gewaltige Summen erfordern würde, während doch Herr Christensen bis dahin oft genug betont hatte, daß er nur über sehr bescheidene Mittel verfüge und sich unter keinen Umständen fremden Geldes für seine Unternehmungen bedienen werde. Der kleine Herr aber hatte ihn vertraulich auf die Schulter geklopft und mit einem pfiffigen Lächeln erwidert:

„Nun, so ein paar Hunderttausende habe ich schon noch in der Hand. Aber ich denke, daß ich schwerlich die richtigen Mitarbeiter gefunden hätte und so schnell zum Ziele gelangt wäre, wenn ich nicht ein bißchen den armen Mann gespielt und meine Herren Ingenieure auf einen Anteil am Gewinn vertröstet hätte, statt sie von vornherein für die Anstrengung ihres erfinderischen Geistes königlich zu belohnen.“

Erich mußte über die Klugheit des alten Herrn lachen, obgleich er sich durch sein Geständnis ja eigentlich ein wenig hätte gekränkt fühlen sollen. Und mit dem ganzen Feuereifer seines neu erwachten Thatendranges und Jugendmutes ging er nun auf Asmus Christensens große Projekte ein, an denen er als Mitschöpfer und Mitbesitzer beteiligt sein sollte, eine Aussicht, die ihm wahrlich hinsichtlich einer angemessenen Lebensaufgabe nichts mehr zu wünschen übrig ließ. — —

Der Tag, an welchem das innerhalb weniger Monate entstandene große Fabrikgebäude feierlich unter Dach gebracht wurde, war auch Erichs und Magdas Hochzeitstag. Arvid Cederskjöld und seine junge Frau waren als liebe Gäste aus Schweden herübergekommen, und ihre strahlenden Gesichter waren Beweis genug dafür gewesen, daß nun endlich auch an ihrem ehelichen Himmel ganz rein und unbewölkt die Sonne des Glückes aufgegangen war. Arvid hatte trotz des großen Erfolges, den sein Stück nach der Hamburger Aufführung auch an verschiedenen anderen Bühnen davongetragen, die Schriftstellerei ebenso vollständig aufgegeben, wie seine Frau ihre Schauspielkunst, und sich ganz seiner ersten Liebe, der Malerei, gewidmet, die ihm, wie er sagte, schon deshalb eine reinere und vollkommenere Befriedigung gewährte, weil sie ihn unabhängig machte von den wechselnden Launen eines durch tausend Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten bestimmbaren Publikums.

Seine junge Frau war zufrieden, und im Brustton der heiligsten Ueberzeugung versicherte sie jedem, der es hören wollte, daß ihr Mann binnen Jahresfrist der berühmteste zeitgenössische Maler sein könnte, wenn er sich nur entschließen wollte, seine herrlichen Bilder, von denen er mehr als eines fertig im Atelier hängen habe, auf die Pariser oder Berliner Ausstellung zu schicken. —

Gabor Sarlo und seine Gattin hatten der auch an sie in den herzlichsten Worten ergangenen Einladung zur Hochzeit nicht Folge geleistet. Doch die Ablehnung war nicht etwa erfolgt, weil noch ein alter Rest von gereizter Empfindlichkeit in ihren Herzen gewesen wäre, sondern lediglich, weil ihre jungen Mutterpflichten Frau Helenen nicht gestatteten, den häuslichen Herd zu verlassen, und weil, wie sie geschrieben hatte,

Gabor trotz ihrer dringenden Bitten nicht zu bewegen gewesen war, sich auch nur auf einen einzigen Tag von ihr zu trennen.

Daß es sich in Wahrheit so verhielt, konnte Heinrich Vollart, den man nicht vergebens zum Feste gebeten hatte, mit lachendem Munde bestätigen. In der gehobenen Stimmung der Festtafel konnte er sich nicht enthalten, mit einigen ziemlich durchsichtigen Worten auf die Krisis anzuspielen, die auch seine Kinder in ihrer jungen Ehe hätten durchmachen müssen; aber mit dem Ausdruck innigster väterlicher Genugthuung fügte er sogleich hinzu, daß er niemals eine vollständigere gegenseitige Versöhnung gesehen habe als hier.

„Wo zwei rechtschaffene Menschen zusammenkommen, da wird trotz aller Irrungen und Mißverständnisse doch immer das gute und vernünftige Prinzip den Sieg behalten!“ sagte er, indem er sein Champagnerglas gegen die Neuvermählten erhob. „Die glorreichste aller Siegerinnen aber bleibt zu allen Zeiten die Liebe. Ihr vor allem unsere Huldigung!“ —





Das Aufblühen unserer Kolonie Kiautschou in China.

Von **Major von Strantz.**

(Nachdruck verboten.)

Im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die Autorität der chinesischen Regierung wieder so weit hergestellt ist, um größere Ausschreitungen der Bevölkerung gegen Leben und Besitz der dort ansässigen Fremden abzuwehren und niederzuhalten, und um geordnete Zustände im Lande einzuführen, und wo China durch pünktliche Erfüllung der ihm nach dem Kriege vertragsmäßig auferlegten Pflichten wieder regelrechte Beziehungen zur Außenwelt hergestellt hat, ist es nicht ohne Interesse, einen Blick auf die Entwickelung und das Heranwachsen des deutschen Schutzgebietes Kiautschou zu werfen, dessen Aufschwung, ja dessen Sicherheit während des jüngsten Boxeraufstandes und der mit ihm verbundenen Gewaltthätigkeiten gegen das Europäertum in höchstem Grade bedroht und gefährdet erschien.

Deutsch-China hat eine Größe von etwa 300 Quadratkilometern, kommt also dem Umfang des deutschen Fürstentums Schaumburg-Lippe gleich. Kiautschou war vor vielen Jahrhunderten eine reiche und bedeutende Chinesenstadt und hat auch wahrscheinlich große Bedeutung als guter Hafen gehabt. Allmählich gewann indes die Landschaft dadurch einen anderen Charakter, daß der sehr wasserreiche Strom Kiauho Erd-

rutschungen verursachte und die abgelösten Erd- und Schlammmassen mit sich fortriß. Aehnlich wirkten von allen Seiten kleinere Flüsse, und da auch das Meer im Laufe der Jahrhunderte etwas zurückgetreten zu sein scheint, so entstand allmählich um die Bucht ein Streifen Sumpfland, der kaum gestattete, eine feste Grenzlinie zwischen Meer und Land zu ziehen. — Jetzt, wo ein großes Kulturwerk hier in Angriff genommen ist, hat es menschliche Macht bereits vermocht, der Natur das, was sie einst dem Menschen entrissen, wieder abzugewinnen.

Aber welcher Anstrengungen hat es bedurft, um hier in dem teils sumpfigen, teils steinigen, zerklüfteten Gelände dieser stillen, in Einsamkeit versunkenen Meeresbucht eine ansehnliche, moderne Stadt entstehen zu lassen! Wer vor fünf Jahren diesen Meeresstrand sah, der erkennt ihn heute nicht wieder. An Stelle der elenden, strohgedeckten Lehmbuden sind stattliche Bauten getreten, ganze Reihen neuer Häuser sind im Bau begriffen, schon lassen Lokomotiven auf der ihrer Vollendung entgegengehenden Bahn längs des Buchtufers ihren schrillen Pfiff ertönen. Tausende von Kulis ziehen dichten Ameisenschwärmen gleich die neuangelegten Straßen entlang, und über all dem geschäftigen Leben und Treiben weht das schwarz-weiß-rote Banner.

So bietet sich hier das Bild eines mächtig emporstrebenden Gemeinwesens, das, unbeschadet seiner militärisch-maritimen Bedeutung als künftige Flottenstation, vermöge Hafenbauten, Eisenbahnanlagen, der Herstellung von Wegen und Straßen, von Verwaltungsgebäuden und anderen dem Handel und der Schiffahrt dienenden Einrichtungen zu einem wichtigen Stützpunkt der deutschen Kaufmannschaft in Ostasien für die Erschließung eines weiten Hinterlandes heranwächst. Der Mittel- und Brennpunkt dieser schöpferischen Thätigkeit ist der aus dem früheren Fischerdorfe Tsingtau entstandene Handels- und Hafenplatz gleichen Namens, zugleich der Sitz der Regierungs- und Verwaltungsbehörden des in Besitz genommenen Pachtgebietes.

Betritt man die jetzige Stadt Tsingtau, so trifft man auf ein Netz von Straßen, die uns wohlbekannte Namen tragen.

Da findet der Wanderer einen breiten Sandsteinkai mit Lade- und Löschvorkehrungen. Es ist das Kaiser-Wilhelmsufer. Zunächst parallel damit geht landeinwärts die Prinz-Heinrich- und die Irenestraße. Beide werden durchkreuzt von einer Luitpold-, einer Albert-, einer Wilhelm-, einer Albrecht- und der Bismarckstraße. Auf den Gouvernementsplatz münden die Hohenlohe-, die Bülow-, die Tirpitzstraße, der Diederichsweg.

Mit den Straßenbauten halten gleichen Schritt die Hafen- und Molenbauten, sowie die Anlage einer Schule, eines Gerichtsgebäudes, eines Gefängnisses, Lazaretts, Kasernements und eines Bahnhofes nebst den zu ihm gehörigen Anbauten. Schon wachsen auch gewerbliche Etablissements, die für den Haushalt bestimmt sind, empor, wie z. B. eine Mineralwasserfabrik, eine Bierbrauerei, eine Markthalle, die so stark in Anspruch genommen wird, daß sie für das vorhandene Bedürfnis kaum noch ausreicht. Die Preise der Lebensmittel sind in Tsingtau sehr gering. Ganz frische, vorzügliche Eier kosten das Stück nur einen Pfennig, ein Huhn fünf Pfennige, Wildenten das Stück vierzig Pfennige; große Krautköpfe, die massenhaft gepflanzt werden, kann man für zwei bis drei Pfennige bekommen. An Feldfrüchten werden sonst noch angebaut: Weizen, Gerste, Hirse, Bohnen, Kartoffeln und an einzelnen Stellen auch Reis. Früchte, vornehmlich Aepfel, Birnen und Pfirsiche, gedeihen vorzüglich, jedoch sind sie, da nicht veredelt, wenig aromatisch. Eine Veredelung der Obstsorten würde sich hier unter allen Umständen lohnen und gute Erträge abwerfen.

Das Klima Kiautschous ist dem des südlichen Europa nicht unähnlich. Vor allem haben wir dort ausgesprochene vier Jahreszeiten. Einem kalten, teilweise stürmischen, sonst aber nicht unangenehmen Winter folgt ein kurzer, angenehmer Frühling, an den sich dann ein feuchter, regnerischer Sommer reiht, in dem jedoch die Luftwärme nicht die Grade übersteigt, welche sie auch im deutschen Binnenlande erreicht. Die Hitze wird jedoch etwas mehr empfunden, einmal wegen der großen Feuchtigkeit und dann wegen der geringen Abkühlung in der Nacht. Aber ähnlich wie hier treten auch dort im Juli und August kühlere Tage auf, an denen die Temperatur unter 25 Grad Celsius bleibt.

Bei den ungesunden Bodenverhältnissen ist seitens der Kolonialverwaltung vor allem der Gesundheitspflege große Sorgfalt zugewendet worden. In luftiger Höhe auf dem Hügellande, östlich von der Stadt Tsingtau, tritt dem Beschauer der stattliche Bau von drei einstöckigen Krankenhäusern entgegen, die im ganzen 150 Betten aufnehmen werden. Bald werden diese Gebäude und die zu ihnen führenden Wege im Lichte elektrischer Beleuchtung erstrahlen, nachdem die Elektrizitätswerke ihre Kabel am Lazarettgrundstück vorbeigeführt haben werden.

Die kürzlich eröffnete Schule von Tsingtau, die gegenwärtig einer Mittelschule in ihrem Unterrichtsprogramm entspricht, aber allmählich zu einem Realgymnasium erhoben werden soll, unterrichtet 30 Kinder (18 Knaben, 12 Mädchen). Als nächstes Ziel für den Unterricht ist die Erteilung des Berechtigungsscheines zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst ins Auge gefaßt. Unsere Illustration veranschaulicht den Moment, wo der festliche Akt der Schuleinweihung eben beginnen soll.

Eine besondere Einrichtung ist die Eisenbahnschule, in der junge Chinesen für den Eisenbahndienst herangebildet werden. Der Kursus dieses Institutes dauert ein Jahr. Außer dem telegraphischen und dem Eisenbahndienst lernen die jungen Chinesenzöglinge hier deutsche Sprache, Lesen und Rechnen. Diese Eisenbahnschule zählt gegenwärtig zwanzig Schüler, die in einer Missionsanstalt als Pensionäre untergebracht sind.

Eine große, staatliche, aber auch für Private arbeitende Werkstatt umfaßt Arbeitsstätten für Schiffbau, für Maschinenbauarbeiten, eine Schlosserei, Schiffsschmiede, Gießerei, Tischlerei, Modelltischlerei und ein Materialienmagazin. Hier reichen sich deutsche und chinesische Arbeit recht eigentlich die Hand. Ein Marinebaumeister leitet den Betrieb. Unter ihm sind etwa 30 deutsche Arbeiter aller Handwerke beschäftigt, die zum Anlernen von chinesischen Arbeitern bestimmt sind; sie erhalten pro Tag zehn Mark. Der Chinese ist ein sehr williger und geschickter Arbeiter, vor allem aber sehr anspruchslos. Gerade dadurch aber ist er eine starke Konkurrenz für den europäischen Arbeiter. Deutsche Handwerker werden vorläufig dort nur in geringer Anzahl gebraucht; nur feinere Betriebe, wie vielleicht



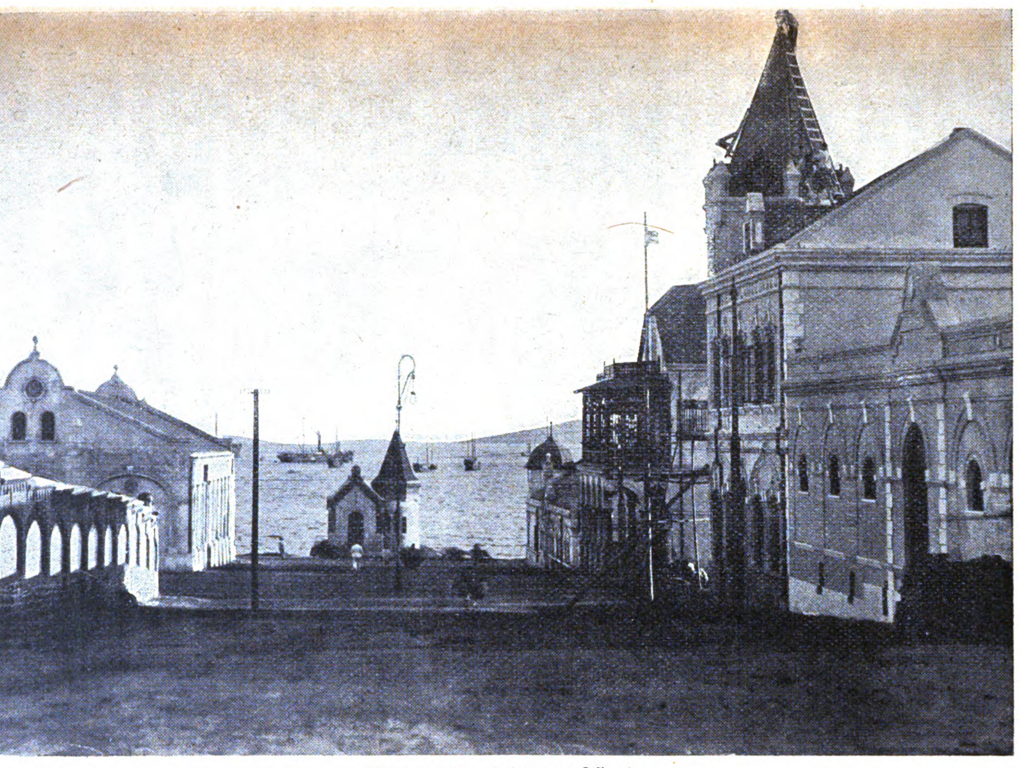
Die deutſche Schule in Tſingtau, der Hauptſtadt von Kiautſchou.

jene der Uhrmacher, Chemiker, Techniker, Elektriker usw., werden vielleicht nach Jahren, wenn die Stadt sich mehr entwickelt hat, Aussicht auf Erfolg haben.

Die private Bauthätigkeit in der Kolonie ist im letzten Jahre eine äußerst rege gewesen. Besonders haben in der Vorstadt Tapautu die chinesischen Einwohner einen sehr wesentlichen Anteil daran genommen. Der starke Andrang von Chinesen auf Tapautu ist auf den Bau der Eisenbahn und der Hafenanlagen zurückzuführen. Von den baupolizeilich genehmigten 400 Häusern in dieser Vorstadt und in Tsingtau entfallen 234 auf chinesische Besitzer, eine Erscheinung von guter Vorbedeutung für das Aufblühen von Tapautu und seines Handels. Im Osten wird das Stadtgebiet von Tsingtau durch die Auguste Viktoria-Bucht begrenzt. Das Gelände an dieser Bucht soll in Zukunft das Villenviertel des neuen Schutzgebietes werden, in dessen Strandanlagen sich das fröhliche Leben eines Seebades entfalten soll. Schon jetzt sind an dieser Stelle zahlreiche kleine Badehäuser entstanden, die im Sommer eifrig benutzt werden. Die Villenstadt Tsingtau wird indes erst dann die Freuden eines Badelebens in europäischem Stil bieten, wenn die im Bau befindliche Wasserleitung vollendet ist.

Die wirtschaftliche Entwickelung von Tsingtau hängt zum großen Teil von der Erschließung des Hinterlandes der Kolonie und der mit demselben anzuknüpfenden Handelsbeziehungen ab. Hierzu sollen der im Bau befindliche große Hafen und der bereits fertiggestellte kleine Hafen, sowie die in das Binnenland führende Shantungbahn die vermittelnden Glieder abgeben.

Der allmählich seiner Vollendung entgegengehende Schienenweg, der in erster Linie dazu bestimmt ist, die Kohlenschätze von Weihsien an die breite Handelsstraße des Meeres zu befördern, wird, das ist schon jetzt ersichtlich, einen großen Einfluß auf Land und Leute üben. In wie hohem Maße die Bahn das Interesse und die Neu- und Wißbegierde der einheimischen Bevölkerung erregte, das zeigte sich bei der Eröffnungsfeier. Eine charakteristische Erscheinung dafür, wie schnell sich die Eingeborenen trotz der vorangegangenen Kriegsereignisse mit den neuen Einrichtungen ausgesöhnt hatten, war die Ausschmückung der Bahnhöfe und ihrer Umgebung. Gerade die-



Blick auf den Hafen von Tsingtau.

jenigen Dorfschaften, die während der Kriegswirren die feindseligste Haltung den Deutschen gegenüber bethätigten und die eben begonnenen Arbeiten am meisten bedrohten und gefährdeten, hatten die größten und schönsten Ehrenpforten errichtet und die Bahnstationen mit reichstem Guirlanden- und Blumenschmuck versehen. Ebenso waren hier die chinesischen Behörden und die Ortsbewohner am zahlreichsten auf den Bahnhöfen zur Bewillkommnung des von Tsingtau abgelassenen Eröffnungszuges erschienen und hatten Erfrischungen nach chinesischem Geschmack in den Güterschuppen auftischen lassen. An einer Stelle in Tse-lan-tschuang bestiegen auch die Dorfältesten den Zug, um die Fahrt bis zur nächsten Station (Kaumi) mitzumachen, es bedurfte aber großen Zuredens, um sie dazu zu bewegen, denn sie trauten dem ihnen völlig unbekannten Beförderungsmittel nicht recht. Bei der Rückfahrt bedankten sie sich dann in ceremoniellster Weise, und einer der ältesten und angesehensten unter ihnen äußerte: „Wer hätte sich das alles so gedacht, was hat es nur für einen Sinn, den Aufruhr gemacht zu haben.“ Ein anderer meinte und zwar in Versen sprechend: „Die kein Geld haben, haben die Unruhen angestiftet, und die Geld haben, müssen jetzt dafür zahlen.“ Es wurde ihnen darauf geantwortet: „Die Geld haben, sollen die ordnungsliebenden Leute sein, da sie Interesse am Bestehen der Ordnung haben. Hungriges Volk ist leicht zu Unruhen verführt, und wir wissen, daß schlechte Einflüsse das Volk bethört haben. Von uns Deutschen habt ihr bisher nur Gutes erfahren, und wir sind überzeugt, daß wir jetzt und künftig gut miteinander auskommen werden.“ Eifrig zustimmend kehrten die Leute in ihr Dorf zurück.

Eine Fahrt auf der die Bucht von Kiautschou in großem Bogen umsäumenden Shantungbahn dauert vom Bahnhof Tsingtau bis zur Stadt Kiautschou (74 Kilometer) drei Stunden. Sie ist nicht ohne landschaftliche Reize und bietet dem Auge Bilder voller Abwechselung. Verläßt man den Bahnhof Tsingtau, so schweift der Blick zur Linken über die genannte Bucht, deren Hintergrund mächtige, in blauer Ferne verschwindende Felsengruppen bilden; zur Rechten erheben sich die Tsingtau vorgelagerten Berge, denen sich nach tiefer Senkung die Prinz-

Heinrichsberge, die Iltisberge und der Kaiserstuhl anschließen, von denen jeder folgende höher, rauher und wilder als der vorhergehende ist, und endlich steigen am fernen Horizont die Granit- und Gneismassen des Lauschangebirges in unbeschreiblicher Wildheit und Kühnheit der Formen in finsterer Oede und Kahlheit auf. Nadeln und Zacken gleich, ragen wilde und schroffe Felsspitzen in die Lüfte empor. Wohl noch nie sind diese Gipfel erstiegen, und der kühnste Bergsteiger würde hier schwere Proben von Mut und Waghalsigkeit geben müssen, um über diese Felsen zu triumphieren. Später tritt die Schienenstraße in ebenes Land, aus dem sich noch einmal ganz unvermittelt ein Berg erhebt, der sogenannte Pferdesattelberg, nach seiner eigentümlichen Gestalt so benannt. Dann bleibt das Land flach und eben. Chinesendörfer folgen in größerer Zahl aufeinander und bieten das immer wiederkehrende Bild von niedrigen, aus Lehm erbauten Häusern, die von Bäumen und Sträuchern umgeben sind. In weitem Kreise vorgelagert liegen die kegelförmigen Grabhügel der Chinesen mitten in den Feldern, selten durch einen Stein geschmückt oder durch einen Baum beschattet, und so entbehren diese Friedhöfe jenes geheimnisvollen Reizes, der uns unsere Grabstätten trotz des Ernstes des Ortes doch traulich macht.

Mit Wohlgefallen aber betrachtet der Europäer die wohlgepflegten Bodenkulturen der eingeborenen Landbevölkerung. Bis hoch an die Ränder der Vorberge des Lauschangebirges erheben sich sorgfältig geebnete Felder und Feldchen bis zu Tischgröße herab, deren Gedeihen der Eigentümer bei Frost und Sonnenglut überwacht. Sie gleichen Gartenbeeten und sind mit Weizen, Gerste und Kohl bestellt; man rechnet durchschnittlich in zwei Jahren drei Ernten. Ferner giebt es Mais und Hirse, in den Flußniederungen auch etwas Reis. An sonstigen Früchten werden in sehr sorgfältig angelegten Obstplantagen Pfirsiche, Birnen, Aepfel und Kirschen, auch Weintrauben, Melonen, Gurken und Kürbisse gezogen und vor allem Knoblauch, der bei keiner Mahlzeit der niederen Klassen als Zuthat fehlen darf. Eine große Rolle spielt in dem chinesischen Landwirtschaftsbetrieb der Misthaufen. Das, was bei unserem Landmann die „gute Stube“, ist dem Chinesen der — Misthaufen. Täglich wird er mit Liebe

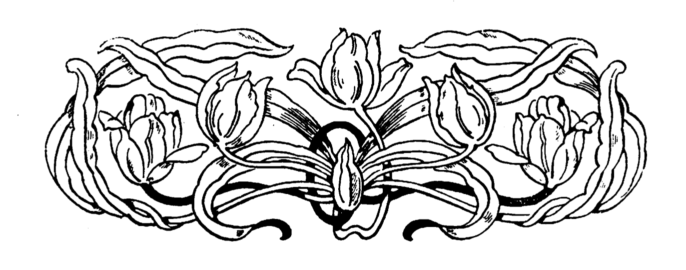
betrachtet, je nach der Jahreszeit der Sonne ausgesetzt oder ihr durch übergebreitete Matten sorglich entzogen.

Die sozialen Lebensverhältnisse der Kolonie haben in den beiden letzten Jahren einen lebendigen Aufschwung genommen. Ein im September 1900 eröffnetes deutsches Hotel hat sich eines regen Zuspruches zu erfreuen, ein zweiter stattlicher Hotelbau geht seiner Vollendung entgegen. Damit ist unseren wackeren Landsleuten ein Vereinigungspunkt gegeben für Geselligkeit, die früher sehr darnieder lag. Neben den etwas höheren Lebensansprüchen genügenden und teueren Gasthöfen hat sich auch eine Pension etabliert für die kleinen Börsen. Während man früher auf zwei sich in ärmlich eingerichteten, chinesischen Häusern befindliche Gastwirtschaften, von denen sich das eine „Strandhotel", das andere „Hotel Aegir" nannte, angewiesen war, speisen unsere Kolonisten jetzt in luftigen, geräumigen, elektrisch beleuchteten Sälen an einer deutschen Table d'hote und brauchen ihr tadelloses Diner nicht wie früher mit unzähligen Fliegen zu teilen.

Eine Erscheinung, die der wirtschaftlichen Entwickelung und dem bürgerlichen Leben der deutschen Kolonie auf chinesischem Boden ein charakteristisches Gepräge verleiht, ist das Zutrauen der einheimischen Bevölkerung zu der deutschen Verwaltung. Es hat sich dieses Vertrauen in dem überaus regen Zuzug des chinesischen Elementes, und zwar des besitzenden Kaufmannsstandes, in das deutsche Gebiet geäußert. In dem starken Erwerb von Grundbesitz seitens der Chinesen, in der Niederlassung zahlreicher Handwerker und Kaufleute, in der Eröffnung einheimischer Banken für den Geldverkehr mit dem Hinterlande spiegeln sich die hohen Erwartungen wieder, welche die nüchternen und geschäftskundigen Chinesen in die Zukunft des deutschen Gebietes setzen.

Damit ist aber eine Bürgschaft gegeben für die Befestigung und Stärkung deutschen Einflusses und deutscher Macht auf diesem Stück Erde, das für unsere Handelsstellung und unser nationales Ansehen in Ostasien von so großer Bedeutung ist.





Aus der Werkstatt des Schriftstellers.

Eine Skizze von A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)



Es war in den Salons einer bekannten Dame der hohen Berliner Aristokratie, deren litterarische und künstlerische Neigungen zahlreiche Gelehrte, Künstler und Schriftsteller auf ihren anregenden Empfangsabenden zu versammeln pflegten. Zwanglos hatten sich die Gäste in den weiten Räumen zerstreut, zu einzelnen Gruppen, wie gerade gegenseitige nähere Bekanntschaft oder das Interesse an einem angeregten Gesprächsgegenstand sie zusammengeführt hatten. Mir war die Aufgabe zugefallen, eine junge Verwandte der Dame des Hauses zu unterhalten, die erst vor kurzem von einem alten Landedelsitz in Ostpreußen nach Berlin gekommen war. Es war in diesem Fall eine leichte und angenehme Aufgabe. Die liebenswürdige junge Dame erwies sich als eine Litteraturfreundin von geradezu staunenswerter Belesenheit und ausgezeichneter Kenntnis der modernen und klassischen Litteratur. Sie selbst war freilich litterarisch nicht thätig, hatte auch durchaus nichts Blaustrumpfartiges an sich. Sie erzählte mir, daß sie in ihrer Landeinsamkeit fast ihre ganze Zeit der Lektüre gewidmet habe und nun sehr erfreut sei, zum ersten Male einen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen, umsomehr, als sie nun hoffen dürfte, eine Frage beantwortet zu erhalten, die sie schon lange sehr interessiert habe. Ich kannte die Frage im voraus, es war die alte, oft gestellte: „Wie macht man das eigentlich, das Schriftstellern?“ Immer und immer wieder wird sie an den Schriftsteller gerichtet, und besonders für Frauen scheint sie den Gipfelpunkt ihrer litterarischen Interessen in sich zu schließen. Zu beantworten ist sie freilich nur in

geringem Umfange, und gerade diesmal bedauerte ich es sehr, der liebenswürdigen Fragestellerin nicht erschöpfend Rede stehen zu können.

„Wie man schriftstellert und dichtet ....? — Ja, meine Gnädigste, das läßt sich nicht so leicht sagen. Es läßt sich einerseits darüber ein Buch schreiben; andererseits aber ist die Sache gar nicht zu erklären. Ich glaube, auch wenn Sie das Buch lesen würden, wären Sie ebenso weit wie vorher. Eines kann man aber sagen: Am besten arbeitet man, wenn man in Stimmung ist.“

„Das kann ich mir wohl denken. Wie bringt man sich aber in Stimmung?“

„Ja, wenn man das so genau wüßte! — — Ich glaube nicht, daß sich die Stimmung erzwingen läßt. Es giebt freilich Schriftsteller, die sich künstlich in Stimmung bringen sollen. Der eine behauptet vielleicht, daß er überhaupt nur in einem Zimmer arbeiten kann, das einen roten Teppich, rote Tapeten und rote Polstermöbel hat. Ein anderer behauptet wieder, die grüne oder die blaue Farbe bringe ihn in die richtige Stimmung. Das alles scheint mir auf ziemlich lächerlichen Einbildungen zu beruhen. Anders ist es schon, wenn ein Schriftsteller sagt, er arbeite am besten bei künstlichem Licht, bei Lampenlicht. Das wird jeder Laie begreifen. Das gedämpfte Lampenlicht bringt in Stimmung. ‚Der Lampe Dämmerschein‘, von der auch das Volkslied singt, hat etwas Trauliches, beeinflußt unser Gemüt, unser Fühlen und Denken. Es giebt deshalb geistige Arbeiter, die selbst bei hellem Tageslicht ihr Zimmer verfinstern, um bei Lampenlicht zu arbeiten. Ich bezweifle aber, daß sie durch das Lampenlicht allein die nötige Stimmung hervorbringen. Zu diesem Lampenlicht am Abend kommt gewöhnlich die Ruhe, die sich mit hereinbrechender Nacht ringsum einstellt. Ich kenne eine ganze Anzahl Schriftsteller, die überhaupt nur in der Nacht arbeiten, die leider nur um diese Zeit in Stimmung kommen und dann leicht und rasch produzieren, während sie am Tage sich in fürchterlicher Weise quälen müssen. Dieses Verkehren der Nacht zum Tage und des Tages zur Nacht — denn der Schriftsteller, der des Nachts bis um ein, zwei Uhr angestrengt gearbeitet hat, schläft dann bis zum Mittag — rächt sich über kurz oder lang, und ich kenne Fälle, wo das Schlußresultat dieser nächtlichen Schriftstellerei das Irrenhaus war.

Auch das Wetter und die Jahreszeit haben auf den Schriftsteller Einfluß. Aber diesem Einfluß unterliegt schließlich jeder Mensch. Andauernd schlechtes Wetter macht mißmutig, arbeitsunlustig und griesgrämig, und heller Sonnenschein macht heiter und lustig.

Doch im Grunde besagen alle diese Andeutungen nichts über das, was wirklich ‚Stimmung‘ ist. Man hat sie, und man hat sie nicht. Man steht nach sehr gut verschlafener Nacht froh auf, freut sich über

den hellen Sonnenschein, fühlt sich ganz besonders arbeitslustig und arbeitskräftig, und wenn es zum Arbeiten kommt, hat man absolut keine Stimmung; man bringt nicht einen korrekten Satz heraus; die Gedanken sind so zähflüssig wie Sirup. Kurzum, es geht nicht. Man quält sich stundenlang und, wenn man thöricht ist, einen ganzen Tag.

Erzwingen läßt sich aber die Stimmung nicht; sie läßt sich nicht kommandieren. Man thut am besten, jede Arbeit aufzugeben. Gewöhnlich wird man mißmutig darüber. Man fängt an, an seinem eigenen Können und seiner Arbeitsfähigkeit zu zweifeln. — In einer halben Stunde aber, ganz plötzlich, ist die Stimmung da. Etwas Theoretisches, etwas Sicheres läßt sich darüber nicht sagen. Dieses Stimmung-haben und In-Stimmung-kommen und In-Stimmung-bleiben beruht auf ganz individuellen Fähigkeiten. Es giebt Leute, die immer in Stimmung sind, die gar nicht wissen, was es heißt, plötzlich nicht arbeiten zu können. Es giebt wiederum Leute, die ganz reguläre Maxima und Minima haben, genau so wie ein Barometer. Sie sind eine Zeitlang überaus arbeitsfähig und arbeitsfreudig; sie produzieren leicht, die Gedanken fliegen ihnen nur so zu. Dann aber erfolgt der Rückschlag. Es kommt eine Periode, wo sie wie vernagelt sind, wo sie jede Arbeit einstellen müssen. Diese Perioden sind bei dem Einzelnen ganz verschieden. Mancher hat das Arbeitsmaximum monatelang oder wenigstens wochenlang, und das Vernageltsein dauert nur einige Tage. Aber gerade bei diesen Geistesarbeitern ist auch ein vollständiger Umschlag möglich. Es kann vorkommen, daß der Schriftsteller nur ein Maximum von wenigen Tagen hat, und daß dann Wochen und Monate folgen, in denen er überhaupt nichts schaffen kann, was ihn befriedigt. Diese Minima findet man in gleicher Weise bei Leuten, die leicht, und solchen, die schwer produzieren, denn auch das ist ein gewaltiger Unterschied."

„Das sieht man auch den Werken des Schriftstellers an," meinte die litteraturkundige Dame. „Wie frisch, wie natürlich sind z. B. die Werke des N. N."

Sie nannte den Namen eines Mannes, der als Humorist, Theaterdichter und Kritiker sehr bekannt ist.

„Der Mann muß doch die Sachen nur so aus den Aermeln schütteln," meinte die Dame.

„Da irren Sie sich, meine Gnädige," antwortete ich. „Im Gegenteil! Dieser Mann arbeitet so schwer, wie wenig andere Leute. Er quält sich mit einer einzigen Pointe tagelang. Er wird dabei ganz geistesabwesend. Man kann ihn auf der Straße sehen, wie er direkt an die Häuserecken und Laternenpfähle anrennt, und wer ihn nicht kennt, glaubt, der Mann sei betrunken. Dabei ist dieser Mann noch nicht einmal einer von denen, die am schwersten arbeiten.

Ich kannte einen unglücklichen Humoristen — er starb leider früh —, dem das Schicksal das Fürchterliche auferlegt hatte, wöchentlich für ein Witzblatt Beiträge liefern zu müssen. Auch diese Beiträge lasen sich wie leicht hingeworfene Arbeiten. Sie bestanden aus Kleinigkeiten in Poesie und Prosa mit stets scharf herausgearbeiteten Pointen.

Ich habe ein einziges Mal den Mann arbeiten sehen und bin vor Schreck davongelaufen. Er konnte nur arbeiten, wenn er in wagerechter Stellung auf einem Sofa lag. Dann drechselte er einen Vormittag lang, manchmal noch länger, an einem einzigen Vierzeiler oder an einem Beitrag von fünf Druckzeilen. Er stöhnte dabei, als litt er körperliche Schmerzen, und wenn er mit seinem Wochenbeitrag fertig war, konnte er sich kaum eine Erholung gönnen, denn dann mußte er schon wieder mit den Arbeiten für die nächste Woche beginnen.

Es giebt also leicht und schwer produzierende Schriftsteller; aber auch bei den leicht arbeitenden muß man noch Unterschiede machen. Es giebt Leute, die ohne weiteres alle ihre Gedanken sofort zur Hand haben, sie so zu gruppieren wissen, daß sie die Arbeit fertig niederschreiben. Solcher Geistesarbeiter giebt es eine ganze Menge. Es sind das alle diejenigen, die z. B. diktieren und ihre Arbeiten stenographisch aufnehmen lassen. Andere dagegen können nicht begreifen, wie man imstande ist, zu diktieren, weil sie an jedem Satz, den sie niederschreiben, noch immerfort herumfeilen müssen.

Eine sehr bekannte Schriftstellerin arbeitet z. B. folgendermaßen: Sie hat die Idee für einen Roman. Diese Idee quält sie, und sie will sie los werden. Sie schreibt daher ununterbrochen Tag und Nacht das, was ihre Phantasie geschaffen hat, fertig nieder. Es sind das aber keine fünf Druckbogen im ganzen. Das Manuskript wird dann mit der Schreibmaschine abgeschrieben, und zwar wird auf große Bogen in die Mitte ein kleiner Teil des Manuskriptes gesetzt. Dann macht sich die Schriftstellerin darüber her, diese ersten Entwürfe zu vergrößern und auszuarbeiten. Sie schreibt auf jede Seite noch das Fünffache und Sechsfache von dem, was bereits darauf stand. Einzelne Sätze im Dialog arbeitet sie zu ganzen Szenen aus; Szenen, die sie bereits angedeutet hatte, erweitert sie, führt sie aus, rundet sie ab. — So hat die Autorin selbst erzählt. Aus Erfahrung möchte ich aber bezweifeln, daß sie immer so arbeitet. Es ist eben auch in der Art des Arbeitens für den Einzelnen nichts Feststehendes zu erzwingen. Den nächsten Roman schreibt die Dame vielleicht von Anfang bis zu Ende so nieder, daß sie später nur ganz kleine Einfügungen zu machen braucht. Der geistige Arbeiter kann eben nicht nach der Schablone schaffen.

Gewaltig sind z. B. die Unterschiede beim Entstehen größerer Werke, von Büchern in Bezug auf die Technik des Arbeitens. Es giebt Leute,

die womöglich mit dem Vorwort anfangen, dann Zeile für Zeile, genau so, wie sie das Werk gedruckt haben wollen, niederschreiben und nicht fortfahren, bevor sie nicht vollständig mit sich im reinen darüber sind, was nun folgen soll. Es giebt aber auch Leute, die einen ganz diametralen Weg einschlagen. Sie fangen vielleicht am Ende des Buches an, d. h. sie schreiben etwas hin, was an den Schluß kommen soll. Dann schreiben sie ein Anfangskapitel und ohne Rücksicht auf die Reihenfolge, verarbeiten sie das ganze übrige Material, das ihnen zur Verfügung steht, oder das sie während des Schaffens finden. Zum Schluß wird die ganze Sache ‚montiert‘, so wie der Monteur aus einzelnen Teilen eine Maschine zusammensetzt. Diese Art des Arbeitens ist die bequemere, besonders wenn der Schriftsteller die Verbindungen zwischen den einzelnen Bruchstücken gut fertig bekommt, so daß man nirgends ‚Gußnähte‘ oder ‚Lötstellen‘ in der fertigen Arbeit sieht.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Schaffen von dramatischen Arbeiten. Es giebt Theaterdichter, die bei der ersten Szene anfangen und dann konsequent weiter arbeiten, so wie Szene auf Szene bei der Aufführung folgen soll. Andere schreiben beliebige Szenen und setzen sie dann zusammen, oder sie schreiben einfach den Schluß hin. Das ist in manchen Fällen ein sehr empfehlenswertes Programm denn sie wissen dann genau, wo sie hinkommen wollen, und benutzen den Schlußakt als Basis, auf der sie dann die anderen Akte aufbauen.“

„Ich hätte noch eine Frage,“ sagte meine aufmerksame Zuhörerin, „nämlich, wie ist das mit den Stoffen? Wie finden Sie die Stoffe? Kommt man von selbst auf einen Stoff oder muß man ihn sich suchen?“

„Auch das ist eine von den Gewissensfragen, die ein Schriftsteller niemals erschöpfend beantworten kann, selbst nicht, soweit sie seine eigene Person betrifft. Soviel aber muß erklärt werden: es kommt weniger auf die Stoffe beim Schriftsteller an, als auf die Darstellung.

Ich sehe es Ihrem erstaunten Gesicht an, daß diese Erklärung Sie überrascht; aber sie entspricht der Wirklichkeit. Neue Stoffe giebt es überhaupt nicht. ‚Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht!‘ Was ist denn der Kern aller Dramen, aller Romane und Novellen? Ein ‚Er‘ und eine ‚Sie‘, die sich lieben, ein Intrigant oder eine Intrigantin, welche die Liebenden nicht zusammenkommen lassen wollen. Oder das Schicksal hat die Rolle des Intriganten und verhindert die Vereinigung der Liebenden. Das ist des Pudels Kern; das ist der Inhalt aller unterhaltenden Litteraturwerke. Dieser Stoff ist tausende Male bei allen Völkern und zu allen Zeiten variiert worden. Ein Schriftsteller wird Gefallen erregen, wenn er es versteht, diesen alten Stoff in neuer Form darzustellen, von einer ganz neuen Seite her zu betrachten und zu beleuchten. Handelt es sich

um sogenannte ‚belehrende‘ Arbeiten, in denen der Schriftsteller irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand erläutern will, so ist der Stoff auch nicht die Hauptsache. Der Schriftsteller muß sich an den Stoff halten, aber seine Kunst kann er nur an der Darstellung zeigen. So ist es z. B. eine Kunst, populär zu schreiben, d. h. wissenschaftliche oder Fachangelegenheiten so darzustellen, daß sie jedes Kind versteht, und dabei doch so zu schreiben, daß die Sachen nicht trocken erscheinen, sondern sich angenehm lesen wie eine interessante Erzählung.

Jedem Schriftsteller begegnet es häufig, daß Leute seiner Bekanntschaft, die nicht ‚vom Handwerk‘ sind, sich ihm mit geheimnisvoller Miene eines Tages nahen und sagen: ‚Hören Sie 'mal, ich habe da einen wundervollen Stoff für Sie gefunden, den müssen Sie bearbeiten, damit werden Sie großen Erfolg haben.‘ — Diese Stoffe sind gewöhnlich gänzlich unbrauchbar. Es handelt sich nur um Episoden, die man vielleicht in irgend einer größeren Arbeit verwenden könnte. Sind es dramatische Ideen, die uns von lieben Bekannten zur Verfügung gestellt werden, so reichen sie gewöhnlich nur zu einer Szene aus. Niemals aber enthalten die Stoffe etwas Wirkliches, Ganzes, etwas, woraus man, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, ‚etwas machen könnte‘. Aber selbst, wenn einer unserer lieben Bekannten uns einen solchen Stoff brächte, er würde uns damit keinen großen Gefallen thun. Denn die Bearbeitung des Stoffes ist die Hauptsache.

Ich will Ihnen nichts von der Technik der Stoffbearbeitung sagen, weil ich bei Ihnen nicht Kenntnisse voraussetzen kann, die sich auch der Schriftsteller nur durch Uebung, nur durch Routine erwirbt. Diese Routine ist aber etwas außerordentlich Wichtiges für den Schriftsteller. Sie ist natürlich nur durch jahrelange Uebung zu erreichen, und auch hier spielt wieder die Individualität des Schriftstellers die Hauptrolle. Es giebt Leute, die sich eine einzige Routine zurecht gelegt haben und diese schablonenmäßig anwenden; es giebt Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die gewissermaßen nur einen Leisten haben, über den sie alles schlagen, und doch verstehen sie dabei, ihre Arbeiten jedesmal äußerlich so zu dekorieren, daß man sie immer wieder gern liest.

Es giebt andere schriftstellerische Individualitäten, die bei jeder Arbeit ein anderes System, eine andere Technik, eine andere Routine befolgen, die geradezu experimentieren. Gerade diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind Leute, welche die Sprache beherrschen, die eine lebhafte Phantasie haben und denen Gestaltungskraft zur Verfügung steht.

Ich möchte hier gleich die Beantwortung einer Frage anknüpfen, die Sie ja doch an mich stellen werden, und diese Frage wird lauten: ‚Arbeitet der Schriftsteller nach Modellen?‘

Der Maler und der Bildhauer müssen ja bekanntlich Modelle haben, deren Aeußeres sie kopieren; trotzdem legen Maler und Bildhauer noch aus Eigenem eine ‚Seele‘ in ihr Werk. Auch der Schriftsteller arbeitet manchmal nach Modellen. Keiner arbeitet aber wohl immer nach Modellen. Eine Persönlichkeit, die man auf der Straße sieht, und die uns auffällt, ein Mensch, mit dem wir näher bekannt geworden sind, kann uns derartig anregen, daß wir ‚um diese einzelne Figur herum‘ einen ganzen Roman aufbauen oder ein Theaterstück ‚herumdichten‘. Diese Persönlichkeit ist dann wie das Loch, das man nach einer scherzhaften Behauptung braucht, um eine Kanone herzustellen, indem man um dieses Loch Gußstahl oder Bronze herumgießt.

Der größte Erzähler des letzten Jahrhunderts, Charles Dickens, hat solche Modelle wiederholt verwendet. Man behauptet sogar von ihm, er habe seinen eigenen Vater als Modell benutzt, und zwar für die humoristische Figur des berühmten Micawber in dem Roman ‚David Copperfield‘. In diesem Roman steckt ein großes Stück Selbstbiographie des Verfassers, und der ewig in Geldnot befindliche, nie etwas erreichende, großsprecherische, aber doch von Herzen gutmütige Mensch, der immer ‚einen Anlauf nimmt‘, um etwas zu unternehmen, und doch nichts zuwege bringt, soll genau nach Modell gearbeitet, soll, wie bereits erwähnt, der Vater von Charles Dickens gewesen sein.

Ganz falsch ist die Ansicht, die auch im gebildeten Publikum weit verbreitet ist, daß der Schriftsteller ein Modell so benutzen könne, wie der Maler oder Bildhauer. Niemals wird es dem Schriftsteller möglich werden, in dieser Weise einfach ein wirklich vorhandenes Modell zu kopieren. Er wird es sich immer für seine Zwecke zurechtstutzen, zurechtmodeln müssen; er muß stets dabei seine Gestaltungskraft anwenden. Nun komme ich zu einem der wichtigsten Erfordernisse für den Schriftsteller: er muß imstande sein, die Figuren, die er schafft, lebendig vor sich zu sehen. Er muß sich die Persönlichkeiten, die er in seinen Arbeiten auftreten läßt, auf das genaueste vorstellen können, so, als säße er im Parkett eines Theaters und sähe die Personen auf der Bühne agieren. Er muß sich sogar die Kleidung dieser Figuren, die er in seiner Phantasie schafft, bis auf Kleinigkeiten vorstellen. Haltung, Gang und Sprache müssen charakteristisch bei der Figur sein, die der Schriftsteller in seiner Phantasie sieht. Nur so wird er imstande sein, lebenswahre Figuren zu schaffen.

Es geht vielen Schriftstellern mit diesen Figuren recht eigentümlich. Sie träumen von ihnen, besonders wenn es sich um eine große Arbeit handelt, die schon ziemlich weit vorgeschritten ist; sie begegnen ihnen auf der Straße. Es sind das nicht etwa Hirngespinste, sondern sie finden bei wirklichen Personen, die ihnen auf der Straße begegnen,

Eigentümlichkeiten der Figur heraus, mit der sie sich in Gedanken und in der Phantasie schon seit Wochen beschäftigen. Diese Art des Schaffens gewährt dem Schriftsteller in den meisten Fällen eine eigentümliche innere Befriedigung, von der sich der Laie, der so etwas nicht durchgemacht hat, gar keine Vorstellung machen kann.

In manchen Fällen allerdings wird dieses Schaffen selbst für den sonst leicht arbeitenden Schriftsteller zur Qual. Es will und will manchmal nicht gelingen, eine Figur, mit der man sich schon wochenlang beschäftigt hat, vollkommen herauszuarbeiten. Die Figur bleibt ein unbelebter Tonklumpen; ihr fehlt etwas Wesentliches, ohne das sie unvollkommen ist. Der Schriftsteller kann in seiner Phantasie die Figur nicht zur Bewegung, zum Sprechen, zum Agieren bringen. Es beginnt dann ein gewisses seelisches Ringen des Schriftstellers mit dieser Figur. Manchmal gelingt es ihm, zu siegen, gewissermaßen diese widerspenstige Figur zu bezwingen. Manchmal dauert es wochenlang, ehe er damit fertig wird, und in solchen Fällen ist es sehr gut, wenn die ganze Arbeit aufgegeben und zu gelegenerer Zeit wieder aufgenommen wird. Hier gilt dasselbe, was von den Stimmungen gesagt wurde. Selbst Situationen, die wichtig für die Entwickelung oder die Fortführung der Handlung und Erzählung sind, machen dem Schriftsteller oft außerordentliche Schwierigkeiten; es gelingt ihm nicht, die richtige Gruppierung zustande zu bringen. Gewöhnlich kommt dann ganz plötzlich eine Art Erleuchtung über ihn und zwar oft in Augenblicken, in denen er am wenigsten an die Sache gedacht hat. Wenn er frühmorgens sich die Schuhe anzieht, oder in dem Augenblick, in dem er mit ganz anderen Gedanken im Kopf in einen Eisenbahnwagen steigt, sieht er plötzlich die Figur, mit der er sich so gequält hat, oder die schwierige Situation plastisch vor sich. Das kommt mit solcher Plötzlichkeit und Ueberraschung, als wäre die Idee aus einer Pistole unmittelbar auf den Autor abgeschossen worden.

Selbst im Traum kann die Lösung einer solchen schwierigen Situation oder Figur gelingen. Niemand weiß allerdings so genau wie der Schriftsteller, wie wahr das Märchen ist, welches erzählt, daß der Teufel die Schätze, die er im Traum seinen Anhängern giebt, beim Erwachen in wertlose Kohle verwandelt. Man hat als Schriftsteller im Schlaf Ideen, man findet Figuren oder sogenannte ‚Stoffe‘, die so begeisternd auf den Träumenden wirken, daß er erwacht. Selbst noch unmittelbar nach dem Erwachen findet man die Idee vortrefflich. Aber sobald man aufgestanden ist, oder sobald man gewissermaßen die Idee ans helle Tageslicht bringt, sieht man, wie wenig wert sie ist. Ausgeschlossen ist es ja nicht, daß man etwas wirklich Gutes auch im Traum, also wörtlich ‚im Schlafe‘ finden kann; aber diese Fälle sind sehr selten.

Zeitungslektüre regt unzweifelhaft viele Schriftsteller zu Stoffen und zum Schaffen von Figuren an. Es giebt männliche und weibliche Autoren, die mit Vergnügen nach jedem Stoff, den die Oeffentlichkeit — sei es in einem Sensationsprozeß, sei es sonst — bietet, greifen, um ihn mit mehr oder minder Geschick zu verarbeiten. Erscheinen solche Arbeiten dann sehr bald, so nimmt das Publikum schon deshalb großes Interesse daran, weil der gebildete Leser gewissermaßen durch eine solche Erzählung einen Einblick in die Arbeit des Schriftstellers gewinnt. Er kennt aus den Zeitungen den Stoff, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt hat, und kann nun genau sehen, in welcher Weise der Schriftsteller diesen Stoff bearbeitet hat.

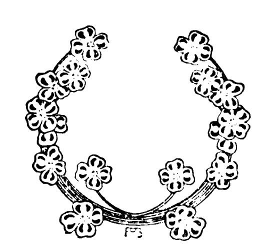
Was von der Stimmung, was von der Art des Arbeitens gilt, gilt auch für das Finden der Stoffe und für die Figuren. Es giebt Autoren, die beständig über Stoffe in großer Menge verfügen. Es giebt Schriftsteller, die sogar unter dem Ueberfluß von Stoffen leiden, und es giebt wiederum andere, die sehr selten einen brauchbaren Stoff finden. Manche Menschen finden in ihrem ganzen Leben überhaupt nur einen Stoff, mit dem sie einen großen Erfolg haben. Das sind diejenigen Autoren, die ihre ganze Carriere und ihren Ruhm verkehrt anfangen, wie jener Mann, der das Pferd am Schwanz aufzäumte. Der erste Schritt in die Oeffentlichkeit ist dann ein großartiger Erfolg. Sie treten sofort mit einem Roman oder mit einem Theaterstück auf, das ganz abnormen Erfolg hat, und damit haben sie ihre ganze Kraft erschöpft. Es gelingt ihnen trotz aller Mühe nie wieder etwas auch nur annähernd so gut wie die erste Arbeit.

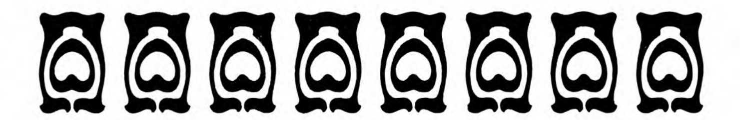
Große Erfolge gleich im Beginn seiner Laufbahn sind kein Glück für den Schriftsteller. Auch in der Litteratur ist der natürliche Entwickelungsgang der sicherste. Der Schriftsteller muß mit kleinen Arbeiten beginnen und, fortwährend lernend und an Technik und Routine gewinnend, weiter arbeiten. Auch der Maler stellt ja nicht gleich riesenhafte Deckengemälde her, sondern beginnt mit Skizzen, und so ist es ein ungeheuerlicher Unsinn, der auf Unkenntnis der Verhältnisse beruht, wenn der Dilettant sich hinsetzt und ‚Romane‘ schreiben will. Dazu fehlen ihm alle Hilfsmitttel außer Papier, Feder und Tinte. Zu einem Roman gehört eine große Kenntnis der Technik, eine Routine, die nur durch vieles ‚Schriftstellern‘ erworben wird, Uebung der Phantasie, Uebung der Gestaltungskraft, Uebung der Darstellung, eine Uebersicht über die Litteratur, um nicht etwas zu schaffen, das schon da gewesen ist, und noch einige Dutzend andere Sachen. Und das alles glaubt der Dilettant ohne weiteres zu besitzen! Wer schriftstellern will, der beginne mit kleinen Skizzen, mit kleinen Schilderungen und gehe dann erst zu größeren Arbeiten über.

Es giebt sehr tüchtige Schriftsteller, die direkt Skizzen machen, ebenso wie der Maler für ein großes Werk Skizzen sammelt und dann aus diesem Mosaik das Werk zusammensetzt. Es giebt Schriftsteller, die, wenn sie einen Sonnenuntergang sehen, ihr Notizbuch herausziehen und direkt von der Natur abschreiben, das heißt, sich Notizen über die wechselnden Farben, über die Beleuchtung, über das Aussehen der Landschaft machen. Der Schriftsteller thut das nicht, um das Material sofort zu verwenden, sondern er verwahrt ruhig diese Skizze für spätere Zeit. Wenn er einmal in der Lage ist, einen Sonnenuntergang zu schildern, wird ihm die Arbeit sehr leicht werden; er wird einfach die Skizze, die er in seinem Pult liegen hat, benutzen, und die fertige Arbeit wird sehr natürlich auf den Leser wirken.

Keineswegs läßt es sich aber empfehlen, daß der Schriftsteller etwa nur nach Skizzen arbeitet, daß er fortwährend das Notizbuch in der Hand hat und interessante Situationen, einzelne Gedanken und Figuren skizziert. Wollte er so arbeiten und nur fertige Skizzen zusammensetzen, so würde ein unglückseliges Machwerk entstehen. Ihm würde die Seele fehlen, die der Schriftsteller als Bindeglied in die Arbeiten hineinlegen muß, und die er nicht findet, wenn er mit fertigem Material arbeitet und dieses einfach zusammensetzt.

Ich bin überzeugt, meine Gnädigste, daß Sie jetzt, nachdem ich Ihnen das alles erzählt habe, noch viel weniger von der Schriftstellerei wissen, als früher. Vielleicht habe ich Sie sogar konfus gemacht. Eines aber haben Sie doch erfahren: Die Schriftstellerei ist nicht zu lernen; sie ist nicht so leicht, wie der Laie sie sich denkt, und es gehört wenigstens für die Leute, die etwas Größeres leisten wollen, mehr zum Schreiben als: guter Wille, Tinte, Feder und Papier."





Deutsche Dichter der Gegenwart.

Heinrich Seidel.

Litterarische Plauderei von G. Hetzer.

(Nachdruck verboten.)



Heinrich Seidel, der gemütvolle Humorist, ist unseren Lesern kein Unbekannter; ist er doch der Dichter des im besten Sinne des Wortes populär gewordenen Gedichtes: „Die Musik der armen Leute", das wir, mit Wilhelm Hoffmanns reizvoller Illustration geschmückt, vor einiger Zeit (Bd. 8) zum Abdruck gebracht haben. Von dem Autor, dessen liebenswürdige Erzählungen nicht nur in seinem engeren Vaterlande, sondern, wo in der weiten Welt die deutsche Zunge klingt, von Tausenden und Abertausenden gelesen werden, möchten wir heute ein wenig plaudern; wir dürfen wohl annehmen, daß wir dabei auf das regste Interesse unserer Leser rechnen können.

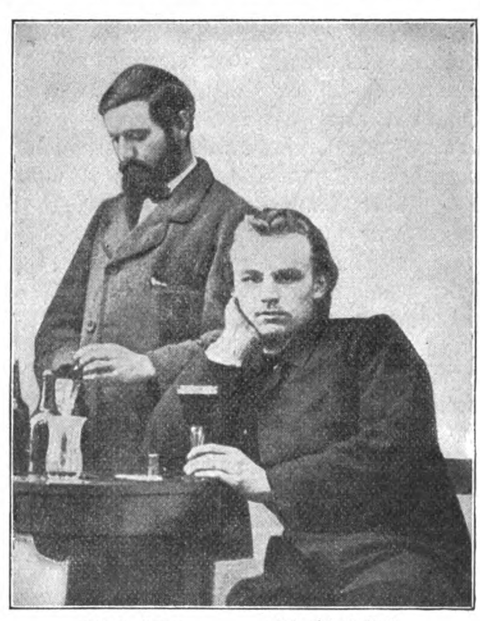
Als Sproß einer alten Pastorenfamilie wurde Heinrich

Seidel am 25. Juni 1842 in Perlin in Mecklenburg, wo sein Vater Prediger war, geboren. Bis zum neunten Lebensjahre, in dem er mit seinen Eltern nach Schwerin übersiedelte, genoß der Knabe in vollen Zügen die fröhliche, ungebundene Freiheit, in der die Jugend auf dem Lande aufwächst. Er selbst sagt von dieser Zeit, daß sie in seiner Erinnerung als die eines ungetrübten Glückes dasteht; denn der Ort war ein richtiges Kinderparadies. In dem großen Garten mit seinen unzähligen Obstbäumen und Beerensträuchern, mit seinen vielen Lauben und dichten Gebüschen konnte der Knabe sich nach Herzenslust tummeln. Unmittelbar an den Garten schloß sich, nur durch eine niedrige Feldsteinmauer getrennt, der Kirchhof mit seinen verwilderten Gräbern und riesigen Linden, zwischen denen die kleine, aus Findlingsblöcken erbaute Landkirche und der bemooste Glockenstuhl neben der Kirche standen. Bei dem Hang zum Einsiedlerleben, der ihm in späteren Jahren auf dem Gymnasium den Namen: „Drömer" (Träumer) und „Slapmütz" eintrug, übte diese Umgebung auf das Kinderherz einen doppelt hohen Reiz, und so lernte der Knabe schon in den ersten Kindheitsjahren das Beobachten des geheimnisvollen Lebens der Natur.

Schon verhältnismäßig früh erlernte Seidel das Lesen, und er erzählt, daß er mit einem wahren Lesefieber jedes Buch, das ihm unter die Hände kam, förmlich verschlang. „Später, als ich längst erwachsen war, habe ich von den verschiedensten Leuten, die mich als Kind gesehen hatten, den Ausspruch gehört: ‚Ja, ich erinnere mich Ihrer noch sehr wohl, Sie lagen immer auf den Knieen vor einem Stuhl und lasen.' Von dieser Lieblingsstellung bei solchen Geschäften hatte ich ordentlich Schwielen an den Knieen." Vor allem gewann großen Einfluß auf ihn der Dichter Robert Reinick mit seinem ABC-Buch und seinen Jugendkalendern, die alljährlich als das liebste Geschenk auf den Weihnachtstisch des Knaben kamen. Und Seidel meint: „Wenn ich später an die vierzig Märchen oder märchenartige Geschichten geschrieben habe, so ist Robert Reinick daran nicht ohne Schuld gewesen."

Dem friedlichen Stillleben in Perlin wurde durch die Berufung von Seidels Vater an die Nikolaikirche in Schwerin ein Ziel gesetzt. Mit elf Jahren bezog Seidel das dortige Gymnasium, und damit trat zum ersten Male der Ernst des

Lebens an den Knaben heran. Köstlich schildert er selbst diese Periode mit folgenden Worten: „Und von dieser Zeit ist nicht viel Rühmliches zu sagen, denn ich bildete mich dort zu einem der schlechtesten Schüler aus, die es besessen hat. Deshalb brauchte ich sehr lange Zeit, um bis Tertia vorzurücken, und meine ganze Knabenzeit stand unter dem Schatten des ermunternden Wortes: ‚Ut em ward nix.‘ Der alte Prorektor der Anstalt, Reiz, pflegte, wenn ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle als vollständig Unpräparierter vor ihm saß, mit milder Stimme zu fragen: ‚Seidel, wann gehen Sie ab?‘ Die ganze Klasse brummte dann im Chor: ‚Noch lange nicht, noch lange nicht.‘ Dann sagte der Alte mit einem Ausdruck sanfter Trauer: ‚Das ist schade!‘ Dieser liebliche Scherz wiederholte sich recht häufig.“ Einschränkend müssen wir hierzu allerdings bemerken, daß Seidel in gewissen Fächern, wie im Deutschen, der Mathematik, der Geographie, Naturgeschichte, und ganz besonders im Singen und Turnen durchaus zufriedenstellende Resultat aufzuweisen hatte, was allerdings nicht hinderte, daß der alte Dr. Hirsch sich darüber äußerst verwundert äußerte, indem er sagte: „Ja, der Seidel ist sonst so ’n schlechter



Karl Hohn. Heinrich Seidel.
Jugendbildnis Seidels mit seinem Freunde Karl Hohn, dem Urbilde „Leberecht Hühnchens“.

Schüler, aber Deutsch kann der Junge, hab'm wieder 2a geben müssen, ich weiß nicht, wo der Junge das her hat." Aus dieser Zeit stammt auch Seidels erstes Gedicht, das durch den damals ausgebrochenen Krimkrieg angeregt wurde. Sein Vater, der es zufällig zu sehen bekam, las es durch und meinte schmunzelnd: „Nun, gar nicht so übel!" — ein Lob, das den Knaben, wie er selbst schreibt, tief beschämte.

Je weniger Seidel seine Zeit zur Erledigung seiner Schularbeiten verwandte, um so ausgiebiger benutzte er sie zu Streifereien in der landschaftlich so schönen Umgegend von Schwerin. Auf diesen Streifereien vermehrte er vor allen Dingen seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und stets kehrte er reichbeladen mit Ausbeute für seine Schmetterlings-, Eier-, Stein- oder Muschelsammlungen zurück. Die Stimme jedes Vogels war ihm vertraut, und nichts war ihm in der Natur zu gering, um nicht sein Interesse in Anspruch zu nehmen. Ganz besonders wurde sein Eifer, Steine zu sammeln, durch eine Entdeckung auf dem Gute eines Onkels auf dem Lande gefördert. Seidel fand dort, daß in dem Fundamente seines neuen Schweinehauses eine große Anzahl von Granitblöcken vermauert war, die sich ganz gespickt zeigten mit Granaten bis zur Kartoffelgröße. „Mir erschienen diese Untermauerungen für ein Bauwerk, das so niederen Zwecken diente, sehr pomphaft. Wie oft habe ich davor gestanden, nachgrübelnd, wie ich wohl an diese Schätze gelangen könnte — diese Leidenschaft ging aber schließlich vorüber, wie alle anderen, und die Steine wurden später gegen Muscheln allmählich umgetauscht. Jedoch kann ich noch heute nicht an einem Haufen geklopfter Chausseesteine vorübergehen, ohne ihn prüfend zu mustern." Von großem Reiz für den Knaben war der Ferienaufenthalt auf den Gütern seiner Verwandten. Nach Herzenslust konnte er jetzt durch die Umgebung streifen und das Leben und Weben in der Natur ringsherum beobachten. In einer seiner reizvollsten Naturschilderungen erinnert sich Seidel jener Zeit. Er schreibt darüber: „Eine andere Anziehung für uns bildete der sogenannte ‚Große Graben'. — Im Sommer war er fast ganz wasserlos und dann ein wahres Füllhorn der mannigfachsten Blumen; saß man in ihm, so war man ganz aus der Welt, rings nur nickten Tausende

von Blumen und spielten unzählige Schmetterlinge; Libellen schossen in reißendem Fluge darüber hin und standen dann plötzlich wieder wie angenagelt in der Luft, man hörte in der Stille das Schwirren ihrer Flügel. Von oben schaute das reifende Korn herein, wogte im sanften Winde und wisperte seinen Sommergesang; fern schlugen die Wachteln, die Grillen zirpten, und Gold- und Grauammern zwirnten ihr eintöniges Lied. Dort habe ich manchen Kindertraum geträumt."

Umsoweniger wollte nach solcher Freiheit natürlich der Schulzwang schmecken, doch auch dabei verschaffte sich der Knabe manche Erheiterung. Mit Vorliebe zeichnete er Karikaturen, die er mit humoristischen Unterschriften versah, die sich allmählich zu längeren scherzhaften Ergüssen erweiterten, sodaß hinter der karikierenden Zeichnung der litterarisch-parodistische Scherz immer mehr in den Vordergrund trat. Dramatische Versuche, epische Gedichte und Balladen aus jener Zeit, von denen dem Dichter heute nur noch Bruchstücke in der Erinnerung stehen, zeigen durchgängig einen Stich ins Burleske. Niemand ahnte wohl damals, daß dieser jugendliche Hang zur Komik einst zu dem sonnigen Humor unseres heutigen Dichters ausreifen würde.

Daß der Knabe nebenher seinen Lesehunger stillte, ist selbstverständlich. Am meisten begeisterten ihn damals Uhland, Heine und Andersen, die in seiner Knabenseele friedlich nebeneinander wohnten, und der Dichter gesteht selbst, daß er später zu thun gehabt hat, um sich von dem Einfluß der beiden letzten wieder zu befreien. Daneben las er die Romane von Cooper und Walter Scott, den unsterblichen Don Quixote, sowie Goulivers Reisen, die noch jetzt eines der Lieblingsbücher des Dichters sind, aus denen, wie er sagt, er unendlich viel gelernt habe, sowie E. Th. Hoffmann, für dessen Schriften Seidel auch heute noch eine große Vorliebe besitzt. Sehr charakteristisch ist für Seidel, daß der pathetische Schiller ihn völlig kalt ließ, während er für Goethe in späteren Jahren ein immer reiferes Verständnis gewann.

Da die Fortsetzung humanistischer Studien bei der „Ungeeignetheit" des Schülers zur Unmöglichkeit wurde, so verließ Seidel als Tertianer das Gymnasium und sah sich vor die

Wahl eines praktischen Berufs gestellt. Durch einen Freund, Hans Tischbein, der ein besonderes Geschick in der Herstellung aller möglichen physikalischen Apparate besaß, wurde Seidel auf das Gebiet des Maschinenbaues hingelenkt. „Es war damals die Zeit, wo das Studium der technischen Fächer anfing, sich mehr auszubreiten . . . außerdem muß ich gestehen, daß es etwas Verlockendes für mich hatte, auf diese Art trotzalledem zu einem richtigen Studentenleben zu gelangen.“ Die Bekannten schüttelten zwar den Kopf darüber, wenn er ihre Fragen: „Gehst du nun bi dei Stür oder bi dei Post?“, was das Gewöhnliche war, verneinte und antwortete: „Ick warr Maschinenbuger.“ Nach seiner Konfirmation im Jahre 1859 arbeitete er ein Jahr lang als Lehrling in einer Schweriner Lokomotiv-Reparatur-Werkstätte, wo er wöchentlich drei Thaler verdiente. Dann brach für ihn die Zeit der goldenen studentischen Freiheit in Hannover an, wo er das Polytechnikum bezog. Mit vollen Zügen genoß er das akademische Leben mit all seiner Ungebundenheit und seinem übersprudelnden Frohsinn. In der „Bierzeitung“, deren Herstellung ihm zum größten Teil zufiel, hatte er ein weites Feld zur Bethätigung seines burlesken Humors. Besonders war es eine Kneipfahrt, die mit all ihren ulkigen Abenteuern für ein Vierteljahr lang den ausgiebigsten Stoff zu den mannigfachsten komischen Gesängen lieferte. Hier war es auch, wo er seinen Freund Karl Hohn kennen lernte, dessen Jugendbildnis wir unseren Lesern bieten und der das Urbild zu Seidels humoristischer Gestalt des ‚Leberecht Hühnchen‘ gewesen ist. Seidel sagt darüber: „Es ist mir jetzt merkwürdig, daß ich mich schon damals damit beschäftigte, diesen zum Helden einer Erzählung zu machen. Karl Hohn ist nämlich das Urbild zu der Figur meines ‚Leberecht Hühnchen‘, und wir haben uns in Hannover einmal fast genau so, wie in der kleinen Erzählung geschildert wird, für 30 Pfennig einen fidelen Abend gemacht.“ Es ist dies jene Szene, wie Seidel mit seinem Freund Leberecht Hühnchen auf dessen enger Bude fünf Eier verzehrt und Hühnchen eine köstliche Philosophie der Schwelgerei entwirft: „Als mein Freund das erste Ei verzehrt hatte, nahm er ein zweites und betrachtete es nachdenklich. ‚Sieh' 'mal, so ein Ei,‘ sagte er, ‚es enthält ein ganzes Huhn und braucht nur aus-

gebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, so legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden, und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, die den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei, und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Sieh' 'mal, das nenne ich schlampampen!'" —

Infolge des Todes seines Vaters mußte sich Seidels Mutter sehr einschränken, und so blieb dem Studenten nichts anderes übrig, als im Jahre 1862 das Studium aufzugeben und in eine Maschinenfabrik in Güstrow einzutreten. Hier hatte Seidel vollauf Gelegenheit, das Leben des einfachen Arbeiters und kleinen Mannes mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Nöten und Kümmernissen eingehend zu studieren. Streng sonderten sich von den Handwerkern, die über alle möglichen Themata diskutierten, die einfachen Arbeitersleute, die nur drei Gesprächsstoffe hatten, und diese hießen: „dat Tüftenland" (Kartoffelland), „dat Swin" (Schwein) und „dat Stämmraden" (Stämmeroden). Die Unterhaltung über diese drei wichtigen Dinge füllte das ganze Jahr aus. „Den Frühling füllte das Kartoffelland und das Gedeihen dieser nützlichen Knollenfrucht; dann im Sommer trat das Schwein hinzu, ob es sich futterte oder nicht futterte, und wer eins von letzterer Sorte besaß, dem nagte tiefer Kummer am Herzen. Diese beiden Stoffe hielten bis in den Herbst und Winter vor, und dann kam das Ausroden der beim Schlagen der Bäume stehengebliebenen Wurzelstöcke an die Reihe; denn auf diese Art verschafften sie sich Feuerung. So kamen sie allmählich wieder an das Kartoffelland, und die Sache fing wieder von vorn an." Hier in Güstrow entstand auch Seidels erstes Märchen, ein Sommermärchen, das in den „Jahreszeiten", die in Hamburg erschienen, abgedruckt wurde. „Ende Juni 1865 war es, als ich die berauschende Thatsache erfuhr, daß mein Märchen wirklich und wahrhaftig gedruckt war. Solche Empfindung ist bekanntlich nur mit der ersten Liebe zu vergleichen; das vergilbte, alte, löschpapierne Blatt besitze ich noch, und wenn ich es heute betrachte, so erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut des unbeschreiblichen Wonnegefühls, das diese bedruckte Seite in mir erzeugte, als ich sie zum ersten Male erblickte." Aller-

dings machte Seidel gleichzeitig die bittere Erfahrung, die kaum einem „homo novus“ erspart bleibt, daß nämlich das Honorar ausblieb. Auf seine Anfragen antwortete man ihm, daß man das auf die wenigen Seiten entfallende Honorar von 1⅞ Thalern ihm doch nicht anzubieten gewagt habe. „Ich sah ein, daß dieser sogenannte Ehrensold eher ein Schandsold zu nennen war, und konnte nicht umhin, die Berufsschriftstellerei von nun ab für einen ziemlich nahrungslosen Berufszweig zu halten. Mein erstes Honorar sollte ich erst einige Jahre später beziehen, und zwar bekam ich es in Naturalien. Ich hatte für einen Freund, einen Müllerssohn, ein Polterabendgedicht für die silberne Hochzeit seiner Eltern gemacht, und dies hatte so gut gefallen, daß die braven Leute für mich an ihren Sohn zwei wundervolle, riesige Spickaale schickten. Mein Freund brachte mir nur einen und gestand dann: ‚Eigentlich sünd twei west, ewwer 'n annern heww ick gliek upfreten.‘ Wenn mein Freund nicht leider früh gestorben wäre, so hätte er später eine litterarische Agentur aufthun müssen, das nötige Talent dazu hatte er, wie man aus diesem kleinen Zuge sieht.“

Vierundeinhalb Jahre arbeitete Seidel praktisch in Güstrow, dann ging er im Jahre 1866 nach Berlin, um auf der dortigen Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren. Sein Landsmann, der Professor Eggers, führte ihn in die litterarische Gesellschaft, „Der Tunnel über der Spree“, ein, der allerdings seine Blütejahre bereits hinter sich hatte. Unter dem Tunnelnamen „Frauenlob“ wurde Seidel eines seiner fleißigsten Mitglieder und meint, daß er in formeller Hinsicht sehr viel im Tunnel gelernt habe, da die Kritik der Mitglieder keineswegs immer eine glimpfliche war. Nach Absolvierung der Gewerbeakademie arbeitete Seidel wieder praktisch in seinem Berufe, in dem er später außerordentliche Erfolge hatte. So konstruierte er z. B. für den Potsdamer Bahnhof in Berlin die erste hydraulische Lokomotiv-Schiebebühne in Deutschland, ebenso das eiserne Hallendach des Anhalter Bahnhofes, das mit seiner Spannweite von 62½ m damals die größte Anlage dieser Art auf dem Kontinent war. 1875 verheiratete er sich mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, mit der er eine harmonische Ehe führt.

—

Trotzdem Seidel in seinem Berufe glücklich und erfolgreich war, gab er denselben doch 1880 auf, um sich nun ganz der Litteratur widmen zu können. Hierüber schreibt der Autor in seiner Selbstbiographie folgendes:

„Was meine schriftstellerischen Absichten betrifft, so wird es mir schwer, darüber etwas zu sagen, denn ich habe eigentlich gar keine. Wenigstens keine anderen, als das, was mich freut und mein Herz bewegt, künstlerisch aus mir heraus zu gestalten. Jede Tendenz war mir von jeher ein Greuel. Meine Erzählungen sind zum Teil entstanden aus Träumereien, so die erste Geschichte, die ich schrieb: ‚Der Rosenkönig‘, und die, die ich selbst für die beste halte: ‚Odysseus‘. Was meine Helden erlebten, hätte ich selber gerne erlebt, und da ich es nicht haben konnte, schrieb ich es mir, wie man beim Subtrahieren sagt: ‚Hab' ich keinen, borg' ich mir einen‘. Andere meiner Erzählungen entsprangen mehr der Beobachtung der Wirklichkeit und sind mosaikartig zusammengesetzt aus Geschehenem und Erlebtem, untermischt mit eigener Erfindung. Zu dieser Gruppe gehören die Leberecht Hühnchen-Geschichten. Ich habe mir mein Leben lang zugerufen: ‚Denke nicht an das Publikum, sondern schreibe ausschließlich, was dir Vergnügen macht.‘ Storm sagt so schön:

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die gold'nen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber!

Ich bin Kopfarbeiter, und viele meiner Erzählungen habe ich fünfzehn Jahre und länger mit mir herumgetragen, bis sie endlich reif und fertig waren. So kommt es, daß immer eine ganze Anzahl von Geschichten in meinem Kopfe friedlich beisammen wohnen und langsam heranwachsen, bis sie mir durch die eigene Bekanntschaft wie eigenes Erlebnis vorkommen. So spinne ich z. B. augenblicklich abwechselnd an mindestens zehn verschiedenen Kunkeln. Das Aufschreiben macht mir wenig Vergnügen, besonders, wenn die Arbeit von größerem Umfange ist. Im Geist stand mir alles viel schöner vor Augen, und da die eigentliche Schaffensarbeit gethan ist, so verläßt mich beim Niederschreiben niemals ein Gefühl der Unzulänglichkeit, und

ich kann wohl sagen, meine besten Sachen sind unter Ekel und Abscheu aufs Papier gekommen. Als ich ‚Odysseus‘ und ‚Leberecht Hühnchen als Großvater‘ schrieb, war ich die ganze Zeit über unzufrieden und nicht glücklich. Denn ich sah ausschließlich nur den ungeheueren Abstand dessen, das aufs Papier kam, von dem, das mir im Geist vorgeschwebt hatte. Erst nach langer Zeit, wenn ich die Wirkung auf andere sehe, kehrt ein wenig Freude an dem Hervorgebrachten bei mir ein.

Wie die Zukunft über meine Arbeiten urteilen wird, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich niemals leichtfertig verfahren bin, daß ich stets die ganze, mir zur Verfügung stehende Kraft eingesetzt und mich bemüht habe, als ein echter Künstler zu bilden und zu gestalten. Wenn mir das nicht gelungen ist — am Wollen hat es nicht gefehlt.“

Die vorstehenden Worte lassen einen tiefen Einblick in das Innen- und Arbeitsleben des Schriftstellers thun; vor allem nimmt seine große Bescheidenheit für den Autor ein, da seine Werke schon längst zu den gelesensten der litterarischen Erzeugnisse der Jetztzeit gehören. Eine inhaltliche Besprechung derselben ist unmöglich, man müßte sie halb abschreiben und könnte selbst dann nur einen schwachen Begriff von der Größe gerade dieses Dichters geben, denn der Hauptreiz seiner Erzeugnisse liegt nicht in der Fabel derselben, sondern in der Art seiner Darstellung, die wohl nachempfunden, nicht aber nacherzählt werden kann.

Wer bei Seidel große Konflikte, tiefe psychologische Probleme sucht, kommt allerdings nicht auf seine Rechnung. Seine Geschichten sind durchweg dem Alltagsleben mit seinen kleinen Leiden und Freuden entnommen; schlichte, einfache Menschen sind es, deren Thun und Lassen in ihrem Glück und Unglück darin geschildert werden. Alles ist in den goldigen Schein eines unendlich liebenswürdigen Humors getaucht. Seidel selbst bekennt ja: „Ich habe von jeher einen ausgesprochenen Sinn für das Dürftige gehabt und vermag mich wohl zu erfreuen an dem schimmernden Spiel der Wolken, dem eintönigen, rötlichen Heidemeer, dem Summen der Bienen, dem flatternden Spiel der kleinen, blauen Schmetterlinge, dem melancholischen Lullen der Heidelerche und dem einsamen Schrei eines Vogels

aus fernem Moorgrund." Er weiß es, wie kaum ein zweiter, wie wenig im letzten Grunde dazu gehört, ein wirklich glücklicher Mensch zu sein; und glückliche Menschen sind fast sämtliche Figuren der Seidelschen Erzählungen, glückliche Menschen, weil es bescheidene, anspruchslose Seelen sind. Seidel hat einen offenen Blick für das Blümlein, das am Lebensweg blüht, und er hält es der Mühe für wert, Blümlein für Blümlein auch zu pflücken. „Es ist so seltsam," sagt er einmal, „wie wir alle dem Glück nachjagen, und wie es doch so wenige daseinsfrohe Naturen giebt, die es zu erfassen wissen, wenn es sich darbietet. Uns sitzen Phantasiegebilde im Kopfe, wir jagen Schattenbildern und bunten Täuschungen nach; und derweil wir den gaukelnden Schmetterlingen unserer Einbildungskraft nachstreben, deren bunten Staub die rauhe Hand der Wirklichkeit von den Flügeln streicht, wenn wir sie erhaschen, blüht die Wunderblume unbeachtet am Wege und duftet vergebens." Nicht die große, jauchzende Daseinsfreude klingt durch seine Geschichten, sondern die stille, beschauliche, die sich heimlich in das Herz stiehlt und den Menschen innerlich hell und sonnig macht, sodaß er auch mit sonnigen Augen zu schauen vermag, sowie der Dichter selbst allzeit mit Sonnenaugen in das Leben geblickt hat. Sehr charakteristisch für die Art, wie Seidel die Dinge ansieht, ist eine Stelle aus einem Briefe, den er seinerzeit einem Freunde schrieb. Es heißt da:

„Ich ging kürzlich bei Regen durch die Potsdamer Straße. Auf der Treppe eines Kellereingangs saß ein Schuster-Ehepaar, noch junge Leute mit ziemlich gewöhnlichen Gesichtern. Sie hatten zwei Blumentöpfe mit dürftigen Pflänzchen in den Regen gestellt und sahen nun mit wohlwollenden Blicken zu, wie sich diese kümmerlichen Gewächse erquickten. Ich glaube, wenn der große Realist von heutzutage dort vorbeigekommen wäre, er hätte nichts Hübsches dort gesehen. Er hätte die dumpfe Kellerluft gerochen, welche dort hervorkam, er hätte den breiten, pechbeschmutzten Schusterdaumen gesehen und die im Grunde gemeinen Züge dieser Leute. Der kleine Strahl von Himmelslicht, der sie in diesem Augenblick verklärte, wäre ihm wohl entgangen. Und wenn sich ein blühender Rosenbusch über eine Pfütze neigt, so sieht er nur den Schlamm und das schmutzige

Wasser, und es entgeht ihm, daß auch die Pfütze den schönen Strauch mit allen seinen Rosen wiederzuspiegeln vermag. Die Leute haben schmutzige Augen."

Wer seine Geschichte von Leberecht Hühnchen einmal gelesen hat, wird immer wieder auf dieses Buch zurückkommen; denn der bescheidene Leberecht, der die Feste feiert, wie sie fallen, und aus dem bescheidensten Vergnügen den höchsten Genuß zu ziehen weiß, wie die Biene den Honig aus der Blüte, dessen sonniges Gemüt nur überall die Lichtseiten erblickt, wird uns zu einem Freund, von dem wir uns nicht wieder trennen. Gerade heute, in unserer hastenden Zeit voll Unruhe und Unrast, thut es doppelt wohl, sich an dem Glücke, das abseits vom Wege liegt, mit zu freuen und dem Motto des Büchleins Folge zu leisten:

„Aus Haß und Hader, Tageslärm und Mühn,
Komm' mit mir, wo die stillen Blumen blühn."

Es ist geradezu ein Verdienst Seidels, vielen erst wieder die Augen für die im kleinen Rahmen des gewöhnlichen Daseins schlummernde Poesie geöffnet zu haben, sie gelehrt zu haben, liebevoll das Ideal auch aus der Alltäglichkeit heraus zu schälen und sich an den kleinen Freuden und Lichtblicken des Lebens genügen zu lassen, wie er selbst der Geliebten zuruft: „Begnüge dich, Liebste!" und ihr jenes reizende Gedicht zusendet, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Begnüge Dich, Liebste!

Motto: Wohl kann ich dich zum Chokoladenladen laden,
Doch nicht mit dir in Baden-Baden baden.

Ich kann dir nicht, was andre schenken, schenken,
Und nicht die Welt aus den Gelenken lenken.
Du darfst dich nicht auf Schmuck und Spitzen spitzen,
Wirst nicht mit mir auf goldnen Sitzen sitzen,
Jedoch, der ich des Dichters Habe habe,
Vermag es, daß dich andre Labe labe:

Schon fühl' ich es von Liederkeimen keimen,
Ich will sie dir in gold'nen Reimen reimen,
Daß dir gar lieblich ihr Getöne töne,
Und dich der Verse Schmuck verschöne, Schöne!

Seidel erfordert vom Leser ein liebevolles Eingehen und sinniges Verständnis seiner Arbeiten. Wer ihm hiermit aus-

gerüstet entgegentritt, der wird dafür eine köstliche Freude an seinen Werken haben und gar mancher wird ein Sehnen nach solchem Glück im kleinen nicht unterdrücken können: so hat sein Schaffen auch einen hohen idealen Wert! Trotz der Miniaturmalerei, die seine Sujets erfordern und in deren Gestaltung er ein Meister ist, hält er sich bei liebevollem Eingehen selbst auf die kleinsten Kleinigkeiten doch von jeder Kleinlichkeit in der Schilderung fern und versteht es geschickt, selbst die einfachsten Motive spannend auszugestalten und zwar in einem Stile, der treffend der jedesmaligen Situation angepaßt ist.

Was bleibt?

Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Drüber mit dem leichten Flügel
Froh ein Sommerfalter fliegt,
Und das Gras im Wind sich wiegt.
Eine Weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer schenken,
Bald weiß niemand, wer da liegt.

Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben
Oder ein Jahrtausend lang,
Bis auch sie die Zeit verschlang.
Die zum Höchsten einst erkoren —
Ihr Gedächtnis ging verloren,
Wie ein Lied im Wind verklang.

Fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menschheit stolze Wipfel
Leuchtend aus dem Nebelmeer:
Alexander und Homer
Aber jene Zeit wird kommen,
Da auch sie in Duft verschwommen,
Und es nennt sie keiner mehr.

Unterdes in ew'gen Kreisen
Und in altgewohnten Gleisen
Ihre Bahn die Erde geht,
Achtlos, was auf ihr besteht,
Achtlos auf der Menschheit Träume
Wandelt sie durch Welteuräume,
Bis auch sie in Staub verweht.

Es war ein Traum.

Es war ein Baum,
Der sollte Früchte tragen,
Er aber trug sie nicht —
Es war ein Traum!

Am Waldessaum
Der Fink sollt' Lieder schlagen,
Er aber schlug sie nicht —
Es war ein Traum!

Im Gartenraum
Sollt' Hans die Grete fragen —
Er aber frug sie nicht —
Es war ein Traum!

Am Abend.

Sinkt der Tag in Abendgluten,
Schwimmt das Thal in Nebelfluten.

Heimlich aus der Himmelsferne
Blinken schon die goldnen Sterne.

Flieg' zu Nest und schwimm' zum Hafen!
Gute Nacht, die Welt will schlafen!

Zu spät.

1.

Nun schwebt von goldnem Haar umwallt
Dein schönes Köpfchen still mir vor,
Und deiner Stimme Nachklang hallt
Gar hold an mein erinnernd Ohr.

Ein Sehnen — ungestillt — erfüllt,
Umfängt mich wie ein Nebelflor.
Weh, was mir einst den Sinn verhüllt!
Nun weiß ich erst, was ich verlor.

2.

Eine späte Blüte träumet
Einsam in flatterndem Laub.
Den Frühling hat sie versäumet —
Nun wird sie des Herbstes Raub.

Daß nichts beim Alten bliebe,
Der Herbstwind schüttelt und weht!
Ach, deine süße Liebe,
Daß ich sie einst verschmäht!

3.

Es flüstert in dämmriger Stunde
In welken Blättern der Wind:
Das ist eine traurige Kunde
Von zweien Herzen, mein Kind.

Sie fanden sich nimmer zusammen,
Zu leuchten in seligem Schein,
Zwei einsam lodernde Flammen
Verglühten in Sehnsucht allein.





Das Rätsel der Ahnenburg.

Roman von **Egon Fels.**

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)



Es waren drei wild aussehende, schwarzbärtige, riesengroße Strolche, denen ich eines Nachts, aus dem Garten zurückkehrend, beinahe in die Arme gelaufen wäre, hätte mich nicht Pipis plötzliches, überaus ängstliches Fiepen auf eine Gefahr aufmerksam gemacht. Das kluge Tier schien zu wissen, ich sei in Gefahr, denn es flog geradewegs dem einen der Männer in das Gesicht.

Mit einem wilden Fluche schlug er nach ihm, da — sah er mich.

Mir war vor Schreck das Blut in den Adern erstarrt und fesselte mich, einen schrecklichen Moment bewegungslos, hilflos an die Stelle. Fast hätte ich einen unwillkürlichen Schrei ausgestoßen und so meine sterbliche Natur verraten.

Vielleicht mag ich es auch gethan haben, und die Hasenfüße hörten ihn nur vor ihrem eigenen Geschrei nicht.

Denn jener Strolch hatte mich kaum erblickt, als er auch ein Zetergeschrei erhob: „Ein Geist! ein Geist!" Damit kehrte er sich um und stürzte mit seinen Gefährten von dannen, als sei der Teufel in Person hinter ihnen.

Dieser Schrecken der Männer gab mir im Augenblicke allen Mut zurück, brachte mich sofort wieder in den Besitz meiner

Geisteskräfte, die der lähmende Schrecken gleich meinen Gliedern gefesselt hielt.

Ein Augenblick ruhiger Ueberlegung führte mich auf den Gedanken meinen Vorteil zu benutzen und ihnen zu folgen.

Ich that es, indem ich rasch vorwärts glitt. In den großen Hof gelangt, sah ich oben in den Fensterhöhlen des Ahnensaales Lichtschein. Das verursachte mir einen neuen Schrecken. Denn nun mußte ich fürchten, daß sich dort oben wohl noch mehrere solcher Strolche niedergelassen haben mochten.

Trotzdem ließ ich mich in meinem Beginnen nicht stören. Ich verfolgte die Fliehenden bis zur großen Halle. Dort, im Begriff, deren Schwelle zu überschreiten, wandte einer der Männer den Kopf, um einen furchtsamen Blick rückwärts zu werfen.

Drohend erhob ich den von den Falten meines Schleiers verhüllten Arm.

Neues Geschrei und noch eiligere Flucht aller war die Folge. Zufrieden, fast belustigt, blieb ich zurück.

Die Sache hatte jedoch, wie mir eine rasche Ueberlegung sagte, eine sehr ernste Seite. Solche Begegnungen durften sich nicht wiederholen. Der Schrecken, welchen ich jenen Menschen eingejagt hatte, mußte noch besser ausgenutzt, mußte nachhaltiger gemacht und ihnen das Wiederkommen für immer verleidet werden.

Erfüllt von dieser Notwendigkeit wie ich war, hatte ich schnell meinen Plan gemacht. Ich glitt rasch im Schatten der Mauer entlang wieder in den kleinen Hof zurück, durcheilte die Halle, stieg hinauf in das Söllerzimmer und gelangte mittelst des geheimen Ganges in Euer jetziges Schlafzimmer.

Dank meiner an die Bewegung im Finsteren gewöhnten Augen, hatte ich den weiten umständlichen Weg mit Gedankenschnelle durchmessen, und erschien in demselben Augenblicke von jener Seite auf der Schwelle des Ahnensaales, als meine Gespensterseher von der anderen Seite atemlos und vor Schrecken zitternd, blaß wie Leichen, in den Saal stürzten. Meine kluge Pipi hatte mich nicht verlassen, sie war mir bis dahin gefolgt und umschwebte, wie immer, in engen Kreisen lautlos mein

Haupt, dadurch ohne Zweifel den gespenstischen Eindruck meiner Erscheinung wesentlich verstärkend.

Mitten im Saale lagen vier andere, womöglich noch wilder aussehende Strolche auf dem Fußboden und spielten, beim Lichte eines direkt auf diesem angezündeten Feuers, Würfel.

Schreiend und mit den Zähnen vor Entsetzen klappernd, verkündeten die in den Saal stürzenden Genossen ihr schreckliches Abenteuer, von dem fürchterlichen Gespenst, welches ihnen erschienen, und da es ihnen auf dem Fuße gefolgt sei, sogleich hier sein werde.

Drei von denen im Saale, bekreuzten sich und blickten gleich den Flüchtlingen, die sich zwischen sie drängten, ängstlich nach dem Eingange, das Gespenst erwartend.

Der vierte jedoch schlug ein brüllendes Gelächter an, bei dem mir das Herz im Busen zitterte, schimpfte seine Gefährten Hasenfüße und meinte, wenn sie nicht den Mut hätten, dem Gespenst zu Leibe zu gehen, so werde er es thun, und ihnen zeigen, daß ein wahrer Mann weder Tod noch Teufel fürchte.

Fast wäre es diesem Menschen gelungen, mich meinen Vorwitz bereuen zu lassen, fast hätte ich mich gefürchtet. Doch der Strolch schrie zu sehr, und ein wenig Nachdenken sagte mir, daß nicht jene, die am meisten bellen, die bissigsten Hunde sind. Meine Kombination war richtig, denn mitten in seinem Bramarbasieren erblickte der Tod und Teufel nicht fürchtende Mann mich — das Wort erstarb auf seinen Lippen, die Augen schienen ihm vor Entsetzen aus dem Kopfe zu treten, und mit einem Satze war er, über das Feuer hinweg, zur Ausgangsthür gelangt, ehe noch seine Gefährten die Ursache seines plötzlichen Verstummens und seiner Flucht inne geworden waren. Doch geschah das bald genug. Der eine schrie: „Jesus Maria! Da ist es schon!“

Das war nun freilich außer allem Spaße. Dasselbe Gespenst, welches ihnen soeben auf den Fersen gewesen, erschien nun mit einem Male von ganz entgegengesetzter Richtung. Das mußte sicher der Teufel in Person sein.

Allgemeines Entsetzen — Zähneklappern und schleunigste Flucht aller, unter Anrufungen aller Kalenderheiligen, an welche die Bande vielleicht ein halbes Leben lang nicht mehr gedacht

hatte, belohnte meinen ersten, wohlgelungenen Einfall, das Gespenst vom Greifenstein zu spielen.

Mir war freilich zuletzt bei dem allen nicht besonders wohl zu Mute gewesen.

Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich in höchster Gefahr geschwebt haben würde, wäre jener Strolch der mutige Mann wirklich gewesen, der zu sein er prahlerisch vorgab. Doch ich schlug mir diese unangenehmen Gedanken aus dem Sinne und freute mich meines Erfolges.

Wir waren die Bande für immer los. Denn diese wenigstens kamen gewiß nicht wieder. Triumphierend entfernte ich mich und suchte die Ruhe. Allein mit dieser war es nur schwach bestellt, denn mich quälten fürchterliche Träume, in denen ich mich als mein eigenes Gespenst scheuchte.

Am anderen Morgen erzählte ich meinem Vater und Uracca stolz von dem errungenen Siege. Das kleine Intermezzo erheiterte noch lange Zeit unser einförmiges Leben, und ich wußte mit einer möglichst drolligen Schilderung desselben sogar meinem armen, verdüsterten Vater jeweilig ein Lächeln zu entlocken, obgleich er damals, gleich Uracca, mich ernstlich schalt, zu viel gewagt zu haben.

Dennoch, als wir später noch einmal von ähnlichem Gesindel heimgesucht wurden, das ich jedoch diesmal, seit jener Zeit überhaupt besser auf meiner Hut, rechtzeitig bemerkte, spielte ich tapfer noch einmal meine Gespensterrolle. Wie das erste Mal, hatte ich glänzenden Erfolg. Freilich fand ich es für diesmal klüger, mich meines Sieges bei den Meinen nicht zu rühmen, und schwieg gänzlich darüber. Ich that dies, teils um meinen lieben Vater, dessen Kräfte ohnedem, statt zuzunehmen, im Entschwinden begriffen schienen, nicht zu beunruhigen.

Anderen Teiles schwieg ich aus Vorsicht, um mir meine unbeschränkte Freiheit zu retten, die Uraccas Aengstlichkeit mir zu verkümmern drohte, wenn ich noch einmal so keck — wie sie sagte — die Gefahr, entdeckt zu werden, herausfordern würde.

Meines Vaters Wunde hatte sich längst geschlossen. Er litt keineswegs noch an irgend einer bemerkbaren Krankheit. Aber er ward auch nicht gesund. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß er langsam dahinschwand.

Von einer Veränderung unseres Aufenthaltes, einem Verlassen unseres Asyles, durften wir gar nicht sprechen, denn dann wurde er böse und bestand mit krankhafter Heftigkeit darauf, daß dies unfehlbar Verderben über uns bringen werde. Er haßte die Menschen, er floh selbst den Anblick des Himmels. Nie war er zu bewegen, hinaufzusteigen, um einmal die freie Gottesluft zu atmen. Sein Geist war schwer verdüstert. Es gab sogar Tage, wo er kein Wort mit uns sprach, wo er niemand, selbst mich nicht, in seiner Nähe duldete. Doch waren diese düstersten Stunden, in denen er mich von sich verbannte, glücklicherweise nur selten.

Im allgemeinen hatte er mich gern und oft um sich, und teilte mir aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seines Geistes das mit, was er für mich und meine Bildung passend erachtete. Es fehlte uns selbst nicht an Büchern, die Wolf uns aus der benachbarten Klosterbibliothek verschaffte. Er hatte sich mit dem Pater Bibliothekar zu befreunden gewußt, und lieh die Bücher für sich selbst, obgleich er nie ein Wort davon las, sondern nur von mir oberflächlich über den Inhalt unterrichtet wurde, damit der Pater ihn doch nicht gar zu unwissend über die Lektüre fand.

Am liebsten kehrte meines Vaters Geist in die Vergangenheit, in die Tage seines reichen Eheglückes mit meiner teuren Mutter, zurück; er war unerschöpflich in Schilderungen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihrer hinreißenden Anmut und himmlischen Güte.

Von Giulio, meinem Bruder, sprach er fast nie. Doch ich wußte nur zu gut, daß er desto mehr und immer sehnsuchtsvoller, immer schmerzlicher seiner gedachte, daß er immer unruhiger über sein Ergehen ward, je länger die erwarteten Nachrichten von dem Prinzen Antonio ausblieben.

Dieser letztere mußte ja längst durch seinen Kämmerer Ruggiero von unserer Rettung und dem Orte, welchen mein Vater zu unserem vorläufigen Asyl gewählt, unterrichtet sein. Warum in aller Welt sandte er die versprochenen Briefe nicht?

Mein Vater litt schwer und immer schwerer unter diesem beängstigenden Schweigen. Wie konnte es auch anders sein? Seit wir in Triest jene Geldsendung von dem Prinzen,

von der ich Euch vorhin sprach, erhielten, waren wir ohne alle Nachricht über meinen Bruder. Antonio meldete damals in seinem Begleitschreiben, daß Giulio glücklich in Rom angekommen sei und sich des denkbar besten Wohlseins erfreue.

Seine Heiligkeit, der Papst, hatte ihn überaus gnädig empfangen und ihn sogleich als Kämmerer in seinen persönlichen Dienst aufgenommen. Er hatte eine schöne Wohnung im Vatikan angewiesen erhalten und war täglich um die Person des heiligen Vaters, der offenbar viel Gefallen an Giulios heiterer Liebenswürdigkeit, an seiner geistvollen Unterhaltung fand.

Ging es nun dem Teuren noch wohl? War des heiligen Vaters offenbare Gunst und Gnade mächtig genug, um ihn vor dem Feind unseres Hauses zu schützen? Oder hatte jenes blutigen Tyrannen gedungene Mörderbande dennoch den Weg zu ihm gefunden? Hatte Gift oder Dolch dennoch seinem edlen Leben nahen dürfen?

Diese schicksalsschweren Fragen, diese Zweifel, diese folternde Ungewißheit über das Leben und Wohlsein seines geliebten, einzigen Sohnes, waren es, was meinen Vater langsam umbrachte. Wir sahen das wohl und mußten dem zusehen, ohne etwas dagegen thun zu können; denn wir waren machtlos dem Unbegreiflichen dieses Schweigens gegenüber.

Was Wolf auch versuchte, Nachricht über Giulio zu erlangen, alles schlug fehl. Es durfte ja eben nicht direkt, sondern es mußte alles auf Umwegen geschehen, wegen des grausamen, auf ein Lebenszeichen von uns gewiß in jeder Weise lauernden Feindes.

Dennoch würden wir trotz aller Gefahr es gewagt haben, uns direkt an den Prinzen zu wenden, oder an meinen Bruder selbst zu schreiben, wenn nicht mein Vater, der etwas Aehnliches vielleicht fürchtete, uns hätte schwören lassen, das niemals zu thun.

Das einzige wäre gewesen, wenn Wolf selbst in irgend einer Verkleidung persönlich die Reise nach Rom hätte unternehmen können. Doch daran war ja nicht zu denken. Wie konnten wir seiner entbehren?

Das vermochten wir selbst dann nicht, als wir dank Eures Edelmutes und Eurer selbstlosen Güte weit beschützter und ge-

sicherter als früher in unserem Asyle wohnten und sogar mit Lebensmitteln versehen wurden, die allzureich für mich allein bemessen waren und zur Not am Ende für uns alle drei hingereicht haben würden; denn von dem Vorhandensein mehrerer Personen hattet Ihr doch keine Ahnung.

Meines Vaters stille Verzweiflung, seine zunehmende Hinfälligkeit hätten dennoch Wolf beinahe zu dieser gewagten Reise veranlaßt. Er glaubte, seine Frau könne, wenn auch mit großer Anstrengung, aber dennoch einigermaßen genügend, seine Stelle inzwischen vertreten. Er verwarf alle unsere Einreden, und war damals fast ganz zu der Reise entschlossen, als seine Absicht durch den Umstand zu nichte gemacht wurde, daß Eure Arbeiter den Ausgang des unterirdischen Ganges, durch den Wolf uns mit allem Nötigen versah, verschütteten. Der Verkehr mit uns ward nun beschwerlicher und gefährlicher. Margritta konnte ihres Mannes Stelle nicht mehr versehen. Er mußte bleiben und den Gedanken an persönliche Erkundigungen in Rom nach Giulio aufgeben.

Er ist hartnäckig und giebt schwer einen Entschluß auf, aber der Unmöglichkeit mußte er weichen. Denn dieser Haufen kolossaler Baumstämme spottete selbst seiner Riesenkraft. Unser Verkehr hatte über die Mauer hinüber seinen ungestörten Fortgang.

Wolf erlangte bald eine so große Gewandtheit im Klettern auf die Mauer, als ich im Aufrichten und Erklettern der von ihm zu diesem Zwecke angefertigten Leiter. Wir konnten —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach die Erzählerin.

Chutbert ging, um zu sehen, wer da sei, und erstaunte, Hans Jochem mit der Meldung vor sich zu sehen: das Mittagessen sei angerichtet.

Der ganze Vormittag war ihm bei der Erzählung Clodildes vergangen, wie im Fluge.

Er kehrte zu seiner Gemahlin zurück und führte sie, ihr den Arm bietend, zu Tische.

27. Das Ende.

Clodilde war von ihren Erinnerungen zu tief bewegt, um Appetit zu haben, wie Chutbert zu begierig, das Weitere zu

hören, und die sichtliche Aufregung, welche die Erzählung ihrer Vergangenheit für seine zarte Gemahlin mit sich brachte, zu Ende gehen zu sehen, als daß er länger getafelt hätte, wie es die Stillung seines Hungers bedurfte.

So saßen denn beide bald wieder traulich in seinem Studierzimmer bei einander, und Clodilde nahm ihre Erzählung wieder auf.

„Eines Morgens saß ich am Fenster des Söllerzimmers und blickte über meine Arbeit hinweg, in den Garten hinaus. Da sah ich plötzlich das verabredete Zeichen, welches mir Wolf zu geben pflegte, wenn er einmal des Abends nicht hatte kommen können, und doch nicht bis zum nächsten Tage mit irgend einer Botschaft oder Sendung seiner Frau an mich warten wollte.

Ich eilte hinab. Er brachte mir ein Paket frische Wäsche und einen Brief aus — Rom, sowie einen Zettel, daß er an diesem Abend nicht, dafür aber am nächsten kommen werde, um zu hören, was der Brief berichte. Wir sprachen nämlich bei den seltenen Gelegenheiten, wo er am Tage kam, nie zusammen, weil wir fürchteten, durch den Laut unserer Stimmen irgend eine Person, die vielleicht in der Nähe sein könne, aufmerksam zu machen, obgleich Wolf vorher die Umgebung vorsichtig zu untersuchen pflegte, ehe er auf die Mauer stieg. Ich warf ihm einen Zettel zurück, worauf ich die Stunde bezeichnete, zu der ich ihn erwarten wollte."

„Das war der Zettel, den er bei unserer ersten Begegnung im Walde verlor und den Robert aufhob," fiel Chutbert ein.

Clodilde neigte bejahend das Haupt und sprach weiter: „Jener Brief, den Wolf mir brachte, war, wie ich später erfuhr, das Resultat der Mühen vieler Personen. Er kam nicht, wie ich anfänglich gehofft, von Ruggiero, sondern auf einem Wege, den Wolf schon als vergeblich aufgegeben hatte, weil das Resultat so lange auf sich warten gelassen. Er hatte einem deutschen Kaufmann gelegentlich einen großen Dienst erwiesen, wofür sich dieser dadurch dankbar erwies, daß er auf Wolfs Bitte seine kaufmännischen Verbindungen anstrengte und durch dritte, vierte Hand, am Hofe des Papstes, nach dessen Kämmerer, dem jungen Marchese Giulio Ghisberti, Erkundigungen anstellen ließ.

Ach! das Resultat derselben war ein trauriges. Der Brief brachte uns neues Unglück, brachte meinem armen, teuren Vater den Tod.

Von all den schweren, schrecklichen Stunden, welche ich auf dem Greifenstein verlebt, war die Stunde die schwerste, schrecklichste, als ich, nach den sorgsamsten Vorbereitungen, endlich meinem Vater die furchtbare Nachricht mitteilen mußte, welche mir jener so lang ersehnte Brief gebracht.

Mein Bruder, mein schöner, herrlicher Bruder, ein Geist, wie es wenige giebt, er, der am Hofe des heiligen Vaters eine Aufnahme gefunden, wie sie seiner und seines edlen Beschützers nur würdig war, er, der in den Häusern des römischen Adels mit offenen Armen aufgenommen, der Freundschaft der edelsten Jünglinge gewürdigt, der Liebling der holdesten, höchststehenden Frauen geworden, war mitten in den Triumphen seines Geistes, seines edlen Charakters und seiner makellosen Schönheit, im Beginn einer Carriere, die ihm die höchsten Ehrenstellen verhieß, durch einen Brief, der seine stets bereite Wohlthätigkeit anflehte, vergiftet worden.

Eine unbekannte, ärmlich gekleidete, tief verschleierte Dame hatte den Brief gebracht und sich am anderen Tage Antwort holen wollen.

Diesen Brief krampfhaft in der festgeschlossenen Hand haltend, hatte man ihn entseelt in seinem Gemache gefunden. Statt des Streusandes war über die Schrift ein feines Pulver gestreut gewesen. Die Schrift war ziemlich unleserlich, und mein etwas kurzsichtiger Bruder mochte den Brief nahe zu den Augen gebracht und so einen großen Teil des Pulvers, das von der Schrift aufstäubte, eingeatmet haben. In den Resten, welche sich auf seinem Wamse entdecken ließen, erkannte der gelehrte Leibarzt Seiner Heiligkeit das Gift Cäsars Borgia.

Die Mörderin war natürlich nicht wiedergekommen, und die sofort angestellte Untersuchung hatte nicht das geringste Resultat geliefert. Der schwer erzürnte Papst, der geradezu Alessandro der Urheberschaft beschuldigte, hatte sich zufrieden geben müssen, als jener Himmel und Erde zum Zeugen seiner völligen Unschuld aufrief. Wie konnte er auch anders, da tiefstes Schweigen die schändliche That bedeckte, und kein Beweis gegen

den Herzog aufzufinden war? Das alles war schon fast ein Jahr her, und mein geliebter Bruder schlummerte schon längst, da wir ihn noch lebend wähnten, in seiner kalten Gruft.“ —

Still weinend, verbarg Clodilde ihr Antlitz in ihrem Tuche.

Nach einer längeren Pause, während der es Chutberts liebreichen Trostesworten gelungen war, sie zu beruhigen, begann sie wieder:

„Mit Entsetzen gedenke ich jener Stunde, wo meines Vaters edles, so schwer geprüftes Herz durch diese Nachricht, welche mit einem Male seine letzten Hoffnungen vernichtete, völlig gebrochen ward.

Er raste. Er tobte. Er lästerte Gott. — Ach! es war fürchterlich! grauenhaft! entsetzlich! Er war total von Sinnen, und würde vielleicht den Verstand völlig verloren haben, wenn nicht seine Wunde, die unter seinem Wüten plötzlich aufbrach, dem empörten Blute Erleichterung verschafft hätte. Bewußtlos brach er zusammen.

Das geschah einige Tage, nachdem Wolf in Euren Dienst getreten war. Früher hatte ich es nicht gewagt, meinem Vater den Todesstoß zu geben. Ich war selbst zu fassungslos, um die nötige Ruhe zu meinem schweren Werke aufbringen zu können.

Als ich an jenem Abende, da ich zur bestimmten Stunde mit Wolf zusammentraf, ihm alles mitgeteilt hatte, was mir sein Brief gebracht, wollte er mich schließlich damit etwas trösten, daß er mir mitteilte, er werde morgen in Euren Dienst treten. Somit werde er, wenn ich meinem Vater die gefürchtete Mitteilung mache, in meiner Nähe, zu meinem Beistande bereit sein.

Er meinte, darum sei ihm nicht bange, daß er sich einen ungestörten Zugang zu uns zu sichern wissen werde.

Er betonte besonders, daß die Umständlichkeit unseres jetzigen Verkehrs, bei einer etwaigen neuen Erkrankung meines Vaters — die wir doch fürchten mußten — unerträglich auf uns lasten müsse. Seine stete Nähe werde für uns alle eine unendliche Erleichterung sein.

Obgleich ich ihm nun darinnen durchaus Recht geben mußte, wollte ich doch den großen Trost und die Erleichterung, welche uns dadurch geworden wäre, dem von Wolf begonnenen Be-

truge gegen unseren edlen Schutzherrn nicht zu danken haben. Deshalb widersetzte ich mich ernstlich seinem Vorhaben.

Allein, er ließ sich nicht abhalten, er verweigerte mir geradezu den Gehorsam in diesem Punkte. Er wollte nicht einmal hereinkommen und eilte fort, weil er, wie er mir versicherte, morgen früh zur rechten Zeit in seinem neuen Dienste sein müsse.

Ihr wisset, wie ich meine Pflicht gegen Euch erfüllte, wie ich Euch warnte, ohne doch dabei den dringenden Wunsch meiner Seele, Ihr möchtet erraten, wie sehnlich ich hoffte, wie ich Gott bat, daß Ihr dennoch Wolf als Diener annehmen möchtet, durchblicken zu lassen."

„Ja, das weiß ich, Teuerste. Aber dieser Beweis deiner Wahrhaftigkeit kam mir nicht unerwartet. Ich wußte ja ganz gewiß, daß deine reine Seele nichts mit jenem frommen Betruge zu schaffen haben würde. Doch es war Unrecht, mein süßes Lieb, daß du deinen Wunsch so ganz verhehltest, mir sogar versichertest, du bedürftest deines Dieners nicht."

„Wie konnte ich anders? Würde ein Wunsch von meiner Seite nicht gleich einem Zwange auf Euch gewirkt, und Euch vielleicht doch den Gedanken eingegeben haben, Wolf habe mit meinem Wissen so gehandelt?"

„Nein. Das letztere gewiß nicht. Es bedurfte ja nicht einmal eines direkten Wunsches, du hättest ihn nur anzudeuten nötig gehabt. Denn wäre ich nicht bereits so fest entschlossen gewesen, dir selbst wider deinen Willen die Hilfe eines Getreuen aufzudringen, so würde ich möglicherweise auf deinen Brief hin Wolf fortgeschickt haben. Ahnungslos, wie tief ich dich dadurch betrübte, dich, die zu erfreuen ich doch das Schwerste leicht gefunden haben würde."

„Das hätte ertragen werden müssen. Doch — o! ich schaudere, daran zu denken, was ich ohne Wolfs treue, kräftige Hilfe in jener Leidenszeit, der letzten Krankheit meines armen Vaters, hätte anfangen sollen.

Er erwachte aus jener Bewußtlosigkeit zwar nach einigen Stunden wieder, aber zur rechten Besinnung kam er nicht. Zwischen heftigen Fieberanfällen nnd tödlicher Schwäche schleppte er ein Dasein hin, das ihm und uns, die wir ihn gern geholfen hätten, und es doch nicht konnten, zur Qual war.

Die beiden letzten Tage vor dem seines Todes waren gräßlich. Er lag im fürchterlichsten Fieberdelirium, nur Wolfs Riesenkräfte vermochten den Tobenden auf seinem Schmerzenslager zu erhalten. O! welch unaussprechlicher Trost, welch unentbehrliche Hilfe war der treue Mann mir in jenen Leidenstagen!

Die Wut des Fiebers schien sich endlich erschöpft zu haben. Die Phantasien ließen nach. Der Kranke schrie und tobte nicht mehr. Er verfiel in einen ruhigen, sanften Schlaf, aus dem er nach Stunden in voller Besinnung und, wie er beteuerte, völlig schmerzlos erwachte.

Ach! ich konnte mich dieser anscheinenden Besserung nicht freuen. Der Todesengel hatte sein Siegel auf dies schon jetzt leichenähnliche Gesicht gedrückt und der stoßweise röchelnde Atem ließ mich nur zu deutlich erkennen, es gehe mit dem geliebten Vater zu Ende.

Er selbst hatte wohl die Berührung der kalten Hand des Todes bereits gefühlt, denn er sagte Wolf, er solle schleunigst den Prior der Cisterzienser holen, daß er seine Beichte höre und ihm die heilige Wegzehrung reiche. Vor allem aber wünsche er den Freiherrn von Greifenklau zu sprechen.

Das Uebrige wißt Ihr, teurer Freund. Was Ihr jedoch nicht wisset, nicht wissen könnt, ist das, wie tief, wie unaussprechlich tief ich die Schuld der Dankbarkeit gegen Euch —"

„Sei still, Geliebteste," rief Chutbert, das schöne Mädchen umfassend, und ihr mit seiner Hand den Mund verschließend, da er es mit den Lippen nicht zu thun wagte, sondern sich mit einem Kusse auf die reine, unter der zärtlichen Berührung tief erglühende Stirn begnügte. „Zwischen uns kann von Dankbarkeit gar keine Rede sein. Du weißt, die Bibel sagt: ‚Die Liebe thut — die Liebe trägt — die Liebe duldet alles.' Was hätte die meine nicht für dich, du seit dem ersten Blick Geliebte, gethan, und wäre es hundert-, nein tausendmal schwerer gewesen, als die armselige Hilfe, die ich dir leisten gekonnt, in deinen schweren Prüfungen?

Ich weiß nun alles und danke dir für deine Mitteilung. Vergiß nun auch das herbe Schicksal deiner Lieben, laß die Erinnerung daran in deinem Geiste zurücktreten vor dem Blicke in die sonnig heitere Zukunft, die meine Liebe dir bereiten wird.

" . .

Wir sind zu schwach, meine Teuerste, um jenen gekrönten Mörder auf seinem Fürstenthrone zu treffen und die Deinen an ihm zu rächen. Aber wir wissen, daß Gott, der gerechte Richter über den Sternen, auch diese Schuld an ihm rächen wird. Wenn der Elende es am wenigsten ahnt, mitten in seinen Lüsten, wird des Herrn Racheschwert sein schuldiges Haupt treffen und er, hinabgestürzt in den tiefsten Abgrund ewiger Verdammnis, seine zahllosen Verbrechen büßen müssen.

Nicht lange mehr — dein edler Vater hat es vorahnend ja im Traume gesehen — und ich vertraue fest auf die prophetische Kraft solcher Träume auf der Schwelle des Jenseits — wird dieses Alessandro sündiger Hauch den reinen Gottesatem der italienischen Luft verpesten, und seine Verbrechen Gerechte nötigen, ihr schuldlos Haupt vor seinem Basiliskenblick in die Tiefen der Erde zu verbergen. Vielleicht ist in diesem Augenblicke schon die Hand des Herrn erhoben, um ihn zu treffen. Ja, vielleicht fault sein Leichnam schon in der Gruft, die ihm, dem ruchlosen Mörder, den Frieden nicht bringen wird, den Unschuldige in ihrem Grabe finden."

---

28. Die Frau Mutter.

„Du hast mir nun alles gesagt, Geliebte," begann Chutbert nach einer langen, gedankenvollen Pause wieder, und ergriff, sich vorbeugend, ihre Hand, wobei er schelmisch schmeichelnd in ihre dunklen, glänzenden und doch so sanften Augen blickte. — „Nur eines nicht, und gerade dies möchte ich doch gar zu gern wissen. Willst du mir dies nicht auch noch sagen?"

„Warum nicht? Wenn ich selbst es weiß, recht gern," erwiderte sie, seinem Blick ein wenig verwundert begegnend. — „Ist Euch irgend etwas nicht klar? Sollte ich etwas vergessen haben? — Oder — zweifelt Ihr an —"

„Zweifeln? Ich? und an dir, mein holdes Lieb? Kannst du das für möglich halten? Sei ruhig, Süße, das kann niemals geschehen. Ich glaube an dich, wie ich an Gott glaube, mit felsenfester Zuversicht. Ich bin neugierig, das ist alles. Du hast mir noch nicht gesagt, wie du in jener Nacht, die meiner Ankunft hier folgte, zu mir kamest. Wolltest Du mich und meinen

dienenden Freund auch durch Gespensterfurcht aus deiner holden Nähe vertreiben?"

Mit lächelndem Erröten erwiderte sie lebhaft: „O, nein, das nicht. Ich hatte von Eurer Anwesenheit gar keine Ahnung. An jenem Tage war ich in der Dämmerstunde hinaufgestiegen in das Söllerzimmer, um einen Blick auf den Himmel zu werfen und zu sehen, ob ich eine heitere Nacht zu hoffen habe für einen Spaziergang. Dies war mir bei Sonnenaufgang mehr als zweifelhaft erschienen, da eine breite Wolkenwand im Westen lagerte. Ganz wie ich vorausgesehen, erblickte ich, zu dem Fenster tretend, den Himmel ganz mit Gewitterwolken bedeckt. Etwas mißmutig, wollte ich mich bereits zurückziehen, als Uracca, die heraufgelaufen kam, mich anrief. Gleichzeitig war es mir aber auch, als ob ich unten im Hofe den Laut einer Menschenstimme höre. Gern hätte ich vorsichtig hinabgelugt, jedoch Uracca ließ mir dazu nicht Zeit.

Mein Vater war an jenem Tage gerade recht finster und schwermütig gewesen, hatte mich sogar nicht um sich geduldet. Jetzt aber verlangte er, wie Uracca mir sagte, voll Ungeduld nach meiner Gesellschaft, und ich säumte keinen Augenblick, seinem Rufe zu folgen. Hinabeilend, vergaß ich darüber, was ich gehört zu haben glaubte. Später erinnerte ich mich daran und stieg hinauf, um zu rekognoszieren. Es mochte seitdem wohl etwas über eine Stunde verflossen sein.

Ich fand alles in der gewohnten Einsamkeit und tiefsten Ruhe. Kein Anzeichen verriet, daß Menschenfuß die öden Stätten, auf die ich hinabblickte, betreten hatte. Ich mußte mich getäuscht haben.

Den mit den schwärzesten Gewitterwolken bedeckten Himmel durchzuckten schon, ohne daß man den Donner hörte, hier und da blendende Blitze. Ruckweise daherfahrende Windstöße, die eben so schnell wieder in totale Windstille übergingen, während der die drückende Schwüle so empfindlich ward, daß sie mir das Atmen erschwerte, verkündeten den baldigen Ausbruch des Unwetters. Ich mußte die Unmöglichkeit einsehen, heute meinen gewohnten Spaziergang zu unternehmen. Mißmutig stieg ich wieder hinab.

Es war gerade nicht der Tag, an dem Wolf zu kommen pflegte. Wir gingen daher früher als sonst zur Ruhe. Ihr

wisset, es war die Nacht vor Vollmond. Uracca hatte die Gewohnheit angenommen, in jenen drei Nächten, wo mir die Gefahr des Schlafwandelns droht, obgleich ich, wie sie sagt, nicht jedesmal aufgestanden, sondern auch oft in ruhigem Schlafe in meinem Zimmer geblieben sei — ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Sie pflegte dann jedesmal die Verbindungsthür, welche aus dem Gemach neben dem Söller, nach dem geheimen, vor Eurem Schlafzimmer ausmündenden Gange führt, sowie die Gitterthür jenes anderen Ganges, unten in der Halle, auf nur ihr bekannte Weise zu versperren. Sie that dies, damit ich nicht im Schlafe nach dem Vorderschlosse wandle und dort möglicherweise in Gefahr gerate.

Daß ich nicht etwa durch den anderen gewöhnlichen Gang, oder durch den großen Burghof meinen Weg nehmen werde, dessen hat sie sich stets sicher geglaubt. Denn sie versicherte, daß ich nie einen von diesen beiden Wegen gewandelt sei, so oft sie mir auch, wenn sie zur rechten Zeit erwachte, gefolgt war, um mich zu beobachten. Sie konnte mir nie genugsam schildern, wie sorgsam und peinlich genau ich schlafend meinen Anzug geordnet, wie vorsichtig ich mich tief in meinen Schleier gehüllt habe.

So mag wahrscheinlich jenes eine Mal, wo Ihr und Robert mich auf dem Turmgerüst wandeln sahet, ein besonderer Ausnahmefall gewesen sein, denn damals bin ich ja wohl direkt nach dem großen Hofe gegangen? O Gott! Ich schaudere, wenn ich daran denke. Gottes allmächtige Hand selbst muß mich gehalten, mich vor Unglück bewahrt haben.

Ich leide, müßt Ihr wissen, schon in mäßiger Höhe an heftigem Schwindel. Niemals vermochte ich von einem Turme aus in die Tiefe hinabzublicken, ohne daß sich alles um mich her in einem rasenden Wirbel zu drehen begann, bis ich bewußtlos zusammensank. Und nun zu denken, daß ich in jener fürchterlichen Höhe erwacht wäre! Ich würde unrettbar sofort in die Tiefe hinabgestürzt sein. O! ich bitte Euch, Chutbert sorget dafür, daß ich nie, nie wieder in solche Gefahr gerate. Schon der Gedanke daran verursacht mir Schwindel.“ Erbleichend deckte Clodilde, mit der sich in der That das Zimmer im Kreise zu drehen schien, beide Hände über die Augen.

Chutbert umfaßte sie und drückte ihr Haupt an seine Brust. „Sei ruhig, mein süßes Lieb. Du bist ganz sicher, bist gut bewacht. Alles ist verschlossen, wo du in Gefahr geraten könntest. Ich sorge stets selbst dafür.“

Der Anfall war schon vorüber. Clodilde ließ die Hände sinken. Ein leichtes Rot kehrte in die erbleichten Wangen zurück. Lächelnd blickte sie zu ihm auf und sagte, ihm die Hand reichend: „Ich danke Euch, Chutbert, Ihr beruhigt mich. Nun brauche ich mich nicht mehr vor den nächsten Vollmondnächten zu fürchten. Ich vertraue Euch ganz. Doch — lasset mich wieder auf jene Nacht kommen. Uracca hatte an jenem Gewitterabende, warum weiß ich nicht — es sollte wohl so sein — die stets geübte Vorsicht des Verschließens außer acht gelassen.

Was nun mir und allen unter anderen Umständen hätte Verderben bringen können, ward unser Heil. Drum denke ich gern, Gottes Hand habe alles so gefügt.

Die bleierne Schwüle, welche draußen herrschte, war selbst bis zu uns in den Schoß der Erde hinabgedrungen, und brachte wohl Uracca diesen festen Schlaf, daß sie nicht erwachte bei meinem Aufstehen.

Ich wandelte also meine gewohnten Wege hinauf, muß das Bild geöffnet haben und durch den Verbindungsgang bis vor Euer Schlafzimmer gelangt sein.

Im Begriff, über die Schwelle der geheimen Thür in Euer Zimmer zu treten, mußte mein Gewand an irgend einem Nagel, an einer Thürangel, oder etwas Aehnlichem hängen geblieben sein. Genug, mein Vorwärtsschreiten wurde plötzlich durch einen Ruck gehemmt, der, meinen tiefen Schlummer störend, die Fesseln löste, welche die magische Macht des Mondes um mich zu spinnen pflegt.

Ich erwachte, sah, wo ich war, und erblickte mit tödlichem Erschrecken, wenige Schritte von mir, zwei junge Männer ausgestreckt auf dem Fußboden des Gemaches liegen.

Der Mond warf breite Lichtstreifen über das Gemach, und das Antlitz des einen besonders war vom hellsten Silberlicht übergossen.

Schon hatte ich die Ursache meines plötzlichen Erwachens bemerkt und mich frei gemacht, meinen Fuß zur schleunigsten Flucht gewendet. Doch warf ich noch einen zagenden Blick

zurück auf die Gegenstände meines Schreckens, und erleichtert aufatmend, blieb ich stehen, denn ich hatte gesehen, daß tiefster Schlummer euch beide gefangen hielt.

Es war so lange her, daß ich kein fremdes, edles Menschenantlitz gesehen. Prüfend betrachtete ich die fremden Gäste, die, wie ich meinte, das drohende Unwetter veranlaßt haben mochte, hier Unterkunft für die Nacht zu suchen. Denn daß Ihr, in dem ich auf den ersten Blick den Edelmann erkannt hätte, auch ohne Eure Tracht, nicht zu jenen wüsten, wilden Menschen gehören könntet, die hier etwa einen Schlupfwinkel für ihre vom Gesetze verfolgten Personen suchten, war mir außer allem Zweifel.

Ich hatte mich also doch wohl nicht getäuscht, als ich am Abend Stimmen in dem kleinen Hofe zu hören glaubte. —

Neugierig trat ich, Eurem festen Schlummer vertrauend, näher, um Euch zu betrachten.

Eure Jugend, Eure Schönheit, Euer langes, blondes Lockenhaar, das, im Mondlichte wie flüssiges Gold schimmernd, förmliche Lichtfunken auszusprühen schien und Eure stolze Stirn wie eine Glorie umstrahlte, erinnerten mich lebhaft an meinen geliebten Bruder. Giulio war blond wie unsere Mutter. O! wie war er so schön und herrlich! Die Betrachtung Eurer Person erweckte die heftigste Sehnsucht in meinem Herzen. Ich dachte so lebhaft seiner, daß ich fast glaubte, er sei es, der dort schlummernd vor mir liege. Eine unwiderstehliche Macht zog mich Euch näher, bis ich endlich dicht hinter Euch stand und mich betrachtend über Euch neigte.

Ihr schliefet noch immer fest und tief, da — ich hatte vielleicht eine Minute, selbstvergessen, so über Euch gebeugt gestanden — müssen meine Augen jenen seltsamen, unerklärlichen Zauber auf Euch, selbst im Schlummer, ausgeübt haben, dem wir so oft unterliegen, wenn ein Menschenauge, ohne daß wir es wissen, beharrlich auf uns gerichtet, uns zwingt, nach jener Gegend hinzublicken. Oder — war es mein Gedanke: ich möchte wissen, ob dieses jungen Mannes Augen auch Giulios schwarzen Sammetsternen gleichen? Genug, Ihr regtet Euch mit einem Male heftig und fuhret erwachend aus dem Schlafe empor.

Gedankenschnell wich ich zurück, so weit ich konnte. Mein Schrecken ließ mir doch wenigstens so viel Ueberlegung, daß ich

mir sagte, wie eine Flucht in diesem Augenblicke mich noch sicherer verraten würde. Ich war ziemlich weit von der Thür, das Gemach tageshell. Ihr hättet mich erreicht, ehe ich die rettende Thür gewonnen.

Noch hattet Ihr mich nicht gesehen. Ich durfte hoffen, daß Ihr, ohne Euch nach mir umzuwenden, wieder einschlafen würdet. Regungslos, an die Wand gedrückt, blieb ich stehen und wagte kaum zu atmen. Mein vor Schrecken überaus schnell und laut schlagendes Herz verursachte mir eine arge Furcht, denn ich meinte, Ihr müßtet sein Klopfen vernehmen, in der tiefen Stille, die uns umgab.

Wenn Ihr nur wenigstens die Augen geschlossen hättet, so meinte ich es schon wagen zu können, von dannen zu schleichen.

Dank der weichen, aus Hirschleder gefertigten Schuhe, die ich zu tragen gewohnt bin, ist mein überaus leichter Schritt, den die Natur mir gegeben, durchaus unhörbar, wie Ihr wißt. Ihr würdet mich nicht gehört haben, dessen bin ich gewiß. Angstvoll wartete ich auf die Gelegenheit der Flucht. Am liebsten wäre es mir gewesen, hätte sich die Mauer aufgethan, um mich zu verbergen.

Schon glaubte ich mich der Gelegenheit zu entschlüpfen nahe, da — wandtet Ihr Euch um. Ich sah Eure Augen starr in staunendem Schrecken auf mich gerichtet. Schon gab ich mich verloren, da — verschwand das Mondeslicht. Das Gemach wurde dunkel — ich entfloh."

„Ja, du entflohest und nahmest meine Ruhe mit dir. Von jenem Augenblicke an hatte ich nur den einen Gedanken, den einen heftigen Wunsch, das schmale, bleiche, süße Antlitz der weißen Frau, die ich nicht einen Gedanken lang für einen Geist hielt, wieder zu sehen. Und du, mein Lieb, dachtest auch du zuweilen des Schläfers, dem dein Blick die Ruhe geraubt?"

„Ich?" flüsterte sie und schlug, tief errötend vor seinem Feuerblicke, die Augen nieder, setzte aber, mit einer entzückenden Offenheit, alsbald hinzu: „Gewiß, das that ich. Denn ich konnte Euch gar nicht wieder vergessen, und Uracca wunderte sich an dem Tage oft über meine Zerstreutheit. Ich hatte ihr nicht gesagt, was ich gesehen. Es widerstrebte ein Etwas in

mir, von Euch zu sprechen. Aber je mehr ich mich scheute, Eurer zu erwähnen, desto öfter mußte ich an Euch denken, und um so fester schmiegte sich Euer Bild in meine Seele. Ich war ganz ärgerlich darüber.

Da kam Wolf mit der Schreckensnachricht, der Greifenstein solle ausgebaut und bewohnbar gemacht werden. Der Besitzer, ein junger Freiherr von Greifenklau, sei angekommen, und gedenke, nach beendigtem Baue, zu dem bereits die Balken des Gerüstes herzugefahren würden, ja eigentlich schon jetzt, da er sich oben einrichte, in seinem Besitztum zu hausen.

Mein Vater war außer sich, und quälte sich mit der Furcht, unser sicheres Asyl zu verlieren. Denn wie konnten wir vor Entdeckung gesichert bleiben, wenn der Bau sich, wie doch zu erwarten stand, auch auf das besonders schön gelegene Hintergebäude erstreckte, und ein Heer von Arbeitern da seinen Einzug hielt?

Er entsetzte sich vor der möglichen Notwendigkeit, zur Flucht aus unserem Asyle genötigt zu werden, so sehr, daß ich endlich von Euch zu sprechen begann und unser Zusammentreffen erzählte.

Ich beunruhigte mich nicht im mindesten.

Mit einer seltsamen, inneren Sicherheit, die mir kam, ohne daß ich wußte woher, noch auf was ich sie stützte, fühlte ich, daß uns von jenem Schläfer, der mich so lebhaft an meinen teuren Giulio erinnerte, nur Gutes kommen könne. Ich hegte das felsenfeste Vertrauen, daß hinter solch edler, stolzer Stirn nur edle Gedanken wohnen dürften. Diese seltsame Sicherheit war mit einem Male da und erfüllte mich ganz, so daß ich mit größter Zuversicht beteuerte, jene, von meinem armen Vater in seiner krankhaften Angst vor den Menschen gefürchtete Notwendigkeit werde nie eintreten. Ich fügte hinzu, und blieb trotz aller gegenteilig aufgestellten Möglichkeiten dabei, wir würden von dem Besitzer der Burg nie eine Beunruhigung erfahren, vielmehr in jeder Weise von ihm geschützt werden. Ihr wißt, wie glänzend Euer Edelmut und Eure große Güte mein voreiliges Vertrauen rechtfertigten."

„Ja, ich weiß, wie das Glück mir zur Seite stand, weiß, wie weit über mein Verdienst das wenige, was die Umstände

mir gestatteten für euch zu thun, belohnt ward. Zwar, ich stehe jetzt nicht an, Geliebte, es dir zu bekennen, daß die Entsagung und Zurückhaltung, welche ich bewahrte, mir bei meinen täglich stärker werdenden Gefühlen für dich nicht leicht ward, doch sie brachten mir auch herrlichen Lohn. Deine Achtung und die deines edlen Vaters war ein Preis —"

„Nicht nur meine Achtung, Chutbert —" unterbrach sie ihn, mit einer Bewegung, die ebenso viel Würde und Adel, als Hingebung ausdrückte, indem sie ihm, tief errötend, beide Hände entgegenstreckte, die er ergriff und mit Küssen bedeckte.

Clodilde neigte sich, Thränen in den schönen Augen, zu dem auf ihren Fußtaburett vor ihr Knieenden, und sprach mit bewegtem Flüstern weiter: „Ihr verdient es wohl um mich, edler Mann, daß ich Euch unaufgefordert, frei und offen bekenne, was Euer seltenes Zartgefühl von mir zu erfragen Euch zögern läßt. Ihr sagt, Euer Herz ward mein, da Ihr mich zuerst erblicktet. — Es muß wohl sein, daß ein Liebeszauber uns beide fast gleichzeitig gefangen nahm. Denn auch ich, teurer Chutbert, liebte Euch schon lange vor dem Tode meines edlen Vaters."

Strahlend vor Glückseligkeit, freudetrunken, jauchzend, umfing Chutbert die Holdselige, die sich mit zärtlichem Liebesblick ihm entgegen neigte.

Zum ersten Male, seit dem Brautkusse an ihres Vaters Sterbebett, ruhte sie an seinem hochschlagenden Herzen, berührte sein Mund den ihren.

Ueberwältigt von ihren Gefühlen, gab Clodilde, alle bisher bewahrte Zurückhaltung und mädchenhafte Scheu beiseite werfend, den heißen Kuß ihres Gemahls voll zärtlicher Innigkeit zurück.

Hierauf begannen sie ein leises Liebesgeflüster. Es war ja so viel, was sich beide zu sagen hatten von ihrer gegenseitigen Liebe.

Warum sind die Augenblicke im Paradiese junger Liebe so kurz?

So war auch das vollkommene Glück dieser weihevollen Minuten leider ein gar kurzes.

Schon stand das Schicksal vor der Thür und erhob die rauhe Hand, um es erbarmungslos zu zerstören.

Trug es auch des Freundes liebe vertraute Züge, so war es doch nicht willkommener, als hätte das Haupt eines Ungeheuers hereingeschaut.

Ohne Anpochen ward plötzlich die Thür aufgerissen, und mit dem Rufe: „Chutbert, deine Mutter" — stürmte Robert hinein, oder wollte hineinstürmen.

Doch prallte er sofort mit dem unwillkürlichen Ausrufe: „Alle Wetter!" wieder zurück.

Der Anblick dieser schwarzgekleideten Frauengestalt, die sein Freund in den Armen hielt, und die sich so zärtlich hingebend an ihn schmiegte, seinen Nacken mit beiden Armen umschlungen hielt, war ihm besonders in diesem kritischen Augenblicke außer allem Spaße. Im ersten Augenblicke hielt er sie für eine ganz Fremde.

Es war ihm ganz unmöglich, in dieser Dame schönem, von den Flammen jungfräulicher Scham und ernstlichen Unwillens, so überrascht worden zu sein, tief erglühtem Antlitz das bleiche Leidensgesicht der weißen Frau wieder zu erkennen.

Chutbert nahm die Sache sehr ruhig.

Er nickte dem Freunde, dessen sichtliche Bestürzung ihm Spaß machte, schelmisch zu, und sagte lächelnd, als er die sich heftig sträubende Gattin aus seinen Armen ließ: „Erschrick doch nicht so, mein holdes Weib, es ist ja nur Robert, der Ausreißer, der endlich zurückkehrt. Komm, hilf mir ihn schelten."

„Ja doch, ja!" polterte Robert, der, zum Tode erschrocken, über das plötzliche, seine Augen blendende Licht, welches ihm die Worte „mein holdes Weib" anzündeten — er hätte nicht mehr erschrecken können, wäre ein Blitzstrahl dicht vor ihm niedergefahren — fast den Kopf verlor.

„Ach! verzeiht, gnädigste Frau," unterbrach er sich, das Unschickliche seines Polterns inne werdend, sogleich wieder. „Ich ahnte nichts von Eurer Gegenwart. Ich bitte Euch, vergebt meinen stürmischen Eintritt —" dabei verbeugte er sich tief vor ihr, wendete sich aber sofort zu Chutbert, und setzte, grollend über dessen unverantwortlichen Leichtsinn, sich, nachdem er doch längst gewarnt und auf das ihm Bevorstehende vorbereitet

worden, so überraschen zu lassen, ärgerlich hinzu: „Freilich, vor der Hand ist es allerdings nur Robert, aber das beste kommt nach. In wenig Minuten wird deine Mutter hier sein, und was — Gott steh' mir bei! Da ist sie schon! Sie muß geflogen sein! Arme Donna Maria!"

So rief er aus, als plötzlich die Thür des Ahnensaales von einem Diener aufgerissen ward und der Gräfin hohe Gestalt, auf der Schwelle erscheinend, sich mit raschen Schritten näherte.

Mit tiefer Verbeugung trat er vor ihr zur Seite, den Eingang in des Sohnes Gemach freigebend.

Dann schlüpfte er hinter ihr weg hinaus, klinkte die Thür ein, und schickte sich an, im Ahnensaale Schildwache zu stehen, um wenigstens den Auftritt, den sein vorahnender Geist kommen sah, vor allen Lauscherohren zu behüten.

Drinnen standen Mutter und Sohn sich lautlos gegenüber.

Die Gräfin war nicht minder überrascht und erschrocken über die Situation, in welche sie so unerwartet hineingeraten war, wie ihr Sohn über die unverhoffte und im Augenblicke durchaus unwillkommene Ankunft der Mutter.

Clodilde war weit von ihrem Gemahl zurückgewichen und stand leichenblaß, zitternd vor Schrecken und Gemütsbewegung, beiseite, die hohe Lehne eines neben ihr stehenden Stuhles als Stütze mit beiden Händen umklammernd.

Der hochmütig starre, kalte Ausdruck in dem schönen Greisenantlitz der imposanten Dame da, die ihre Schwiegermutter war, raubte ihr allen Mut, ließ ihr Herz angstvoll in lauten, bangen Schlägen klopfen. Dort gab es kein Willkommen für sie, noch hatte sie Liebe von dieser Frau zu erwarten. Diese betrübende Ahnung drängte sich ihr mit einer schmerzlichen, alle ihre frohen Hoffnungen plötzlich tötenden Sicherheit auf.

Wie stand es nun um ihren Gemahl, würde er ihr und ihrem Rechte die starke Stütze sein, die sie von ihm zu erwarten berechtigt war? War er ebenso mutig und stark, als schön und liebenswert?

Mit forschender Angst beobachtete sie die Gemütsbewegungen, welche sich auf seinem bleichen, erschrockenen Antlitz malten.

Was sie sah, war nicht sehr geeignet, sie zu ermutigen.

Es gelang Chutbert nicht so schnell, den lähmenden Schrecken, den dieser völlig unerwartete Ueberfall ihm eingebracht, abzuschütteln. Er hatte einen Anfall von momentaner Entmutigung, denn er wußte, wie sehr ihm die ganze Situation der Mutter gegenüber, wie sie nun einmal war, dadurch erschwert worden. Worauf er sie langsam und vorsichtig vorbereiten gewollt, das war ihr nun mit einem Male fertig und unvermittelt gegenüber gestellt. Gott mochte wissen, wie sie im Augenblicke die scheinbare Nichtachtung, welche in seiner Vermählung ohne ihre Sanktion lag, annehmen werde.

Da stand sie ihm gegenüber, stolzer als je, hochmütige Abwehr in ihrer ganzen Haltung, starr, wie in den Boden gewachsen, wenig Schritte von der Thür, als zögere sie einzutreten in einen ihrer nicht würdigen Kreis.

Noch überlegte er, wie er sie anreden solle, da begegnete sein Blick, zur Seite gewendet, der angstvollen Frage im Auge seines jungfräulichen Weibes.

Im Augenblicke war alle Ungewißheit aus seiner Haltung, alle Scheu aus seinen Zügen verschwunden. Nicht der Mutter, sondern der Gattin, die vertrauensvoll ihm, dem fast Unbekannten, ihr holdes Selbst dahingegeben, galt seine erste Pflicht.

Er stand im Augenblick an ihrer Seite und flüsterte liebreich tröstend: „Fürchte dich nicht, Geliebte, ich bin ja bei dir."

Dabei ergriff er ihre Linke, und sie der Mutter entgegenführend, sprach er in förmlichem Tone: „Gestattet mir, verehrte Frau Mutter, Euch in dieser Dame, Maria Clodilde geborene Marchesa di Ghisberti, meine geliebte, verehrte Gemahlin vorzustellen. Wollet nicht einen Mangel an Rücksicht oder an Schicklichkeit in dieser, ohne Eure Sanktion oder die meines Bruders, geschlossenen Ehe sehen. Zwingende Umstände, die ich die Ehre haben werde, Euch ausführlich mitzuteilen, veranlaßten und rechtfertigen die Eile unserer Verbindung. Sie ward vom Pater Benedikt, dem Euch aus meinen Briefen bekannten Prior der benachbarten Cisterzienserabtei, am Sterbebette meines Schwiegervaters, des edlen Marchese Ghisberti, geschlossen. Clodilde heißt Euch, teure Mutter, mit mir herzlich willkommen und bittet, gleich mir, um Euren mütterlichen Segen, als das Einzige, was zu unserem vollkommenen Glücke noch fehlt."

Die ihm willig folgende Gattin an seiner Seite niederziehend, sank er mit ihr vor der Mutter in die Kniee.

Trotz aller Anstrengung, ganz ruhig zu scheinen während seiner etikettemäßigen Rede, hatte seine Stimme die innere Aufregung nur zu sehr durch ein leichtes Beben verraten, während seine tiefe Bewegung sich in seinen schönen, sprechenden Zügen malte.

Nicht so die Mutter. Bewegungslos, wie zu Stein erstarrt, wie aus Marmor gemeißelt, stand die hohe Gestalt in einer Haltung unnahbaren Stolzes vor dem Sohne. Selbst seine etikettemäßige Haltung und Rede, die sie sonst wohlgefällig bemerkt haben würde, versöhnte sie nicht. Kein noch so leiser Zug von Milde und Güte milderte den harten Ausdruck ihrer Züge oder den kalten Strahl ihres hochmütigen Blickes, ihrer geringschätzend halb geschlossenen Augen. Das ganze Wesen der Mutter atmete harte Unversöhnlichkeit.

Erst als Chutbert und Clodilde ihr zu Füßen sanken, kam Leben, kam Bewegung in ihre steinerne Haltung. Doch war es kein wohlthuendes Leben.

Sie trat hastig ein paar Schritte von ihnen weg, und ihr Gewand an sich reißend, als wolle sie es vor befleckender Berührung schützen, stieß sie mit zuckenden Lippen ein schneidend Hohngelächter aus, so dem inneren Grimme, der sie zu ersticken gedroht, vorläufig Luft machend.

Dann sprach sie mit einer kalten, harten, das weiche Herz ihrer Schwiegertochter schon durch ihren Tonfall verletzenden Stimme: „Bin ich hier etwa in ein Narrenhaus gekommen? oder — gedenkt ein entarteter Sohn mit seiner Mutter Narrenspiel zu treiben? 's ist jetzt nicht die Zeit dazu, Chutbert, Fastnacht ist längst vorüber. Schicke die Dirne da fort, sie kann nicht weilen, wo deine Mutter weilt. — Es scheint mir, es war Zeit, daß ich kam —“ fuhr sie in gleichem Tone unbeirrt fort, als Chutbert ihr plötzlich finster gegenübertrat.

Beim ersten Laute ihres Hohngelächters war er, wie emporgeschleudert von unsichtbarer Gewalt, aufgesprungen, hatte seine weinende Gemahlin aufgehoben und zu ihrem Sitze zurückgeführt, auf den er sie mit sanfter Gewalt niederdrückte.

Nun trat er rasch der Mutter gegenüber, mit einer Handbewegung Schweigen gebietend. Doch die zornige Frau ließ

sich von der, sie freilich etwas befremdenden, drohenden, gebieterischen Haltung des Sohnes, den sie so nie gesehen, nicht abhalten, fortzufahren:

„Du kannst mich zwar nicht brauchen, schämtest dich sogar, um mich fern zu halten, nicht der Lüge, da ich aber nun einmal da bin, so will ich mindestens so lange bleiben, um reine Wirtschaft zu machen und jene —"

Sie kam nicht weiter, denn Chutbert unterbrach sie in einem Tone, der an schneidender Härte dem ihren so wenig nachgab, als sein, im Augenblicke von womöglich noch größerem Stolze und Hochmute belebtes Gesicht.

„Nicht weiter, Frau Mutter! Ihr vergesset wohl, daß aus Eurem Knaben ein Mann geworden ist? Einem Manne gegenüber aber giebt es selbst für die geliebteste Mutter eine Grenze."

Dabei sah er sie mit einem Blicke an, vor dessen unbeugsamem Trotze, der sich mit einem erbarmungslosen Strahle eiserner Festigkeit und drohender Unversöhnlichkeit vereinte, selbst ihr kalter Zorn erbebte und nicht Stand zu halten vermochte.

Zwar empörte sich alles in ihr dagegen, und ihr Stolz gab ihr alsbald den wankenden Mut zurück.

Dennoch war es eine unleugbare Thatsache — der Sohn, den sie noch immer mehr oder weniger als Knabe zu betrachten gewohnt gewesen, den sie mit aller Vorsicht zwar, aber doch ziemlich ungestört, nach ihrem Willen gelenkt, hatte sie einen Augenblick gezwungen, den Blick zu senken und erbebend seine männliche Ueberlegenheit anzuerkennen.

Versöhnlicher stimmte freilich dies, wenn auch nur augenblickliche Unterliegen ihr stolzes Herz nicht.

Chutbert fuhr inzwischen mit überlegener Ruhe und mahnendem Ernste fort: „Bedenket Euch, ehe Ihr fortfahret, Eurem Zorne den Zügel schießen zu lassen. Ich warne Euch, Frau Mutter. Ein weiteres Wort der Beleidigung gegen jene edle Dame dort, meine über alles geliebte Gemahlin, dürfte Euch den Sohn kosten. Keine Reue würde Euch dann die Liebe dessen zurückbringen, dessen Teuerstes Ihr absichtlich verunglimpft habt. Absichtlich, sage ich, denn Ihr kennt Euren jüngsten Sohn zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn er auch eine kleine

Unwahrheit für erlaubt hielt, um Eure Einmischung in seine Herzensangelegenheiten fern zu halten und Konflikten so lange als möglich auszuweichen, er seinen Mund nimmermehr durch eine direkte Lüge beflecken würde, wo es die Familienehre gilt. Wenn er also von Euch die Anerkennung seiner Gattin als Eure Tochter und Euren Segen für sie fordert, dann müßt Ihr wissen, sie sei dessen sowohl durch persönlichen Wert, als durch tadellose Abkunft würdig. Ueberlegt es Euch, wir wollen Euch nicht drängen, sind auch bereit, der Ueberraschung, die Euch geworden und die, ich gebe das ja zu, möglicherweise im Augenblicke eine unwillkommene für Euch war, ihr Recht zu geben und wollen Eure harten Worte, Eure Beleidigungen vergessen. Meine Gemahlin denkt darin, ich weiß das, ohne sie zu befragen, genau wie ich. Ich würde gern anders zu Euch reden, würde die Liebe der Mutter anrufen, würde das Herz des Sohnes zu Euch sprechen lassen, doch, dazu ist es zu spät, Ihr habt mir das unmöglich gemacht. Drum will ich Euch nur noch einmal bitten: werdet erst wieder ruhig und hört dann leidenschaftslos, vorurteilslos den Bericht an, den ich durch Robert, der selbst erst unterrichtet werden muß, wie alles sich plötzlich so gefügt, senden werde. Dann erst gebet Euer endgültiges Urteil ab, welches — das bedenket wohl — die Stellung entscheiden soll, die wir beide künftig gegen einander einnehmen werden. Und wenn Ihr könnt," setzte er, sichtlich mit einer tiefen Bewegung kämpfend, leiser hinzu, „so lasset der zärtlichen Liebe, die Ihr bisher Eurem jüngsten Sohne schenktet, bei der Fassung Eures Entschlusses eine entscheidende Stimme."

Damit verbeugte er sich tief vor ihr, und ging mit festem, stolzem Schritte an ihr vorüber, um die Thür zu öffnen.

„Komm hierher, lieber Robert," rief er hinaus, „und führe die Frau Gräfin, meine Mutter, in ihre Gemächer. Die Reise hat sie übermüdet, sie will der Ruhe pflegen. Komm schnell zurück —" raunte er noch leise dem Freunde zu.

In sein Gemach zurückkehrend, hielt er die Thür, welche sich, wie die aller an den Ahnensaal stoßenden Gemächer, nach innen öffnete, für Frau Adelheid offen.

Als sie, ohne ihm einen Blick zu schenken, in ihren langen, schleppenden Trauergewändern, die sie seit dem Tode seines

Vaters nicht wieder abgelegt, hoch aufgerichtet an ihm vorüberrauschte, verbeugte er sich noch einmal tief vor ihr und schaute trüben Blickes ihr nach.

Hierauf schloß er die Thür hinter sich und kehrte, ruhiger scheinend als er sich fühlte, zu der von der ganzen Szene tief erschreckten und gebeugten Gattin zurück.

„Das war eine schlimme Ueberraschung —" sagte er mit leichtem Bedauern, als lege er dem Ganzen nicht große Bedeutung bei. „Verzeih', mein armer Liebling, daß ich sie dir nicht ersparen konnte. Hätte ich nur die leiseste Ahnung von diesem mir ganz unbegreiflichen Ueberfall gehabt, du solltest mit meiner Mutter nicht eher zusammengetroffen sein, als bis ich alles geordnet und geebnet hatte, und du nichts als eitel Liebe und Freundlichkeit von ihr erfahren haben würdest. Aengstige dich indes nicht, es wird noch alles gut werden, und —"

„Ihr irrt Euch sehr, Chutbert," unterbrach sie ihn seufzend. „Zwischen uns giebt es keine Versöhnung."

„O! sage das nicht, Clodilde," rief er in bittendem Tone. „Sei nicht hart, lege ihr das Wort des Zornes nicht so böse aus. Sieh', meine Mutter ist eine stolze, leicht gereizte, heftige Natur, die im Augenblicke des Zornes sich leicht vergißt und Wunden schlägt, die sie tief bedauert und durch verdoppelte Liebe und Güte zu heilen versucht, wenn Verstand und Ueberlegung wieder in ihre Rechte getreten, sie ihr Unrecht einsehen ließen. Sei versichert, sie meint es nicht so böse, als —"

„Ihr mißversteht mich, Chutbert," erwiderte sie sanft mit traurigem Lächeln. „Nicht ich, nicht meine Unversöhnlichkeit wird das Hindernis einer Versöhnung sein. Wohl schmerzt mich die unverdiente Beschimpfung, aber — ich trage sie ihr nicht nach, bin gern bereit, sie zu vergessen, sobald ich kann, habe sie bereits vergeben. Aber sie wird mich nimmermehr als Tochter anerkennen, wird sich Eurem Willen in dieser Beziehung niemals beugen. Sie haßt mich, vom Augenblicke an, da sie mich zuerst erblickte. Ich las das in ihren stolzen Augen."

„Nicht doch, Geliebte — was du für Haß gehalten, war nichts als Zorn, sich so unerwartet in ihren sicheren Hoffnungen auf meine unwandelbare Fügsamkeit getäuscht zu sehen. Ich war immer ihr Lieblingssohn, ihr Schoßkind. Es macht ihr

Schmerz, mich so plötzlich, ohne alle Vorbereitung, einer anderen überlassen zu müssen, sie sträubt sich noch dagegen, sträubt sich um so hartnäckiger, als es ohne ihr Wissen, ohne ihre Billigung geschehen. Ich bin selbst nicht ohne Schuld, daß sie mich bisher so ganz ausschließlich als Eigentum betrachten durfte. Aus Trägheit, aus Bequemlichkeit habe ich meistens ihrem Willen nachgegeben, ihn bestimmend auf mich wirken lassen. Sie hat mich ferner so gleichgültig an allen Schönheiten vorüber gehen sehen, daß sie wahrscheinlich sicher auf meine Unverwundbarkeit durch die Liebe gebaut hat. Ferner empört die notwendige Formlosigkeit unserer Verbindung, deren Gründe ihr noch verborgen sind, die stolze, die Etikette als notwendige Grundbedingung adeliger Sitte schätzende Frau. Das alles wird sich ändern, sobald die erste Aufregung sich gelegt hat, und sie alles erfährt, wie es so gekommen. Sie wird vernünftig genug sein, einzusehen, daß ihr Sohn, der längst mündig, und nun auch, dank dem Schatze, völlig unabhängig geworden, wohl auch das Recht hat, sich frei und ohne Beeinflussung von seiten der Familie die zur Lebensgefährtin zu wählen, der nun einmal sein Herz in alle Ewigkeit gehört.

Wohl weiß ich, wenn mir auch der betreffende Paragraph des Familienstatutes dem Wortlaute nach nicht ganz gegenwärtig ist, daß dem Familienhaupte, oder ist er selbst der Fehlende, dem Familienrate das Recht zusteht, einen Sohn unseres Geschlechtes aus der Familie auszustoßen, ja ihn seines Namens verlustig zu erklären, falls er ein unebenbürtig Gemahl oder eine solche heimführt, gegen deren Familie oder persönliche Ehre gegründete Ausstellungen gemacht werden können. Ich habe dich geliebt, Teuerste, ohne nach deinem Namen, nach deiner Herkunft zu fragen, würde dich heimgeführt haben, wäre ich auch genötigt gewesen, um dich, vielleicht wegen eines Familienfehlers, auf meine Familie zu verzichten. Das ist nicht der Fall, deine Familie ist so tadellos, als deine persönliche Ehre; nun fordere ich auch offene, rückhaltlose Anerkennung deiner Person, von allen Familiengliedern. Ich habe es gesagt, und nichts wird mich bewegen, darauf zu verzichten. Das weiß meine Mutter, weiß auch, daß sie mich verliert, wenn sie nicht nachgiebt. Doch sie wird nachgeben, wird sich fügen. Gewiß,

mein süßes Lieb, es wird noch alles gut werden. Wir müssen nur ein wenig Geduld haben mit der alten, lieben, etwas hartnäckigen, aber, Gott weiß es! nicht herzensharten Frau."

Während er so fortfuhr, ihr zärtlich und beschwichtigend zuzureden, führte er sie in ihre eigenen Gemächer hinüber, und übergab sie der Obhut ihrer treuen Dienerin.

---

29. Unbeugsam.

Uracca war bereits von Frau Brigitte, die sich allmählich mit der gefälligen Frau und ihrem stillen, aber festen, bestimmten Wesen ausgesöhnt und sogar befreundet hatte, von der Ankunft der Frau Schwiegermutter wider Willen unterrichtet worden.

Teils durch freiwillige Mitteilungen der, wo sie einmal vertraute, sehr offenherzigen und redseligen Beschließerin, teils durch kluge Fragen, wenn die Mitteilungen stockten, war Uracca von allem wesentlichen, was die Familie Greifenklau anbetraf, unterrichtet. Die kluge Frau hegte daher schon längst ihre stillen Zweifel, ob die Ehe des Freiherrn, den die Dienerschaft aus langjähriger Gewohnheit, und dem Beispiele der Familienmitglieder folgend, noch immer zuweilen den Junker nannte, obgleich er es ihnen, seit er vermählt war, streng verboten hatte, so zweifellose Anerkennung finden, und die Aufnahme seiner Gemahlin eine so selbstverständlich gute von seiten seiner Mutter sein werde, als der Freiherr selbst, nach Männerart, die das immer als gewiß voraussetzt, was sie wünscht, und nötigenfalls durchzusetzen wissen wird, zu glauben schien.

Ueber den Grafen Richard selbst machte sich die treue Dienerin, im stolzen Bewußtsein von der edlen Abkunft und der Makellosigkeit ihrer jungen Gebieterin, keine Sorgen.

Er mochte überrascht, ja möglicherweise sogar unangenehm überrascht sein über die unerwartete Ehe seines Bruders. Vielleicht hatte er auch andere Vermählungspläne mit ihm gehabt, die durch diese, ohne seine, des Familienhauptes, Einwilligung geschlossene Verbindung für immer zerstört wurden.

Zwar hatte sie genug gehört, um zu wissen, daß diese Einwilligung im gegebenen Falle nur eine Form gewesen sein würde,

da volle Ebenbürtigkeit der Braut und nicht das geringste gerechte Hindernis vorhanden gewesen, welches ihn zum Einspruch berechtigt haben würde; allein seine Eigenliebe mochte sich immerhin verletzt fühlen. War aber Frau Brigittens Charakterschilderung des Grafen richtig, dann war er wohl viel zu ritterlichen Sinnes und edler Ehrenhaftigkeit voll, um seine mögliche Verstimmung seiner neuen Anverwandten entgelten zu lassen.

Wie er, dachte wohl auch Frau Claudia, seine Gemahlin, denn sie sollte ja in allen bedeutsamen Dingen ganz das getreue Echo ihres Gemahls sein, wenn sie auch sonst in Kleinigkeiten ihr Trotzköpfchen aufzusetzen, wie ihren Willen durchzusetzen verstand.

Aber je weniger Sorge diese beiden Familienglieder der guten Uracca machten, desto größere machte ihr die Schwiegermutter, deren Charakter sich in den Schilderungen der Frau Brigitte, ohne daß diese es in ihrer geraden Ehrenhaftigkeit etwa beabsichtigt hätte, weit häßlicher ausnahm, als er in Wahrheit war.

Allein, welcher Mensch kann in Dingen, wo die eigene Abneigung gegen eine Person ins Spiel kommt, sich eines ganz und gar parteilosen Urteiles rühmen?

So hatte denn auch Frau Brigittens Schilderung der Mutter ihres Herrn ein wenig stark die Färbung ihrer eigenen Unversöhnlichkeit gegen sie angenommen.

Die alte Gräfin hatte in ihrer raschen, heftigen Art Frau Brigittens Eheherrn, den guten Hans Jochem, einst im Zorne schwer beleidigt und beschimpft. Dies hatte ihr wohl der Beleidigte selbst, als die Dame, ihr Unrecht einsehend, es mit dem stolzen Freimute, der eine ihrer liebenswürdigen Eigenschaften war, eingestand, und ihn durch einige freundliche Worte zu versöhnen wußte, längst vergeben. Die in ihrer Seele beleidigte Frau Brigitte konnte es jedoch nie vergessen und noch viel weniger vergeben, und trug es noch heute der alten Gräfin in kaum vermindertem Grolle nach.

So war der Bericht, welchen Uracca von der heftig weinenden Gebieterin empfing, für sie keineswegs eine Ueberraschung, sondern bestätigte nur ihre eigenen Ahnungen. Sie machte es aber nicht, wie andere gewöhnlichere Frauen es an ihrer Stelle gemacht,

welche die Gelegenheit, mit ihrer Weisheit zu prunken, nicht versäumt haben würden, indem sie eine Folge von Bemerkungen aneinander gereiht hätten, welche bestimmt waren, ihre eigene Weisheit der Gebieterin klarzulegen.

Nein, Uracca vergaß keineswegs die Notwendigkeit der Tröstung, um an Befriedigung der eigenen Eitelkeit zu denken. Sie schwieg, wie sie bisher geschwiegen, über ihre eigenen Befürchtungen und bemühte sich, ihre junge niedergeschlagene Gebieterin zu trösten und ihr Hoffnungen einzuflößen, die sie zwar weit entfernt war, selbst zu teilen, die sie aber zur Aufrechterhaltung des Mutes der jungen Freifrau für nötig hielt. Denn sie wußte wohl, daß nur die Sache, die man mutlos selbst verloren giebt, wirklich verloren ist.

Inzwischen fand in dem Zimmer des Freiherrn eine Unterredung zwischen ihm und Robert statt, welche ihr gegenseitiges, mißbilligendes, ja entrüstetes Staunen, über ihre ganz unbegreifliche Handlungsweise — daß Robert seinen Herrn und Freund ohne alle Benachrichtigung von der bevorstehenden Ankunft seiner Mutter gelassen, ihn durch solchem Ueberfall in die tödlichste Verlegenheit gestürzt hatte und andrerseits, daß Chutbert so unverantwortlich nachlässig und leichtsinnig gewesen, nachdem er längst benachrichtigt worden, seine Maßregeln nicht besser und vorsichtiger zu nehmen — durch erschöpfende gegenseitige Erklärungen und Richtigstellung der Thatsachen beschwichtigt ward.

Beiden ward es klar, daß sie sich gegenseitig nicht den geringsten Vorwurf und allein dem hämischen Zufall, der geschäftig seine verwirrende Hand hier im Spiele gehabt, verantwortlich zu machen hatten.

Daß Robert überhaupt, wenn auch nur um Minuten, der Frau Adelheid vorauseilen konnte, hatte er nur durch direkten Ungehorsam gegen ihren strengen Befehl, an ihrer Seite zu bleiben, erreicht.

Im Burghofe, bei der Ankunft, war er ihr entschlüpft und hinaufgesprungen, um Chutbert die Erfüllung dessen, worauf dieser seiner Meinung nach längst vorbereitet war, anzukündigen.

Wie wir wissen, hatte ihm das wenig genützt. Denn Frau Adelheid, trotz aller gegenteiligen Bemühungen Roberts, ihn zu entkräften, von dem schwärzesten Argwohn erfüllt, hatte nicht

sobald sein Entschlüpfen bemerkt, als sie sich auch beeilte, ihm zu folgen. Daran jedoch war sie von dem bestürzten Burgwart und der nicht minder bestürzten Frau Brigitte, die jedoch nach Frauenart viel rascher gefaßt war, als ihr Eheherr, und bereits auf Vorsichtsmaßregeln bedacht, gehindert worden. Sie stellte sich der Dame mit tiefen Knixen und wortreichen Beteuerungen ihrer großen Freude über ihre Ankunft und nicht minder wortreichen Entschuldigungen, daß für die gnädigste Frau auch gar noch nichts vorbereitet werden konnte, in der ganzen Breite ihrer stattlichen Person mitten in den Weg, und ein verständigender Blick rief den rasch begreifenden Hans Jochem zur Unterstützung ihrer Absicht, dem Freiherrn, der, wie beide wohl wußten, mit seiner jungen Frau zusammen war, Gelegenheit zu verschaffen, diese vor der Mutter zu verbergen, zu Hilfe.

Doch die Gräfin vereitelte augenblicklich ihre guten Absichten. Mit einem ungeduldigen „Schon gut! schon gut!" schob sie ohne weiteres das Hindernis aus ihrem Wege, und die gebieterische Weisung an einen der Diener, ihr den Weg nach dem Zimmer des Freiherrn zu zeigen, trieb diesen vorwärts.

Direkt hinter den zur größten Eile Angespornten, folgte sie mit fast jugendlicher Behendigkeit — ohne sich in der Halle, welche in ihrer reichen Ausschmückung der Beachtung wohl wert gewesen, auch nur umzublicken — die Treppe hinauf, und erschien, den Ahnensaal durcheilend, vor dem so gewaltsam aus allen Himmeln gestürzten Sohne, ehe dieser Roberts Mitteilung von ihrem Nahen nur recht begriffen.

Nachdem Robert gehört, wie alles so gekommen, redete er dem Freunde zu, die nötigen Mitteilungen der Mutter am folgenden Tage selbst zu machen. Sie werde ja bis dahin zur Vernunft gekommen sein, und die Sache, welche doch trotz all ihrem Zorne nicht geändert werden könnte, ruhiger bedacht und sich zurecht gelegt haben. Chutbert werde sie sicherlich empfänglich für seine Vorstellungen finden. Schon der lange entbehrte Anblick, die geliebte Stimme des Lieblingssohnes, werde mächtig zu dem Mutterherzen sprechen, das sich so sehr nach ihm gesehnt, sich auf die Wiedervereinigung mit ihm so gefreut hatte.

Mit diesem Vorschlage hatte jedoch Robert kein Glück bei dem schwer erzürnten Freiherrn. Was er auch in dieser Be-

ziehung sagen mochte, wie er ihn durch vorurteilslose Darstellung der Situation milder für die Mutter zu stimmen versuchte — alles fand taube Ohren. Chutbert wollte von dem allen nichts wissen. Nicht einen Schritt wollte er weiter der Mutter entgegenthun und verweigerte jeden persönlichen Versuch, sie zu versöhnen.

Er blieb vor allem dabei, daß er nur an der Seite seiner von der Mutter anerkannten Gemahlin ihr gegenüber treten werde oder im Verweigerungsfalle gänzlich auf ein Wiedersehen verzichten müsse. Dabei standen ihm zwar die hellen Thränen in den stolzen, trotzigen Augen, aber Robert wußte wohl, daß es ihm bitter Ernst mit diesem Vornehmen war, und daß er ihm treu bleiben werde, wieviel er auch selbst in seinem liebevoll an der Mutter hängenden Herzen leiden mochte.

Er sagte ferner, Robert solle sich nicht täuschen, indem er von seinem persönlichen Zusammentreffen zwischen ihnen Gutes erwarte. Er sei zu sehr Sohn seiner Mutter, um zu glauben, daß dies im Augenblicke zur Versöhnung führen könne. Zwei harte Steine mahlten schlecht zusammen, und wo Eisen auf Stein treffe, gäbe es Funken, die jedenfalls nicht dazu dienen möchten, das Feuer ihres beiderseitigen Zornes zu dämpfen. Seine persönliche Erscheinung bei der Mutter werde, statt das Zerwürfnis zu überbrücken, es nur erweitern. Denn er könne nicht dafür stehen, einer abermaligen Beschimpfung gegenüber, selbst wenn diese nicht seiner Gemahlin, sondern nur ihm selbst gälte, die eiserne Ruhe, die er mit übermenschlicher Selbstbeherrschung vorher seinem raschen, zum Zorne geneigten Temperament abgerungen, nochmals behaupten zu können.

Deshalb fordere er es als besonderen Liebesdienst vom Freunde, die Auseinandersetzung der Verhältnisse zwischen ihm und der Mutter zu übernehmen.

Da Robert nicht sogleich antwortete und seine Bereitwilligkeit erklärte, setzte er schroff hinzu: „Wie es scheint, genügt die Bitte des Freundes nicht, von dir zu erlangen, was ich wünsche. Gut, wenn es denn sein muß, so wird der Herr dem Diener befehlen, sofort auszuführen, was ihm geboten worden."

Diese Schroffheit ließ nun freilich jede Widerrede Roberts für immer verstummen. Denn, sprach Chutbert in diesem Tone,

dann galt es zu schweigen und sich zu fügen. Doch war er im Bewußtsein, nur des Freundes Bestes gewollt zu haben, auch von der harten Rede tief verletzt, er verbeugte sich tief und erwiderte: „Zu Befehl, gnädiger Herr, gestattet mir nur noch zu erwähnen, daß, wenn ich mich anfangs Eurem Willen zu widersetzen wagte, dies nur deshalb geschah, weil ich glaubte, der Sohn werde ein besserer Verteidiger seiner Sache vor dem Herzen der Mutter sein, als es mit bestem Willen sein Diener vermöchte, sei diesem auch die seltene Ehre beschieden, der Freund seines Herrn zu heißen. Ihr seid anderer Ansicht, wohl, ich füge mich pflichtgemäß Eurem Willen und werde Eure Sache so — nein, eifriger führen, als wäre sie die meinige."

„Davon bin ich überzeugt, mein lieber Robert, und danke dir. Sei mir nicht böse, daß ich so schroff war. Ich meinte es, weiß Gott! nicht böse, du kennst mich ja." Damit streckte Chutbert beide Hände nach dem schnell wieder versöhnten Freunde aus.

Robert ergriff sie, um sie herzlich zu schütteln, hierauf wendete er sich, um das Zimmer zu verlassen.

Doch auf halbem Wege blieb er nachdenklich stehen und kehrte nach einem Augenblick der Ueberlegung zum Freunde zurück.

„Chutbert," sagte er, „verzeih' und höre mich an: Ich vollziehe deinen Willen, darüber sei unbesorgt, aber — gestatte mir, bis morgen damit zu warten. Gieb deiner Mutter Zeit, sich zu fassen, mit ihrem Zorne aufzuräumen. Nein, wende dich nicht ab, falte nicht so finster deine Stirn, bezähme deinen Trotz — stelle mir nicht wieder den Herrn gegenüber, um mich in meine Schranken zu weisen. Vergiß den Diener in mir, und denke nur daran, daß ich dein treuester Freund bin, dem dein Glück weit über das seine geht. — Das bin ich, Chutbert, du weißt es. Du selbst hast mich ja oft halb scherzend, halb ernst, deinen treuen Mentor genannt. Komm, folge mir auch diesmal, opfere deinen Trotz, der alles übers Knie brechen möchte, meiner Bitte."

Chutbert schwieg beharrlich und blickte nicht auf.

Robert sagte nichts weiter, eine kurze Zeit wartete er noch, dann wendete er sich, um zu gehen. Allein, ehe er die

Thür erreichte, stand der Freund neben ihm, seine Hand legte sich auf Roberts Schulter, und er sagte mit sichtlicher Ueberwindung: „Thue denn, wie du willst, mein treuer Freund.“

Robert erfaßte Chutberts Hand und drückte sie stumm an seine Lippen. Er wußte nur zu wohl, was es diesem in solchen Momenten kostete, seinen eigensinnigen Trotzkopf zu bezähmen, und war ihm vom Herzen dankbar für diesen neuen Beweis seiner innigen Freundschaft. Denn nur dieser Freundschaft hatte er die Nachgiebigkeit zu danken, nicht dem Einsehen, daß es so besser, klüger sei. Dazu war Chutbert, wie er wußte, nicht fähig, so lange Zorn, Trotz und das unaufhörlich reizende Bewußtsein der üblen Behandlung, die er, und was weit mehr war, die Geliebte erlitten, die Oberhand in seiner Seele hatten. --

Obgleich mit wenig Hoffnung auf einen Sieg, ging Robert dennoch mutig und voll Eifer am andern Morgen an sein heikles Geschäft. Er hatte sich während der Nacht, die er größtenteils wachend verbracht, sorgsam alles zurecht gelegt, wie er die Sache am besten und günstigsten der erzürnten Mutter vortragen wollte.

Frau Adelheid empfing ihn nicht gerade unfreundlich und wider sein Erwarten hörte sie ihn, ohne große Unterbrechungen und Zornausbrüche, ziemlich ruhig und geduldig an.

Freilich verriet das nervöse Spiel ihrer Hände, ein ungeduldiges, zorniges Aufklopfen ihrer Fußspitze auf den Boden, und hier und da ein höhnisches Lachen ihre innere Aufregung, doch rechnete er dies kaum, da ihm dergleichen kleine, gelinde Zeichen ihrer inneren Gefühle, sobald etwas gegen ihren Willen ging, nichts Seltenes waren. — So wuchs ihm der Mut, und die Hoffnung, daß es doch am Ende besser ausgehen könne als er gefürchtet, erwachte in seinem Herzen.

Seine Beredsamkeit steigerte sich. Er fand Wendungen, Worte, die auf jedes andere Mutterherz Eindruck gemacht haben würden, bei dieser, in ihrem Stolze, ihrer eifersüchtigen Liebe zu dem Sohne, wie in ihrer Herrschsucht schwer verletzten, hochmütigen, eigensinnigen Frau jedoch gänzlich wirkungslos verhallten.

Es kam bei ihr zu der von der eigenmächtig geschlossenen Ehe des Sohnes schwer beleidigten Herrschsucht noch der

Grimm, alle ihre kürzlich entworfenen, im Gelingen sicher gewähnten Pläne durchkreuzt, ja vernichtet zu sehen. Denn die alte Gräfin hatte wirklich die Absicht gehabt, Kunigunde von Ottenstein mit ihrem Sohne Chutbert zu vermählen. Dazu gesellte sich der eifersüchtige Schmerz, nicht mehr allein in dem Herzen des so heißgeliebten Sohnes zu herrschen, und die Furcht, ihrer Herrschaft über ihn gänzlich verlustig gegangen zu sein, umgab ihr Herz wie mit einem eisernen Panzer, von dem alle Beschwörungen Roberts wirkungslos abprallten.

Als er schwieg, erwiderte sie mit jener kalten, leidenschaftslosen Ruhe, die er mehr fürchten gelernt hatte, als ihre heftigsten Zornesausbrüche: „Du bist der Sache deines Herrn ein kluger und geschickter Anwalt gewesen. Ich will dir diese Anerkennung nicht versagen, wenn es mir auch nichts Neues ist, daß du es versuchst, seinen Thorheiten das Wort zu reden. Aber mit all deiner gewandten Darstellung dieser häßlichen, unangenehmen Lage, in die sich meines unklugen Sohnes Tollheit verstrickt hat, konntest du mir die Ueberzeugung nicht rauben, daß er das Opfer listiger Berechnung geworden. Diese Ueberzeugung ist vielmehr fester in mir geworden. Ich, das kannst du deinem Herrn sagen, werde diese Ehe mit einer fahrenden Dirne, einer listigen Abenteurerin, die ihn in ihren Netzen gefangen hat, niemals anerkennen. Morgen, wenn ich mich genügend ausgeruht, werde ich die Rückreise antreten und sie so sehr als nur möglich beschleunigen, um baldigst in Wien einzutreffen. Dort werde ich mit meinem Sohne Richard — der, das bin ich überzeugt, auf meiner Seite stehen wird, sobald er meinen Bericht hört — unverweilt die nötigen Schritte thun, um diese wahnsinnige Verbindung für ungültig erklären zu lassen. Dann soll Chutbert, wenn es nicht anders ist, mit Gewalt gezwungen werden, die Gauklerin, von der er sich umgarnen ließ, dahin zurückzusenden, woher sie gekommen, um sich mit ihren Künsten und ihrer Unschuldsmiene einen deutschen Narren einzufangen."

Vergebens erschöpfte hierauf Robert alles, was seine Freundschaft für Chutbert ihm an Vorstellungen und Bitten eingab, um sie zur Abänderung, wenn nicht zum Aufgeben dieses in mehr als einer Beziehung zu fürchtenden, unheilvollen Entschlusses zu

bewegen, um wenigstens die Duldung, wenn auch nicht die Anerkennung der unwillkommenen Schwiegertochter von ihr zu erlangen.

Er sprach völlig in den Wind. Er hätte eher hoffen können, einen Stein zu erweichen, als den unbeugsamen Starrsinn dieser Frau.

Der völlige Bruch zwischen Mutter und Sohn mußte die unvermeidliche Folge von ihrem Vorhaben sein, das war für Robert eine traurige Gewißheit.

Völlig verzweifelt, in der niedergeschlagensten Stimmung, an Leib und Seele erschöpft, verließ er sie.

---

30. Selbstverleugnung.

Finster, wie eine Gewitterwolke, war Chutberts Antlitz, als der Freund ihm Bericht erstattete, und mit Uebergehung ihrer Drohungen nur den Entschluß der Mutter meldete, schon morgen, nach einem einzigen Ruhetage, wieder nach Wien abzureisen.

„So laß sie reisen," erwiderte er kalt, „es ist besser, sie geht selbst, als daß ich mich in die traurige Notwendigkeit versetzt sehe, meiner eigenen Mutter die Thür zu weisen."

„Chutbert! Um Gottes Willen! Du könntest wollen —!"

„Was? — Ich will nicht, das darfst du glauben. Aber — was anderes würde mir übrig bleiben? — Mein unschuldiges Weib vor jeder Beleidigung zu beschützen, ist jetzt meine allernächste Pflicht, der jede andere geopfert werden muß, sei dies Opfer auch noch so schwer und schmerzvoll für mich. Welch tödlichere Beleidigung aber könnte es für sie geben, als die Gegenwart einer Frau, die sie in ihrem eigenen Hause nicht als rechtmäßige Herrin anerkennt, und sie gleich einer Dirne verachtet? Dürfte ich das dulden? Ich? —" hier schlug er sich dröhnend mit der Faust auf die Brust — „der im Vertrauen auf einer Mutter unerschöpfliche Liebe, auf ihren regen Sinn für Gerechtigkeit, meines Weibes sterbendem Vater mein Wort verpfändete, daß sein makelloses Kind von meiner Familie mit offenen Armen aufgenommen werden würde? Hab' ich vertrauensseliger Narr so mein Wort, meine Ehre, verpfändet, will ich sie auch einlösen, wie es sich gehört für einen Edelmann, und sei es durch gänzliche Trennung von meiner Familie."

Damit stürmte er an dem schwer bestürzten Robert, der den allezeit heiteren, alles leicht nehmenden Freund noch nie so außer sich gesehen hatte, vorüber und sprengte in wenig Minuten auf seinem wildesten Renner zum Burgthore hinaus, um in der tiefen Einsamkeit des Waldes, unter dem beschwichtigenden Einflusse einer sich bereits in den Frühlingslüften zu neuem Entfalten aller Reize anschickenden Natur das im Augenblicke verlorene Gleichgewicht seiner Seele wieder zu gewinnen, ehe er vor das Angesicht der Geliebten trete, und ihren sanften, traurig forschenden Augen begegne.

Der Tag verging, ohne irgend welche Veränderung in die gespannte Situation zu bringen.

Die Gräfin verließ ihre Gemächer nicht, und nahm Roberts Besuch, der gegen Abend noch einmal versuchen wollte, sie umzustimmen, gar nicht an.

Der Freiherr verließ ebensowenig die seinen. Mutter und Sohn hätten sich einander nicht ferner fühlen können, hätten Meere zwischen ihnen gelegen.

Die Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen und strengte ihre Phantasie an, um die Ursache dieser seltsamen, unerhörten, feindlichen Trennung der früher in so zärtlicher Einigkeit lebenden Herrschaft zu ergründen, und erfand, da dies ihnen nicht gelingen wollte, die abenteuerlichsten Märchen.

Am anderen Morgen, in aller Frühe, begann man im Burghofe bereits die befohlenen Anstalten zur Abreise der alten Gräfin.

Robert war kaum mit Ankleiden fertig geworden, als es an seine Thüre pochte und auf seine Erlaubnis Uracca mit der Meldung eintrat, die Freifrau lasse ihn bitten, sich sofort zu ihr zu begeben.

Robert war diese Forderung nicht gerade gelegen, doch folgte er ohne Widerrede der Voranschreitenden.

Er fand Clodilde noch in ihrer weißen Morgenkleidung. Sie schien eben erst aufgestanden und gerade beim Frisieren beschäftigt gewesen zu sein, denn ihr reiches, goldbraunes Haar fiel in losen Wellen über ihre Schultern.

Das schmale, liebliche Antlitz erschien in einer so geisterhaften Blässe, daß ihr Anblick Robert lebhaft an das erste Mal, wo er sie erblickt und für einen Geist gehalten, erinnerte.

Sie kam ihm hastig mit der Frage entgegen: „Ist es wahr, Meister Robert, daß meine —“ sie stockte, denn das Wort Schwiegermutter wollte nicht über ihre Lippen. Statt dessen ergänzte sie ihre Rede mit den Worten: „daß die Mutter meines Gemahls abreisen will?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Und sie scheidet unversöhnt? — Zögert nicht, ich bitte Euch, saget mir die ganze Wahrheit, die mir mein Gemahl aus Schonung für meine Gefühle verhehlen will. Sprecht, ich habe ja doch das Recht, alles zu wissen.“

„Nun denn, ja, gnädige Frau, ich sehe das ein, und will Euch die Wahrheit sagen. Frau Adelheid bleibt unbewegt, bleibt taub für alle vernünftigen Vorstellungen.“

„Wie hart!“ seufzte Clodilde, ihre über die schwermütig gesenkte Stirn hereinfallenden Haare mit einer mechanischen Bewegung zurückstreichend. — „Aber, was kann sie nur gegen mich haben?“ fragte sie unschuldig, ihre großen, glänzenden Augen fragend auf ihn heftend.

Achselzuckend erwiderte er: „Ich fürchte, sie hat einen für sie sehr triftigen Grund. Nämlich den, daß sie nicht Euch zur Gattin ihres Sohnes gewählt und vielleicht, daß — diese Ehe andere, des Gelingens sicher gewähnte Pläne zerstört hat.“

„Aber — ich bin nun einmal Chutberts Weib, sie kann mich doch nicht von seiner Seite reißen wollen? Kann nichts gegen uns thun, kann uns nicht trennen, nicht wahr? Sie wird nachgeben mit der Zeit, wird dem Sohne, den sie so sehr liebt, wieder Mutter sein?“

Die ersten Fragen mit Stillschweigen übergehend, beantwortete er nur die letzte, indem er sagte: „Ich fürchte, nein, gnädige Frau. Der Starrsinn der Gräfin ist ein unbezähmbarer. Ich wenigstens möchte es nicht auf mich nehmen, Euch Hoffnungen zu machen, von denen ich im voraus überzeugt bin, daß sie — vergeblich bleiben werden.“

„Schrecklich!“ stöhnte sie, „das darf nicht sein. Mein Gemahl würde nicht glücklich werden. In meinen Armen selbst würde er sich nach der Liebe seiner Mutter sehnen. — Nein, das darf nicht sein —“ wiederholte sie, und erhob den schönen Kopf mit einer entschlossenen Bewegung. — „Ich will selbst

zu ihr, will mit ihr sprechen. Sie wird meinen Bitten, meinem Flehen nicht widerstehen. Ihr meint es gut, Meister Robert, habt gewiß alles gesagt, von dem Ihr hofftet, daß es Eindruck machen könnte, habt sicher nichts versäumt, ich bin davon überzeugt. Aber — Ihr seid ein Mann, habt vielleicht doch nicht das rechte Wort gefunden, ihr stolzes Herz zu rühren, das verschlossene zu öffnen. Ich werde es finden. Herz zum Herzen, Liebe zur Liebe soll sprechen. Sie ist ein Weib und wird dem Weibe Gehör schenken."

Mit mutiger Begeisterung war sie im Begriff, an Robert vorübergehend, das Zimmer zu verlassen.

Da wagte er es, ihren Arm zu ergreifen, und sie zurückhaltend, bat er eindringlich: „Verzeiht meine Kühnheit, gnädige Frau, aber geht nicht, geht nicht. Glaubt mir, Ihr richtet nichts bei ihr aus, sondern fordert nur neue Beleidigungen heraus. Frau Adelheid kann fürchterlich sein, wenn sie zornig ist. Sie weiß dann kaum, was sie spricht, und es kümmert sie wenig, wie, oder wen ihre spitzen, heftigen Reden verwunden."

Clodilde hatte ihren Arm mit einer raschen Bewegung dem sanften Drucke seiner Hand entzogen, und ohne unwillig zu sein über die Freiheit, die er sich erlaubt, ihn ruhig angehört. Nun sagte sie mit einem traurigen Lächeln: „Was kann sie mir wohl noch Schlimmeres zufügen, seit sie mich eine fahrende Dirne genannt? Die tiefe Wunde, die mein Stolz, meine Selbstachtung dadurch empfangen, ist da, es wird langer Zeit bedürfen, um sie zu schließen. Ob dies nun, wenn jene stolze, harte Frau mit neuen Dolchworten darinnen wühlt, etwas früher oder später möglich wird, das soll mir gleichgültig sein, wenn ich durch meine Demütigung nur meinem Gemahl die Mutter erhalte."

Damit verließ sie ihn, und er wagte nicht, sie noch einmal zurückzuhalten, obschon er von der Vergeblichkeit ihres schweren Leidensganges fest überzeugt war. —

Die Freifrau saß an einem Fenster ihres auf den Burghof hinausblickenden Gemaches und beobachtete das Treiben der Diener unten, welche ihre Abreise vorbereiteten. Sie war schon ganz fertig zur Reise gekleidet, nur die warme Samthaube mit

dem Schleier, welche die Damen damaliger Zeit auf Reisen zu tragen pflegten, lag neben den Handschuhen noch auf dem Tische, wie der mit Marderpelz gefütterte und verbrämte Mantel, vom feinsten flandrischen Tuch, über der Lehne eines Stuhles hing. Das feine, heute sehr blasse, schöne Greisenantlitz mit den zwei, wie Silber schimmernden Locken zu beiden Seiten der Stirn, umrahmte ein Häubchen von gelblichen Mechelner Spitzen. Es war dies der einzige weiße Gegenstand an der ganz schwarzen Kleidung der Freifrau. Den Hals und die schmalen, weißen, gefaltet im Schoße ruhenden Hände umgab eine reichgefaltete Krause von schwarzem, kreppartigem, durchsichtigem Stoffe.

Tiefe, dunkle Ringe um die Augen sprachen verräterisch von einer schlaflos verbrachten Nacht. Diese untrüglichen Zeichen und die tiefe Blässe ihres sonst zart rosig angehauchten, fast mit der Frische der Jugend prangenden Antlitzes waren jedoch die einzigen Zeichen, daß es in ihr nicht ganz so ruhig hergegangen sein mochte, als sie ihrer Umgebung glauben machen wollte.

Auf ihren stolzen Zügen lag jedoch eine eiserne Entschlossenheit, eine kalte, steinerne Ruhe.

Wohl mochte in dunkler Nacht, wo nur das nie zu täuschende Auge des Allsehenden sie beobachten konnte, das Mutterherz mit ihren bösen Leidenschaften, mit Herrschsucht, Trotz, Eigensinn und Selbstsucht einen schweren Kampf gekämpft, einen energischen Versuch gemacht haben, seine Rechte geltend zu machen, aber es war unterlegen und lag nun besiegt, gefesselt in den eisernen Banden eines herrischen Willens. —

Voll heroischen Mutes, entschlossen, für ihre Liebe einen guten Kampf zu kämpfen, war Clodilde eingetreten. Aber der Anblick dieses starren, kalten, in seinem erbarmungslosen Ausdruck — obgleich es ihr nur im Profil sichtbar war — an ein Medusenhaupt erinnernden Antlitzes fesselte ihren Fuß zagend an den Boden, als sie kaum die Schwelle überschritten.

Wohl hatte die Gräfin das Oeffnen der Thür vernommen, da sie jedoch geglaubt, es sei ihre noch mit Einpacken der letzten gebrauchten Gegenstände beschäftigte Zofe, nicht Notiz davon genommen.

Da indes alles still blieb, wendete sie den Kopf ins Zimmer zurück.

Ein rasches Zucken ging durch ihren Körper beim Anblick dieser zarten, weißgekleideten Gestalt, dieses süßen, bleichen, traurigen Gesichts. Ihre gefalteten Hände trennten sich von einander. Die kleine Rechte ballte sich zur Faust, ein Blitz zornigen Staunens, in seiner intensiven Glut an Haß grenzend, schoß aus den blauen Augen. Das war alles.

Steif und regungslos wie vorher, verharrte sie auf ihrem Platze. Aber ihr Blick maß mit hochmütigem, hohnvollem, verachtendem Ausdrucke die Schwiegertochter vom Kopfe bis zu den Füßen.

Clodilde versuchte eine Anrede, fand es aber unmöglich, zu sprechen. Dieser grausame Blick erstickte den Laut in ihrer Kehle. Die Lippen gehorchten wohl, die Worte formend, ihrem Willen, aber der angstgepreßten Brust entfloh kein Laut.

Endlich hob sie die Arme und streckte mit einer sprechenden Gebärde verzweifelter Bitte der harten Frau dort am Fenster die gefalteten Hände entgegen.

Ein leises Hohnlachen der Gräfin beantwortete das rührende, stumme Flehen. Dann sprach sie schneidend: „Aha, da ist sie ja, die berühmte weiße Frau vom Greifenstein. Gespenstisch genug, fürwahr. Nur gehört zu dem richtigen Effekt die dunkle Nacht oder der Mondenschein. Seid Ihr gekommen, um auch mit mir, und noch dazu am hellen Tage, Gespenst zu spielen? — Gebt Euch keine Mühe, ich bin nicht furchtsam. Ich rufe: Apage Satanas! schlage ein Kreuz und Eure Macht ist zu Ende. Mich bestricken Eure Gauklerkünste nicht, wie das thörichte Herz meines abenteuerlustigen Sohnes. 's ist wahr, schlau habt Ihr Eure Sache angefangen, fein Eure Netze gesponnen. Wahrlich, ich muß Euren Scharfsinn loben. Ihr hattet, Gott weiß wie und durch wen — weiß man doch nie, wie die fahrenden Leute Familiengeheimnisse, die ihnen Nutzen bringen können, auszuspüren wissen — erfahren, daß mein jüngster Sohn im Begriff stehe, die Ruine seines Stammschlosses aufzusuchen, um dort einen Familienschatz zu heben. Ihr wolltet einen Mann — brauchtet ihn vielleicht sehr nötig —“ setzte sie, eine kurze Pause machend, um die Giftworte recht nachdrücklich zu spitzen, hinzu.

Doch sie verfehlten völlig ihren Zweck. Das unschuldige Wesen da vor ihr, das sie dadurch tödlich zu beschimpfen be-

absichtigte, verstand nicht einmal die ganze Tragweite der abscheulichen Vermutung.

„Ihr machtet Euren Plan und etabliertet Euch mit Euren Helfershelfern vorher in der Ruine, um den romantischen Thoren, meinen Sohn, hübsch vom Anfange an mit Euren Gaukeleien, die Ihr auf der Landstraße, auf den Märkten — was weiß ich, wo — gelernt haben möget, zu empfangen. Der Spießgesell, welcher die Rolle Eures vorgeblichen Vaters spielte —“

Sie kam nicht weiter. Das Wort erstarb auf ihren Lippen.

Bis hierher hatte Clodilde, ein Bild rührendster Geduld und gewaltsamer Selbstbeherrschung, mit an dem zitternden Körper machtlos niederhängenden Armen, gebeugten Hauptes, an jedem Nerv bebend, aber ohne sich zu rühren, den Strom von Schmähungen, der über sie hinbrauste, ertragen.

Sie wollte die Zornige erst all ihr Gift ausspritzen lassen, ehe sie sich verteidigte und den Versuch machte, das harte Herz zu rühren. Ach, die Zuversicht, mit welcher sie gekommen, war längst entschwunden. Sie wollte kämpfen, ja, das wollte sie, aber an einen Sieg glaubte sie, dieser Frau gegenüber, nicht mehr.

Aber bei der Beschimpfung ihres Vaters ging ein Zucken durch ihre Gestalt, die sich zu ihrer ganzen Höhe streckte. Mit einem Ruck erhob sie das in leidensvoller Demut gesenkte Haupt, und die großen, sonst so sanften, jetzt Blitze des Zornes sprühenden Augen hefteten sich fest auf das zornige, hochmütige Gesicht der alten Dame, die mit Staunen diese plötzliche Veränderung ihrer Gegnerin, welche mit einem Male ein ganz anderes Wesen zu werden schien, bemerkte, und rasch schritt sie auf dieselbe zu.

Wenig Schritte nur von ihr blieb sie stehen, und den Finger warnend erhebend, unterbrach sie sie zwar mit fester, aber tonloser, überhasteter Stimme, welche klang, als wenn ein Mensch im Schlafe spricht. „Still! Kein Wort weiter über meinen edlen Vater. — Bedenket, was würde Euer Sohn thun, wenn ein Verleumder Euch zu beschimpfen wagte?“ —

Ein wenig inne haltend, als erwarte sie eine Antwort, die nicht erfolgte, fuhr sie alsbald, sich selbst antwortend, fort: „Er würde den Beleidiger ins Angesicht schlagen. — Seid still, um Gotteswillen, oder — ich müßte es auch thun.“

Die alte Dame bog sich mit einer unwillkürlichen Bewegung rasch zurück, als fühle sie schon die rächende Hand der in dem Teuersten, was sie besaß, in ihrem Vater beleidigten Tochter auf ihrer Wange. Seltsamerweise zürnte sie der kühnen Sprecherin über diese Drohung nicht, und die erste Ahnung, es könne wohl wirklich anders sein, als sie glaubte, glauben wollte, stieg in ihrer Seele empor. Das war keine Komödie, so sprach wohl eine fahrende Dirne nicht.

Doch sie gab diesem Gedanken kein Gehör, er war ihr unbequem und ward, so rasch er aufgetaucht war, wieder abgeschüttelt.

Clodilde fuhr inzwischen fort: „Ach, ich müßte es thun, wider meinen Willen, und bin doch mit ganz anderen Absichten gekommen," — ihre Stimme belebte sich und ward stärker — „bin gekommen, um Euch anzuflehen — habt Erbarmen mit Eurem Sohne!"

Hier sank sie auf die Kniee und flehte mit gefaltet emporgehobenen Händen: „Entzieht ihm Eure Mutterliebe nicht! Geht nicht von uns im Zorne, edle Frau! Duldet mich an seiner Seite, und ich will um Eure Liebe dienen, gleich Jakob um Rahel, sieben Jahre und nochmals sieben Jahre, will Eure Magd sein, so lange Ihr wollt. Nur versöhnt Euch mit Eurem Sohne, der ohne Eure Liebe niemals glücklich werden wird. Erbarmet Euch seiner und meiner! Höret mich, wie Ihr wünscht, daß Gott Euch hören möge!"

Unbewegt, mit demselben kalten, harten Antlitz blickte die Gräfin auf die schöne Flehende nieder und erwiderte höhnend: „Steht auf und gebt Euch weiter keine Mühe. Bei mir verfangen derartige Komödiantenstückchen nicht. So lange mein Sohn an Euch hängt, nicht von Euch läßt, ist er — nicht mehr mein Sohn. Will er Euch jedoch verlassen — er mag Eure Zukunft so sicher stellen, wie ihm nur beliebt, ich will ihn daran nicht hindern, will gar nicht wissen, was er für Euch thut, das verspreche ich Euch ausdrücklich — dann sollen ihm meine Mutterarme wieder geöffnet sein, und meine Mutterliebe wird ihm Ersatz zu bieten wissen."

Traurig schüttelte Clodilde den Kopf. Schon hatte sie den Mund geöffnet, um zu erwidern, das sei unmöglich, dazu sei

seine Liebe zu ihr zu groß und tief, zu fest verwachsen mit seinem Leben. Aber sie schloß ihn wieder. Wie sie alle Beleidigungen ihrer Person, wie sie das schimpfliche Anerbieten, ihr den Verzicht auf den Gemahl gleichsam abzukaufen, schweigend erduldete, so schwieg sie auch darauf.

Doch noch einmal erhob sie flehend ihre Stimme: „Erbarmet Euch, edle Frau, fordert für Eure Versöhnung mit Chutbert nicht dieses ungeheure, unmögliche Opfer von mir! Ach! ich liebe Euren Sohn ja so unsäglich! Lasset mich sein treues Weib bleiben. Ich kann, seit mir das Glück seiner Liebe geworden, nicht mehr ohne ihn leben, kann nicht von ihm lassen. Glaubt mir, ich kann, kann es nicht!“

„Genug!“ — unterbrach sie in herrischem Tone die harte Frau, deren Grimm durch die demütige Bitte nur gesteigert ward, und deren Zorn eher zu- als abnahm bei dem Widerstande, den ihr herrschsüchtiger Wille hier fand. — „Behaltet doch Euren Liebsten. Wer nimmt ihn Euch denn? Freuet Euch doch seiner Liebe, so lange sie dauert. Und er, der ungeratene Sohn —“ brach sie aus, sich selbst steigernd — „mag er denn in Euren buhlerischen Armen die Mutter vergessen, mag scham- und ehrlos ein Glück genießen, das mein Fluch —“

Ein wilder Aufschrei Clodildens unterbrach sie, und ließ selbst dies harte Herz erbeben, ein so tiefer Jammer klang darin wieder, und im herzzerreißenden Tone wimmerte sie: „O haltet, um des Erlösers willen, haltet ein! Sprecht den Fluch nicht aus! Mein Vater segnete uns sterbend — aber sein Segen würde Eurem Fluche gegenüber machtlos sein. — Wie sagt doch die heilige Schrift?“ lispelte sie leise vor sich hin und strengte sich sichtlich an, sich auf etwas zu besinnen. Wiederholt strich sie mit der Hand über ihre Stirn, als wolle sie einen Vorhang von ihrem Erinnerungsvermögen hinwegziehen, doch gelang es ihr nicht und sie blickte endlich hilflos zu der stolzen, harten Frau empor, die, vorwärts gebeugt, mit grausamer Befriedigung den tiefen, schmerzlichen Eindruck genoß, welchen die Drohung ihres Fluches auf die unwillkommene Schwiegertochter, die zu hassen sie sich in ihrem Trotze einbildete, zu machen schien. Sie würde zwar auch ohne den Jammerruf Clodildens, ohne deren rührende Bitte kaum das Herz gehabt haben, den Fluch zu

vollenden. Denn das fürchterliche Wort war ihr kaum im Zorne entschlüpft, als sie auch bis in das Innerste erbebte und sich selbst vorwarf, zu weit gegangen zu sein. Wie hätte sie das immer noch so heiß geliebte Haupt des teuersten Sohnes mit ihrem Fluche beladen mögen?

Da aber ihre Uebereilung einen so willkommenen Eindruck gemacht, wollte sie nimmermehr zurücknehmen, was sie gesagt. Mochte jene doch glauben, nur ihr Entsetzensruf, ihre Bitte habe die Vollendung des Mutterfluches verhindert.

Da war ja die verwundbare Stelle in der Seele dieses jungen Weibes. Hier mußte der Hebel angesetzt, hier tiefer und tiefer der Dolch hinein gestoßen, in der Wunde umgewendet werden, um den Sieg, den sie schon verloren gegeben, dennoch zu erringen.

So lockend nahe die Gräfin aber den Sieg auch vor sich erblickte, wollten ihr doch, trotz ihres grausamen Entschlusses, die Worte der heiligen Schrift, auf welche die arme Gemarterte sich in ihrer Todesangst nicht zu besinnen vermochte, nicht über die versagenden Lippen, bis endlich die, aus Furcht vor dem Mutterfluche fast dem Wahnsinne nahe Clodilde selbst bat: „So helft mir doch, edle Frau! Wie heißt wohl jene Stelle? Mein Kopf ist so verworren. Ich kann mich nicht besinnen. Ihr wißt ja gewiß, was ich meine.“

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, doch der Mutter Fluch reißt sie nieder!“ Die Gräfin hatte mit erhobener Stimme, mit nachdrücklichem Pathos den Spruch rezitieren wollen, aber es war nur ein heiseres, tonloses Flüstern, welches von ihren Lippen drang.

Dennoch wirkten diese Worte, als hätte die Posaune des Weltenrichters selbst sie in den Weltenraum hinausgestoßen.

Aechzend sank Clodilde einen Augenblick in sich selbst zusammen. Doch bald erhob sie sich wieder ein wenig und murmelte mehr in sich selbst hinein, als daß sie zu der Frau gesprochen, vor der sie selbstvergessen noch immer auf den Knieen lag. — „Ganz recht! ganz recht! So war es! — Ein furchtbarer Spruch! Ein erbarmungsloses Wort des rächenden Gottes! — Nein, nein! Nicht ich will die Ursache sein, daß solch fürchterlicher Fluch sein geliebtes Haupt trifft! Nein —

er soll darunter nicht leiden. — Ich werde sterben, fern von ihm, an dessen Seite ich mir das höchste Erdenglück erträumt — aber — was wäre die Liebe, wenn sie uns nicht zum Opfer des eigenen Lebens für die Ruhe des Geliebten auf Erden, für seine Seligkeit im Himmel zu begeistern vermöchte?"

Sie schwieg nachdenklich einige Minuten.

Die harte Frau vor ihr wagte kaum zu atmen, noch viel weniger mit einem Laute ihrer Stimme die Gedanken zu unterbrechen, welche dort hinter der hohen, weißen Mädchenstirn sich jagten und in dem schmerzvoll ergebenen Dulderantlitz einen nur zu beredten, rührenden Ausdruck fanden. Endlich richtete sich Clodilde mit einer raschen Bewegung empor und stand kerzengerade, in stolzer Haltung, vor der Gräfin.

In leisen Tönen, mit einer Stimme, die sie sich die größte Mühe gab, fest erscheinen zu lassen, die aber durch ihr Beben verriet, wie viel sie litt und wie schmerzzerrissen das Herz war, aus dem sich die Entsagung emporgerungen, sagte sie: „Das entscheidet. Träfe Euer Fluch mich allein, seid versichert, ich würde ihm trotzen, würde nimmermehr Euch weichen. Aber — Ihr sollt Eurem Sohne nicht fluchen. Denn ihn würde der Mutterfluch auf Erden ruhelos machen und ihn droben am Throne des Höchsten verklagen. Ich weiche — gebe Euch den Sohn, ihm Eure Liebe zurück — seid gütig zu ihm — tröstet ihn — ich — werde unablässig im Kloster für ihn beten."

Die letzten Worte waren nur noch ein leiser, verklingender Hauch, welchen das gierig lauschende Ohr der Siegerin mehr erriet, als wirklich vernahm. Gerade wie sie im Schlafe umherzuwandeln pflegte, mit derselben automatenhaften Bewegung wendete sich Clodilde, einen letzten, anklagenden Blick auf das herzlose Weib heftend, das ihr die furchtbare Wahl aufgenötigt, von ihr ab, um langsam schreitend, gebeugt, als drücke sie eine unsichtbare, schwere Last zu Boden, das Zimmer zu verlassen.

Der höchste Punkt des Leidens war erreicht. Ihr war, als schreite sie direkt ihrem Grabe entgegen. Nur mit höchster Anstrengung aller Willenskraft hielt sie sich noch aufrecht. Sie wollte aber nicht erliegen, wollte nicht sehen lassen, wie sie litt.

---

31. Unerwarteter Sieg.

Clodilde war nahe zur Thür gelangt und hob bereits die Hand, um sie zu öffnen. Da dunkelte es plötzlich vor ihren Augen. Es schien ihr, als drehe sich das Gemach mit ihr schnell und immer schneller im Kreise. Sie taumelte und tappte mechanisch mit der Hand nach der Thürklinke, die sie nicht mehr sah. Wenn es ihr nur gelang, hinauszukommen. Draußen mochte dann aus ihr werden, was da wollte, nur sie, die so hart, so erbarmungslos ihr gegenüber gestanden, sollte nicht den Triumph haben, sie ihrem Schmerze erliegen zu sehen.

Das war ihr letzter Gedanke. Gleich darauf erlosch er mit ihrem Bewußtsein. Vorwärts stürzend, schlug sie hart mit der Stirn auf den eisernen Thürgriff auf und glitt dann langsam zu Boden.

Vorwärts gebeugt, mit zum Sprechen geöffneten Munde, dem doch kein Laut entfloh, mit beiden Händen die Armlehnen ihres Stuhles fest umklammernd, als müsse sie sich daran festhalten, um nicht wider ihren Willen von ihren Gefühlen emporgerissen zu werden, hatte die Gräfin starren Blickes die wankende, zarte Gestalt der Schwiegertochter mit ihren Augen verfolgt.

In ihrer Seele tobte ein Sturm von wechselnden Gefühlen. Wer kann sie zergliedern, wer ihnen nachgehen, bis in die fernsten, geheimen Winkel solcher stolzen, harten Frauenseele?

Nicht das rührende Flehen, noch die demütige Unterwerfung Clodildens hatte das stolze Herz der herrschsüchtigen Frau zu bewegen vermocht. Den ersten Eindruck machte, wie schon angedeutet, jene Drohung der Tochter, eine weitere Beleidigung des Vaters auf der Stelle zu rächen. Doch war die auftauchende Ahnung der Gräfin, sie habe wohl der Gattin ihres Sohnes unrecht gethan, zu unbequem, zu wenig in ihre Pläne passend, um nicht sofort beiseite geschoben zu werden. Sie sah sich bald dem Siege nahe, sah ihn errungen. Aber stärker als ihr Triumph war die Bewunderung, welche sie dieser vollkommenen Selbstaufopferung zollen mußte.

Diese Bewunderung war um so größer, als sie sich sagen mußte, daß sie selbst solcher Seelengröße unfähig gewesen sein

würde. Unabweisbar drängte sich ihr die Frage auf, ob wohl jenes stolze, kalte, eitle Wesen, welches sie sich zur Frau ihres Lieblings ausgesucht, ihm eine bessere Gattin, ihr eine bessere Tochter sein werde, als dies sanfte, edle, der höchsten Selbstverleugnung fähige Weib? Nein — nein, und tausendmal nein! antwortete ihr Rechtsbewußtsein, das wohl momentan unterdrückt, aber nicht lange zum Schweigen gebracht werden konnte. Und wie ertrug die sanfte Dulderin ihren Schmerz — sie litt fürchterlich, aber sie war zu stolz, um zu klagen. Sie hatte gesagt, ihres Gatten Liebe sei ihr Leben, auf die Gemeinschaft mit ihm verzichten, sei zugleich der Verzicht auf ihr eigenes Dasein.

Die Gräfin hatte im Augenblicke diese Versicherung nur für eine Phrase gehalten. Wie sie aber die Entsagende jetzt dahinwanken sah, ging ihr das Verständnis für die Wahrheit auf und erweichte vollends das Herz der Mutter.

Gerade in dem Augenblicke, als Clodilde vor Schmerz über die Entsagung, die sie im vollen Bewußtsein, daß es ihr Todesurteil sei, soeben ausgesprochen, mit vergehenden Sinnen zu Boden sank, ward ihr Sieg vollendet.

Das mitleidige Frauen-, das Mutterherz trat in seine Rechte und siegte über alle unedlen Gefühle in der Seele ihrer Schwiegermutter.

Die Gräfin stieß einen schrillen Schreckensschrei aus, und aufspringend stürzte sie vorwärts. Gedankenschnell war sie neben der Ohnmächtigen. Mit einer Kraft, die man in der alten Dame, die für gewöhnlich nicht eben sehr fest auf ihren kleinen Füßen stand, niemals vermutet haben würde, gelang es ihr, Clodilde, halb schleifend, halb tragend, auf ihr eigenes Bett im Nebenzimmer zu bringen. Hierauf beschäftigte sie sich voll zärtlichem Eifer, die Hilfe ihrer herbeieilenden Zofe zurückweisend und diese mit gebieterischem Winke aus dem Zimmer sendend, mit der Wiederbelebung der Schwiegertochter, für die urspünglich in ihrem Herzen ein heiß aufwallendes, mütterliches Gefühl erwacht war. —

Sie hatte große Mühe damit, ehe es ihr gelang.

Endlich schlug Clodilde doch die Augen auf. Allein, sie hatte kaum das über sie geneigte Antlitz der grausamen Schwieger-

mutter erblickt, als sie auch, unwillkürlich schaudernd, die erschreckten Augen wieder schloß. Gleich darauf richtete sie sich zu sitzender Stellung empor und flüsterte scheu, ohne den gesenkten Blick zu der alten Dame zu erheben: „Verzeiht, mir ist wohl schwach geworden? Es thut mir leid, daß ich Euch erschreckt und Mühe gemacht habe. Mir ist schon besser — ich — ich gehe sogleich —"

Dabei schickte sie sich an, die Füße auf den Teppich vor dem Bette zu setzen.

Da fühlte sie sich mit sanfter Gewalt daran verhindert und zurückgehalten und die Schwiegermutter sprach — o, wie klang die harte Stimme mit einem Male so weich und sanft:

„Nicht doch, mein Kind, bleibe, wo du bist, und erhole dich erst besser. Bleibe — bleibe bei deiner Mutter."

Clodilde hatte mit geschlossenen Augen den weichen, liebevollen Lauten, die sich so lind in ihr Ohr schmeichelten, gelauscht, als fürchte sie, die süße Täuschung werde entschwinden, wenn sie es wage, die Augen zu öffnen.

Es konnte ja nur ein Traum sein, ein holder, beglückender Traum. — Aber bei den Worten: bleibe bei deiner Mutter, welche die Ahnung eines großen Glückes in ihr aufsteigen ließen — da riß sie rasch die großen, dunklen Augen weit auf, und der ungläubig fragende, fast bestürzte Ausdruck derselben verwandelte sich rasch in den seligsten Entzückens, denn — es war ja kein Traum, sondern Wahrheit, unumstößliche, beglückende Wahrheit. Aber dennoch — war es denn möglich, war dies sanfte Gesicht mit dem liebevollen Ausdruck, mit dem gütigen Lächeln dasselbe, das vorher so böse und hochmütig, so hohnvoll auf sie niedergeschaut? War dieser liebreich sprechende Mund derselbe, der vorher von den grausamsten Beleidigungen überfloß, der sie durch die Drohung des Mutterfluches gezwungen, dem heißgeliebten Gemahl zu entsagen?

„Du hast gesiegt, mein Kind," sagte die Gräfin sanft. „Entsagend hast du dir den Gatten, euch beiden mein Mutterherz voll und ganz wieder gewonnen. Wer so liebt wie du, wer so edel und selbstverleugnend nur das Glück des geliebten Gegenstandes sucht, gleichviel, was aus ihm selbst dabei wird, muß wohl des besten Mannes, der höchsten Stellung würdig

sein. Mein unseliges Mißtrauen war ein böser Irrtum. Verzeihe mir, mein Kind, die Beleidigungen, die ich so grausam auf dich gehäuft. Ich will versuchen, dich durch verdoppelte Liebe vergessen zu machen, was ich irrend dich leiden ließ."

Mit diesen Worten breitete sie die Arme aus und Clodilde neigte sich, jauchzend vor Glück, ihr entgegen, umschlang den Nacken der gewonnenen, versöhnten Mutter mit beiden Armen und brach in einen Strom von Thränen aus, die ihr gepreßtes Herz wohlthuend erleichterten.

Diese Thränen nahmen alle Angst und Qual der verflossenen Stunde mit sich hinweg und ließen nur das beseligende Bewußtsein vollkommenen Glückes, süßesten Friedens zurück. Im vollsten Sonnenglanze ihrer Liebe, die durch den Segen der Mutter volle Sanktion erhalten, lag die Zukunft vor ihren Augen.

Brust an Brust weinten beide Frauen gemeinschaftlich die tiefe Bewegung ihrer Herzen aus und schlossen den Bund neuer Liebe.

Als sie ruhiger geworden waren, erneuerte die Schwiegermutter den Wasserumschlag, den sie Clodilde auf die vom Falle glücklicherweise nur leicht verletzte, aber doch ziemlich stark blutende Stirn gelegt.

Von den Armen der Mutter unterstützt, erhob sich Clodilde nach einiger Zeit und betrat, anfangs zwar immer noch etwas wankend, dann aber mit sicherem Schritt in dem Momente das Wohnzimmer, als Robert unter der Eingangsthür erschien.

Er kam, vom Freunde beauftragt, um sich der alten Gräfin abermals als Reisemarschall anzubieten.

Chutbert war trotz alles augenblicklichen Zerwürfnisses mit der Mutter ein zu guter, sorgsamer Sohn, um sie den Gefahren und Strapazen einer so weiten, mühseligen Reise, ohne besseren Beistand und Schutz, als den, welchen ihr die Diener bieten konnten, aussetzen zu wollen.

Robert blieb starr vor Erstaunen, aber auch vor Schrecken, keines Wortes mächtig, auf der Schwelle stehen.

Was in aller Welt war zwischen den beiden Frauen, die ihm da so innig vereint, die Freiin von dem Arme der Mutter

umschlungen und geleitet, entgegentraten, eigentlich vorgegangen? Was sollte das blutige Tuch um die Stirne der Freiin bedeuten?

„Tritt nur näher, Robert," sagte die Gräfin, ein wenig über sein Staunen lächelnd, „du hast dich der Sache meiner Kinder mit so treuem Eifer und so großer Beredsamkeit angenommen, daß du es wohl verdienst, der erste zu sein, der uns versöhnt sieht. Das heißt: meine Tochter und mich, denn Chutbert weiß noch nichts."

„O, gnädigste Frau!" jubelte Robert hinzuspringend. In der Freude seines Herzens allen Respekt, und alle, von der Gräfin stets geforderte und streng festgehaltene Etikette vergessend, machte er gleich einem Schulknaben einen Luftsprung, warf sein Barett an die Decke, fing es wieder auf, und nun erst, als er dem Uebermaße seiner Freude ein wenig Luft gemacht, bemächtigte er sich stürmisch der Hand der Gräfin, um sie mit feurigen Küssen zu bedecken.

Und das Wunder geschah. Die Gräfin, welche ihm solch ungebundenes Betragen selbst in seinen Knabenjahren in ihrer Gegenwart nicht hätte durchgehen lassen, ohne ihm eine Strafe dafür zu diktieren, rügte es nicht nur keineswegs, sondern lächelte ihn gütig an, und überließ ihm geduldig die Hand, die er herzhaft küßte.

Clodilde war in den nächsten Stuhl gesunken. Denn ihr fehlten in den zitternden Gliedern die Kräfte, sich aufrecht zu erhalten. Mit glücklichem Lächeln sah sie die Freude des dienenden Freundes ihres Gatten.

„Und nun darf ich alles abbestellen —" sagte Robert, als die Gräfin endlich sanft ihre Hand aus der seinen zog. „Nun bleibt Ihr auf Greifenstein, nicht wahr, gnädigste Frau?"

„Ich denke so —" erwiderte sie, einen fragenden Blick auf Clodilde werfend. — „Wenn anders meine Kinder den bösen Störenfried ihres Glückes noch um sich dulden wollen."

„O, Frau Mutter!" rief Clodilde, und wollte sich erheben, ward jedoch von der Hand der Gräfin, die rasch zu ihr getreten war, sanft wieder nieder gedrückt.

„Eure Kinder werden nur bei Euch ganz glücklich sein!" setzte sie hinzu, die Hand der Mutter küssend. „Aber nun

lasset mich nicht länger zögern, Chutbert unser Glück zu verkünden. Ich will eilen, ihn zu den Füßen seiner versöhnten Mutter zu führen."

Sie stand hastig auf und machte einige Schritte, wankte aber, und hielt sich nur an dem Arme des rasch hinzuspringenden Robert aufrecht.

„Wie dumm!" rief sie, lächelnd dem besorgten Blicke der Mutter begegnend, „da war der häßliche Schwindel schon wieder. Nein, seht nicht so ängstlich aus, teure Frau Mutter, es ist nichts. Da, seht doch — ich stehe ganz frei. Es ist schon wieder vorüber."

Tapfer verließ sie Roberts stützenden Arm und machte einige Schritte, um ihre wiedergekehrte Kraft und Sicherheit zu beweisen.

Aber die Mutter umfaßte sie und führte sie zu dem Armstuhle zurück, indem sie mit liebreicher Bestimmtheit sprach: „Nein, mein Kind, das geht nicht, du bist viel zu schwach und angegriffen, um nochmals eine starke Gemütsbewegung, sei dies auch eine durchaus freudige, zu ertragen. Sitze du ruhig hier und erwarte mich. Ich werde Chutbert selbst meine Versöhnung bringen und ihn dann in deine Arme führen. Bleib hier, Robert, und leiste meiner Tochter Gesellschaft, damit ihr die Zeit bis zu meiner Wiederkehr nicht zu lang wird."

Clodilde fühlte selbst zu wohl, wie schwach sie war, um sich dieser verständigen Anordnung, welche sie freilich des Glückes beraubte, ihres Gemahls Ueberraschung und Freude mit zu genießen, auch nur mit einer Miene zu widersetzen. Mit dankbarem Gehorsam küßte sie die schmeichelnd über ihre bleiche Wange gleitende Hand der Mutter, und die Gräfin entfernte sich. —

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so rief Clodilde hastig: „Ach, lieber Meister Robert, seid doch so gut und holt mir rasch Uracca. Sie soll einen Kamm und das Nötige bringen, um mein Haar zu ordnen, sowie meinen Anzug zu verbessern. Ferner soll Frau Brigitte mir rasch einen kleinen Becher Wein und leichten Imbiß bringen. Mir ist eine Stärkung dringend nötig. Mein Gemahl darf mich so schwach nicht sehen. Eilt, ich bitte Euch."

Robert eilte davon, ihre Wünsche auszuführen.

Dank der belebenden Wirkung des Weines, sowie der leichten, aber kräftigen Zukost, und der in aller Geschwindigkeit entfalteten Geschicklichkeit Uraccas, fand Chutbert, als er, von der Mutter geleitet, strahlend vor Freude und innerer Befriedigung vor seine junge Gemahlin trat, diese in scheinbar bestem Wohlsein, als eine ganz andere wieder, als seine Mutter sie verlassen.

Die Binde um die Stirn war verschwunden und die kleine, hochgeschwollene Wunde mit dem tief in die Stirn geordneten Haar bedeckt worden. Eine Veränderung, die ihren Zügen freilich einen ganz neuen, ungewohnten Ausdruck verlieh, der ihrer sanften Schönheit jedoch keineswegs Eintrag that, sie vielmehr um einen neuen Reiz, dem des Pikanten, erhöhte.

Die Versöhnten verbrachten im glücklichsten Beieinander eine nur zu rasch entschwindende Stunde zusammen.

Doch da sie verflossen war, sank Clodilde, die schon längst eine steigende Beklemmung fühlte, sie aber mit aller Kraft ihres starken Willens niederzuhalten bemüht war, plötzlich wieder leblos in ihren Stuhl zurück, und diesmal gelang es nicht so rasch, sie wieder zu beleben.

Die schlimmen Folgen der furchtbaren Gemütsaufregungen traten stärker, als es wohl sonst geschehen, bei der, durch die lange Leidenszeit der letzten Jahre bereits im geheimen untergrabenen Gesundheit Clodildes zu Tage.

Sie erkrankte heftig, kam gar nicht wieder zur vollen Besinnung und phantasierte während der folgenden Nacht sehr stark.

Natürlich war es bei der plötzlichen Erkrankung der jungen Freifrau, die viele Unruhe machte, und sozusagen das ganze Haus auf den Kopf stellte, fast unmöglich geworden, würde wenigstens viel zu umständlich und zeitraubend gewesen sein, ihr Dasein noch länger vor den übrigen Hausgenossen zu verheimlichen.

Nun war es ja aber zu vermehrter Sicherheit immer noch höchst wünschenswert, ihre Person nicht ganz des Schleiers des Geheimnisses zu entkleiden. Dazu war es vor allem nötig,

dem Staunen der Dienerschaft zu begegnen, und deren natürliche Verwunderung in die richtige Bahn zu lenken. Das beste war es wohl, durch scheinbar völlig offene Mitteilung dessen, was sie glauben sollten, ihnen sozusagen Rechenschaft von den Umständen zu geben, welche die Verheimlichung der Anwesenheit dieser, wie vom Himmel herabgeschneiten Frau ihres Herrn veranlaßten.

Das war jedenfalls besser und sicherer, als wenn man es ihnen überließ, ihren Scharfsinn und ihre Phantasie zu Hilfe nehmend, sich die Sache nach ihrer Art zurechtzulegen. Man hätte damit den abenteuerlichsten Erfindungen und Gerüchten Thor und Thür geöffnet, und sicherlich das Aufsehen, welches die Sache an sich notwendigerweise machen mußte, nur vergrößert.

Die Gräfin, ihr Sohn und Robert hielten einen Rat, dem eine längere Unterredung der ersteren mit Frau Brigitte folgte, worauf die Beschließerin mit sehr stolz gehobenem Haupte aus den herrschaftlichen Gemächern in ihr eigenes, behagliches Stübchen zurückkehrte, und nach einer kurzen, eiligen Mitteilung des ihr gewordenen, wichtigen Auftrages an Hans Jochem sich sehr eifrig in ihrer Privatküche zu schaffen machte.

Ein Stalljunge überbrachte alsbald der ehrbaren Jungfer Suse, der Köchin, eine Einladung der Frau Brigitte, zu einem Täßchen gewürzten Eierbieres und zu den, sowohl bei der Herrschaft als unter der Dienerschaft hochberühmten Schmarren, in denen Frau Brigitte excellierte, für den Nachmittag.

Jungfer Suse, eine schon etwas ältliche und für ihren Stand recht gebildete Person, die kraft ihrer Bildung und der mit Klugheit gepaarten sonstigen Ueberlegenheit ihres Charakters eine Art Herrschaft über die übrigen ausübte, gewissermaßen die Vertraute und das Orakel aller, war zu der wichtigen Mittelsperson ausersehen worden, um durch sie die aus Wahrheit und Dichtung gewebte Geschichte der jungen Freifrau unter die Dienerschaft zu bringen.

Die wichtige Stunde kam heran und Jungfer Suse mit ihr.

Nach einigen Höflichkeitsplänkeleien und nachdem Jungfer Suse ein paar Tassen des heißen, duftenden Trankes genossen,

sowie eine gehörige Quantität des süßen, wie immer unter Frau Brigittes kunstverständigen Händen vorzüglich geratenen Gebäckes vertilgt hatte, rückte Frau Brigitte ihr näher und begann in leisem, vertraulichem Tone ihre wichtigen Eröffnungen.

„Ihr seid so klug, meine liebe Jungfer Suse, daß Ihr gewiß längst gemerkt habt, daß es da oben —“ sie wies mit dem Daumen über ihre Schulter, nach der Decke, über sich — „mit der plötzlichen Abschließung unseres Herrn und seiner großen Liebe zu den Büchern, an denen ihm doch sonst blutwenig lag, seine eigene Bewandtnis haben müsse.“

Jungfer Suse nickte bedeutsam und richtete ihre klugen, braunen Augen neugierig auf die Sprecherin, während sie etwas spitz entgegnete: „I nu ja, Frau Brigitte, man ist nicht gerade so ganz auf den Kopf gefallen, um so 'was nicht zu merken. Aber ich kenne meine Stellung und sagte mir, — was deines Amtes nicht ist, des laß deinen Fürwitz. Neugierig bin ich, Gott sei Dank, nicht, und wenn es mich auch kränkte, daß Ihr, die Ihr doch immer gar freundlich zu mir waret und meine Verschwiegenheit kennt, mir nicht einmal so viel Vertrauen, als dem fremden Diener, dem Jürgen Wiedemann und —“

„Ach, du lieber Gott! Jungfer Suse! der war ja gar nicht fremd, der so wenig als — Na, das gehört zu meiner Geschichte und Ihr werdet es ja hören. Was aber den Mangel an Vertrauen zu Euch betrifft, den dürft Ihr mir nicht vorwerfen. Es hat mir bald das Herz abgedrückt, daß ich selbst zu Euch nicht davon sprechen durfte, aber ich hatte es dem gnädigen Herrn in die Hand gelobt, zu schweigen, wie das Grab.“

„So, so? Na, das ist was anderes. Was man gelobt hat, muß man halten. Ich bescheide mich. Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß. Behaltet Euer Geheimnis.“

„Nein, so war's nicht gemeint. Jetzt darf ich, Gott sei dank, reden. Wir brauchen da oben die Hilfe einer verständigen Person, und ich sagte dem Herrn, Ihr wäret von allen die verständigste und zuverlässigste, und bat, daß ich Euch ins Geheimnis ziehen dürfte. Darauf meinte der Herr, es werde

bei den eingetretenen Umständen mit dem Geheimnis so wie so zu Ende sein und ich möchte mir zu Hilfe nehmen, wen ich wolle. Uebrigens, sagte er, glaube er es gern, daß Ihr eine recht verständige Person wäret, Ihr machtet wenigstens einen recht vertrauenerweckenden Eindruck und er sei ohnedem gesonnen, weil Ihr gar so gut kochtet, Euch zu Ostern zuzulegen. Ich möchte Euch nur mitteilen, so viel ich wollte."

Jungfer Suse war aufgestanden und machte einen tiefen Knix nach dem andern. Ihr hochrotes, volles Gesicht strahlte förmlich vor Entzücken und geschmeicheltem Selbstbewußtsein.

Frau Brigitte stand ebenfalls auf, um den letzten der Knixe, den ein sprechender Blick und eine begleitende Handbewegung ihr zugeeignet hatte, ebenso tief und feierlich zu erwidern.

Als beide wieder Platz genommen hatten, fuhr Frau Brigitte fort: „Das war Wasser auf meine Mühle. Ich beschloß, mich so rasch als nur möglich meines Geheimnisses zu entladen, das mir schwer genug geworden ist. Also, nun paßt auf, jetzt kommt's. — Ihr wißt, der gnädige Herr war vor dem Tode seines Vaters ein halbes Jahr in Frankreich. Was denkt Ihr denn nun, was er sich von dort mitgebracht hatte?"

Hier machte Frau Brigitte listig eine Kunstpause, um die Erwartung der vor Neugierde zitternden Suse, die mit gespannten Zügen und mit vor Begierde auf das Geheimnis offenem Munde vor ihr saß, noch mehr zu schüren.

„Ja, wie kann ich denn das wissen, liebste Frau Brigitte? Ihr spannt mich auf die Folter. Ich bitte Euch, erzählt rasch weiter."

„Na, freilich. wie könnt Ihr das wissen! 's wäre auch kein Christenmensch auf den Einfall geraten, obgleich unser junger Herr, der es faustdick hinter den Ohren hat, nie etwas that, wie ein anderer. Je toller eine Sache aussah, je mehr Hindernisse sich boten, desto versessener war er darauf, und —"

„Aber so sprecht doch um Gotteswillen, Frau Brigitte!" rief, vor Ungeduld fast aus der Haut fahrend, die gepeinigte Neugierige.

„Ja so — Ihr wolltet ja gern wissen, was er sich mitgebracht. Na, Ihr ratet es nimmer, und quältet Ihr Euren

Kopf bis zum jüngsten Tage. — Eine junge Frau hat er sich mitgebracht."

„Wa—wa—as? Eine ju—unge Frau?" stammelte, die Hände zusammenschlagend und außer sich vor Ueberraschung, Jungfer Suse.

„Ja, ja, eine junge Frau —" bestätigte mit energischem Kopfnicken Frau Brigitte die wunderbare Mär. „Ganz insgeheim heißt das, denn weder der Herr Vater, noch die Frau Mutter, noch Graf Richard durfte darum wissen. Robert war damals und auch noch in der ersten Zeit hier sein einziger Vertrauter."

„Was, sie ist hier, seine Frau?" rief Jungfer Suse noch erstaunter. — „Ja, du mein lieber Heiland, wo denn in aller Welt?"

„Na, geduldet Euch nur, Ihr werdet alles erfahren. Immer hübsch in der Reihe, da geht es glatter. Die junge Freifrau von Greifenklau ist also ein französisches Edelfräulein, das von ihren Eltern für das Kloster bestimmt war, wozu sie niemals Lust gehabt, aber dann am allerwenigsten, als sie unseren schönen Junker gesehen und sich sterblich in ihn verliebt hatte. Die jungen Leute wurden einig. — Ihr müßt wissen, in Frankreich, wo man die jungen Mädchen nicht viel besser hält, als wären sie Gefangene, geht so etwas, trotz allen Aufpassern, noch viel schneller als bei uns. Unser toller Junker entführte also sein Schätzchen den Klosterfrauen, die sie abzuholen gekommen waren, vor der Nase weg und brachte sie glücklich über die Grenze, nach einem kleinen Landstädtchen am Rhein. — Ich habe den Namen des Nestes wieder vergessen. Na, 's kommt ja auch nicht darauf an. Von dem dortigen Pfarrer ließ er sich in aller Eile trauen und reiste mit seiner lieben, jungen Frau nach Wien zurück, wo er sie bei einer achtbaren Witwe einmietete, natürlich unter anderem Namen, wie Ihr Euch denken könnt. Der gnädige Herr hatte vorgehabt, sich seinem Vater bald zu entdecken, und sicher darauf gehofft, seine nachträgliche Einwilligung zu erhalten. Aber er fand ihn leider bereits krank und durfte es nicht wagen, dem Kranken diese Eröffnung zu machen, weil er von der unvermeidlichen Aufregung Verschlimmerung der Krankheit fürchten mußte.

Ihr wißt, wie schnell es mit dem edlen Herrn zu Ende ging. Nach seinem Tode schwieg aber der Junker erst recht gegen die Seinen, denn nun hatte er Hoffnung, bald selbständig und gänzlich unabhängig von der Frau Mutter und dem Bruder zu werden, wenn er den Schatz in der auf ihn ererbten Stammburg heben konnte. Er verschob daher die Erklärung seiner Heirat bis dahin und ließ seine Frau, wo sie war.

Na, er kam hierher, wie Ihr wißt, fand den Schatz und ließ den Bau in Angriff nehmen. Dabei aber hatte er geheime Gänge und Gelegenheiten entdeckt, die sich ganz außerordentlich gut zu einem verborgenen Aufenthalte für seine schöne, junge Frau, die er schwer entbehrte, eigneten und das ungestörteste Zusammenleben mit ihr möglich machten, ohne daß ein Mensch ihre Gegenwart ahnen konnte. Er ließ im geheimen alles vorbereiten oder that das vielmehr mit Hilfe Roberts selbst. — Was nicht die Liebe thut, Jungfer Suse! Wer hätte gedacht, daß unser verwöhnter Junker wie ein Leibeigener arbeiten würde, um die Gemächer seiner Frau einzurichten?"

„Ja, wozu hatte er denn das nötig? Es waren ja doch Arbeiter genug da, die alles zu thun bereit waren, was er ihnen nur befehlen mochte?"

„Na, begreift Ihr denn das nicht? Jene Gemächer mußten ja für uneingerichtet, für unbewohnbar gelten, damit niemand auf den Einfall kommen konnte, sie seien bewohnt, denn dann hätte man gewiß bald herausgebracht, von wem."

„'s ist die Möglichkeit! Aber wo liegen sie denn?"

„Na, wartet nur, Ihr erfahrt noch alles, aber jedes zu seiner Zeit," erwiderte Frau Brigitte, die entschlossen war, so breit als möglich zu erzählen. — „Als alles fertig war, kam bei Nacht und Nebel die Frau an, von ihren beiden Dienern, die sie aus Frankreich mitgebracht, und mit deren Hilfe allein es unserem Junker gelungen war, sie zu entführen, begleitet. Der Diener heißt Jürgen Wiedemann, die Dienerin, Frau Uracca, ist eigentlich eine Zigeunerin und die Amme der gnädigen Frau gewesen, bei der sie geblieben ist bis zum heutigen Tage. Sie ist keineswegs Jürgen Wiedemanns Frau, und ward nur für diese ausgegeben, als es unbequem ward, auch ihre Gegenwart hier zu verheimlichen."

„O, du mein Himmel, das ist das Wunderbarste, was ich je gehört habe, das klingt ja wie eine jener Geschichten von den Minnesängern!“ rief die immer mehr erstaunte Jungfer Suse. „Ja, jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf, warum der junge Herr und Meister Robert auf einmal so guten Appetit hatten und das Doppelte von früher aßen. O je, wenn fünf Personen von dem essen, was für zwei gekocht wird, dann kann man sich freilich nicht wundern, wenn auch gar nichts wieder zurückkommt. Aber, du lieber Gott, wenn ich es recht bedenke, da war es, so reichlich ich für sie gesorgt, für so viele doch zu wenig. Am Ende haben sie gar Hunger gelitten? O Gott, o Gott, hätte ich das nur ahnen können, ich hätte noch einmal so viel gekocht! Konnte mir denn der gnädige Herr nicht sagen lassen, er werde nicht satt, und —“

„Na, na, beruhigt Euch nur. ’s war nicht halb so schlimm, als Ihr denkt. Der Jürgen blieb damals vorerst nicht da, sondern ging in Geschäften des gnädigen Herrn wieder nach Wien. So waren sie den stärksten Esser los und werden schon satt geworden sein. Wenigstens hat mir der gnädige Herr nie einen Wink gegeben, daß er reichlichere Mahlzeiten wünsche. Denn Ihr könnt Euch denken, daß er genötigt war, mich und meinen Alten ins Geheimnis zu ziehen. Na, wie wir damals vor Erstaunen Mund und Nase aufsperrten, könnt Ihr Euch ebenfalls denken. Daß die junge Magd letzthin fort mußte, war nicht darum, daß sie des Herrn Bücher in Unordnung gebracht, sondern weil sie einmal zu ungewohnter, verbotener Stunde hinaufging, um etwas, was sie vergessen hatte, zu besorgen, und dabei beinahe die gnädige Frau in des Herrn Zimmer erwischt hätte. Damals ging es noch glücklich ab, aber ein andermal konnte es schief gehen. Deshalb mußte sie fort, und der inzwischen zurückgekehrte und als neuer Diener hier eingetretene Jürgen Wiedemann mußte Uracca als seine Frau herbringen, zur ausschließlichen Bedienung des Herrn, wie es hieß.“ —

Jungfer Suse schlug einmal über das andere die Hände zusammen, und ihre Ausrufe des Erstaunens fanden kein Ende.

---

32. Frau Brigitte.

Als Frau Brigitte sich ein wenig verschnauft hatte, fuhr sie in ihrer geschickt genug gesponnenen Erzählung fort: „Nun möchtet Ihr gern wissen, wo die gnädige Frau eigentlich wohnen mag, nicht wahr?“

„I nu, ja freilich! Ich brenne darauf!“ gestand Jungfer Suse, die in ihrem Eifer ganz vergessen, daß sie es liebte, sich als gänzlich frei von Neugierde hinzustellen.

„Na ja, das kann ich mir denken,“ schmunzelte Frau Brigitte. „Nun paßt auf, jetzt kommt's. Aber erschreckt nur nicht, sie wohnt — Ihr werdet's nimmermehr für möglich halten, im — Gespensterwinkel!“

„Im Gespen—ster—win—kel! Ach, du mein blutiger Heiland!“ rief Jungfer Suse, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. — „Aber das ist ja sozusagen abscheulich von dem Herrn, sie dorthin zu stecken! Die arme, junge Frau! Fürchtet sie sich denn nicht zu Tode vor den Geistern dort? O Gott, o Gott, wenn mir die schreckliche weiße Frau ein einzig Mal nur erschiene, ich legte mich gleich hin und stürbe vor Furcht. Nein, es ist wirklich schändlich von dem —“

Hier konnte sich Frau Brigitte nicht mehr halten und brach in ein lautes, helles Gelächter, aus, das Jungfer Suse gewaltig verschnupfte.

„Ei, Jungfer Suse!“ rief sie endlich, als sie ihrer Lust genug gethan, und wieder zu Atem gekommen war. — „Merkt Ihr denn wirklich noch nichts? Wo bleibt denn Eure sonstige Klugheit? Nehmt doch Euren Verstand zusammen! Im Gespensterwinkel giebt es ja gar keine Gespenster. Der vermeintliche Geist, den einige dort gesehen haben, die schreckliche weiße Frau, ist ja unsere liebe, schöne, gnädige Frau selbst.“

Ein Bild namenloser Bestürzung, fassungslosen Staunens und entsetzter Ueberraschung, saß Jungfer Suse da und stammelte: „Kein — kein Geist, sondern die — die —“

„Ja, ja — so ist es!“ — kam Frau Brigitte ihr zu Hilfe, „der Geist, den man die weiße Frau vom Greifenstein benamsete, ist niemand weiter, als die wirkliche Dame vom Greifenstein, des Freiherrn von Greifenklau ehelich Gemahl, unsere liebe, junge Herrin.“

„Ach, du mein Gott! Na, wenn Ihr es sagt, die Ihr es schon so lange wißt, so muß ich es wohl glauben. Aber — der Mann ohne Kopf?“

„Ist nichts als eine alberne Erfindung der Furcht. Denn wenn wirklich einer der Leute einmal den gnädigen Herrn da unten gesehen hätte, kann wohl niemand daran zweifeln, daß er immer den Kopf auf dem rechten Flecke gehabt hat.“

Jungfer Suse hatte sich bereits so weit wieder erholt, um in das Lachen, womit Frau Brigitte ihren wirklich nicht üblen Einfall begleitete, herzlich einzustimmen.

Dann sagte sie: „'s ist die Möglichkeit, was alles in der Welt passiert! Wer es verstünde, könnte von der Geschichte da ein Buch schreiben, wie das von der schönen Magellone.“

„Ja, da habt Ihr wohl recht. Es geht sonderbar zu in der Welt, am sonderbarsten aber bei den Fürnehmen. Na, daß ich zu Ende komme mit meiner Historie. Ihr könnt Euch denken, daß unter solchen Umständen unserem gnädigen Herrn gar nichts an einem Besuche der Frau Adelheid, seiner gnädigen Mutter, gelegen war. Denn sie ist bekanntlich eine helle Frau, und ihre scharfen, blauen Augen sehen durch drei Bretter, immer gerade das, was sie nicht sehen sollen. Deshalb mußte Meister Robert nach Wien, um der gnädigen Mutter recht viel von dem hiesigen rauhen Klima, von dem üblen Zustande der Burg, und daß der Bau gar nicht vom Flecke komme, so daß noch gar kein Zimmer, außer dem seinen — nämlich des Herrn — bewohnbar sei, und was dergleichen Märleins mehr waren, vorzujammern. Das war alles so angestellt, damit sie fein so lange als nur möglich in Wien bleibe, wenigstens bis weit in den Frühling hinein. Denn die gnädige Frau oben war damals gerade recht schwach und nicht in der Verfassung, noch mehr Aufregungen zu ertragen, da sie gerade um jene Zeit einen Brief bekommen, der ihr die Nachricht gebracht, daß ihr Vater daheim in Frankreich gestorben sei. Nun mußte aber der Böse —“ hier bekreuzten sich beide eifrig — „der überall, wo es Unheil zu säen giebt, seine Krallen hineinsteckt, jenen dicken Herrn Ritter von Minkwitz, den unser gnädiger Herr — Ihr werdet Euch daran erinnern — einst, und sehr zur eignen Unlust schien es mir, zum Besuche aus der Stadt mitbrachte, nach Wien, und gerade der gnädigen Frau

Adelheid in den Weg führen. Da hatte denn das alte, dicke Weinfaß, der Ritter, nichts Eiligeres zu thun, als ihr vorzuplappern, wie schön es hier schon geworden, wie viel bereits fertig wäre. Na! ich möchte das Gesicht gesehen haben, was sie machte, als sie so durch das dumme Plappermaul erfahren mußte, wie gut es der Robert verstanden, ihr mit seinen Klagen über die Langsamkeit des Baues, und was weiß ich noch alles, ein X für ein U vor zu machen. Da war denn nun kein Halten mehr, sie mußte hierher, und zwar unverhofft, ohne alle Anzeige. Deshalb ließ sie unterwegs, mißtrauisch wie sie nun einmal ist — was übrigens eine jede werden würde, wenn sie entdeckte, so hinter das Licht geführt worden zu sein — den Robert nicht von ihrer Seite, daß er sie nicht melden konnte. Einen Diener aber zu senden, verhinderte ihn ihr strenger Befehl an die Knechte. — Na! sie hatte ihren Willen. Wie Ihr wißt, kam sie so unverhofft wie der Sturmwind an, und da oben bei der Herrschaft mindestens eben so unwillkommen. Denn sie platzte, ohne sich von Hans Jochem oder mir, die wir uns ihr in den Weg stellten, aufhalten zu lassen, mitten in unserer lieben, jungen Herrschaft zärtliches Kosen hinein. Na! was es da gegeben hat, kann sich der, welcher sie kennt, allenfalls denken. Sie war wütend und wollte von der Ehe ihres Sohnes nichts wissen. Ihr wißt, sie wollte gar fort. War aber sie böse und störrisch, so war es der gnädige Herr nicht weniger. Ihr könnt es glauben, es sah böse aus! Da hat sich die junge, gnädige Frau dazwischen gelegt. Und weiß Gott! sie hat es fertig gebracht, daß die stolze Frau Adelheid klein beigab und selbst dem Sohne die Hand zur Versöhnung reichte. Wie sie es angestellt hat, weiß niemand. Aber eine böse, schwere Arbeit muß es gewesen sein, denn sie ist seit der Zeit ganz hin, liegt krank zu Bett, und soll gar nicht recht bei sich sein. Jürgen Wiedemann ist wie toll nach der Stadt zum Arzte gejagt, und seitdem immer zwischen hier und der Stadt mit den Medikamenten, die er von dort holt, unterwegs. Frau Adelheid aber, das ist eigentlich das allermerkwürdigste an der ganzen Geschichte, ist wie umgetauscht, so sanft und leutselig, wie niemand die hochmütige, herrische Dame je gesehen. Sie sitzt neben dem Bett ihrer Schwiegertochter und hat dick geschwollene Augen, die fortwährend überfließen, als wären es Quellen, so ängstigt sie

sich um die Kranke. Dabei küßt sie dieser einmal um das andere die heißen Händchen und beschwört ihr liebes, einziges Töchterchen — so sagt sie — doch nur rasch wieder gesund zu werden."

Jungfer Suse schüttelte sehr nachdrücklich ihren Kopf, und sagte wichtig: „Frau Brigitte, das thut nimmer gut, wenn ein so alter Mensch, als die Frau Gräfin, seine Natur so gar plötzlich ändert. Sie wird nicht lange mehr leben, denkt an mich."

„Na, na — bleibt mir doch mit so traurigen Prophezeiungen vom Leibe. 's wird wohl so schlimm nicht sein. Wenn die gnädige Frau Mutter auch nimmer besonders fest auf den Füßen steht, hat sie doch eine robuste Natur, die schon was aushalten kann. Laßt nur erst die junge Freifrau wieder frisch und munter sein, da wird sich wohl auch Frau Adelheid wieder in das frühere Geleis zurückfinden. — Na, Jungfer Suse, nun habe ich Euch mein Herz ausgeschüttet. Ach! das thut wohl, mir ist ordentlich leicht auf der Brust geworden, daß da drinnen nun nichts Geheimes mehr sitzt. Nun muß ich aber wieder hinauf. Es ist spät geworden, und Ihr habt auch hohe Zeit, an den Nachtimbiß für die Herrschaft zu denken."

„O du meine Güte! an was erinnert Ihr mich!" rief, eilig aufspringend, die Köchin. — „'s ist die Möglichkeit! Ich habe alles über Eurer wunderhaften Erzählung vergessen. Gott zum Gruße, Frau Brigitte! Ich danke Euch auch vielmals für Euer Vertrauen, 's war eine große Ehre für mich. — Darüber sprechen darf ich aber wohl nicht?"

„Na, warum denn nicht? Wenn's Euch sonst Spaß macht! Mit dem Geheimnis ist es ja doch nun so wie so am Ende, und ich wüßte auch nicht, zu was es noch dienen sollte, nachdem die alte Gräfin alles erfahren und die Gemahlin ihres Sohnes als Tochter anerkannt hat. Was gäbe es denn da noch zu verheimlichen? Deshalb denke ich, Ihr braucht Euch keine Gewalt anzuthun. Ganz im Gegenteil, es wird gerade recht gut sein, wenn durch diese Aufklärungen aus dem Munde einer so klugen und verständigen Person als Ihr, meine liebe Jungfer Suse, der albernen Gespensterfurcht der Leute ein- für allemal ein Ende gemacht wird. Damit fällt so mancher bequeme Vorwand für die Faulpelze wegen einer unterlassenen Arbeit von selbst weg. Also Gott befohlen!

liebe Jungfer Suse, und haltet Euch bereit, in der Nacht oben ein wenig mitzuhelfen."

Nach der Beteuerung, sie stehe mit Freuden jederzeit zu Diensten, folgten eine ganze Reihe gegenseitiger tiefer Knixe, denen allerdings auf seiten der Frau Brigitte das ganze Würdebewußtsein ihrer Stellung beigemischt war. Hierauf trippelte Jungfer Suse, vor Begierde brennend, ihre Neuigkeiten möglichst schnell los zu werden, schleunigst von dannen.

„Uff!" stöhnte Frau Brigitte, als sich die Thür hinter jener geschlossen hatte, und sank mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung in ihren breiten Stuhl zurück. — „Das war ein schwereres Stück Arbeit, als ich in meinem ganzen Leben je gethan," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort. — „Mir schwirrt noch immer der Kopf, als flögen all die Lügen, die ich ihr aufgebunden habe, gleich ebenso viel Zeideln da aus und ein." Sie kramte in ihrer Tasche und brachte daraus eine kleine rote Schachtel hervor, die sie öffnete, um einen in Baumwolle gebetteten, goldenen Ring herauszunehmen, in welchem ein blutroter Stein funkelte. Sie betrachtete ihn wohlgefällig von allen Seiten, steckte ihn dann an den Zeigefinger ihrer fleischigen Linken und sagte, mit dem Kleinode liebäugelnd: „Nimmst dich herrlich aus, mein Ringelein. Wer hätte jemals gedacht, daß ich von unserer stolzen Frau Adelheid, für die unsereiner, außer den Zeiten, wo man ihre Befehle einholte, gar nicht auf der Welt zu sein schien, solch herrlichen Schmuck geschenkt bekommen und sie mich noch obenein ihre liebe, gute Frau Brigitte nennen würde. Na! ich denke, daß ich den Namen und auch dich, mein schönes Ringelein, redlich verdient habe, sowie dich, mein liebes, blankes Schäfchen, dazu."

Sie holte abermals aus der Schatzkammer, ihrer Tasche, einen Gegenstand hervor und legte ihn vor sich auf das Fensterbrett, wo er im Lichte des bereits hochgestiegenen Mondes funkelte und gleißte.

Es war eine goldene Doppeldublone. — „Du wirst wohl übrigens bald ein Schwesterchen erhalten," plauderte die redselige Alte weiter — „wenn der gnädige Herr hört, wie gut ich meine — diplomatische Sendung verrichtet habe."

Sie lachte leise, herzlich vor sich hin. — „O je! es geht

nirgends närrischer zu, als in der Welt! Wer hätte gedacht, daß ich, Anne Brigitte, meines lieben, alten Hans Jochem Hausehre, noch auf meine alten Tage unter die Diplomaten ginge. O jemine! Wie wird der Graf Richard lachen, wenn er hört, daß ich ihm ins Handwerk pfuschte."

Damit barg sie den Ring wieder in sein weiches, schneeweißes Bett, und mitsamt der Dublone in eine buntbemalte Truhe, die zu den Füßen des ungeheuren Ehebettes stand. Hierauf stieg sie in die obere Etage hinauf, um bei der Herrschaft Bericht über ihren so wohl erfüllten Auftrag zu erstatten.

Während Frau Brigitte zur gewöhnlichen Zeit zu Bette ging und schon längst auf ihren Lorbeeren, an der Seite ihres guten Alten, der seine weiße Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen, neben ihr schnarchte, den Schlaf der Gerechten schlummerte, schien keines der Dienstleute heute schläfrig zu werden.

Dank des letzten Medikamentes, das der Arzt verordnet und Jürgen Wiedemann oder vielmehr Wolf aus der Stadt gebracht, war in dem Befinden der Freiin eine wesentliche Besserung eingetreten, hatte sie einen tiefen, ruhigen Schlaf gefunden. Deshalb war weder die Hilfe Frau Brigittes, noch die der Köchin nötig geworden.

Unten in der Küche war denn alles versammelt, was an Dienern auf dem Greifenstein lebte.

Jungfer Suse aber saß in der Küche auf einem Lehnstuhle, wie eine Königin inmitten ihrer Vasallen, und erzählte dem dankbarsten, aufmerksamsten Auditorium, welches ein Redner je gehabt, noch immer ihre Wundermär von dem Gespensterwinkel, wo es nie ein Gespenst gegeben, und der weißen Frau, die kein Geist, sondern ihres jungen Gebieters ehelich Gemahl sei.

Freilich war das Erstaunen ein ungeheures. Aber niemandem fiel auch nur der geringste Zweifel bei, daß sich etwa nicht alles genau so verhalte, wie Jungfer Suse erzählte.

Es war ja nirgends eine Lücke, es stimmte alles merkwürdig.

Der Junker war kurz vor dem Tode seines Vaters in Frankreich gewesen, und was sah ihm wohl ähnlicher, als die

Entführung einer angehenden Nonne? Das war ja gerade etwas für seinen abenteuerlustigen Sinn, und daß er sie dann auf der Stelle heiratete, war ihm nicht minder ähnlich, denn er war die personifizierte Ehre. Das Geheimnis seiner Ehe war ihm dabei gewiß ein besonderes Vergnügen gewesen. War doch allen, wie sie da versammelt waren, außer Jungfer Mechthild, der Gürtelmagd der alten Gräfin — der Einfall ihres Herrn, während des Baues in der Ruine zu hausen, wie sein plötzliches, stilles Leben, seine Zurückgezogenheit, seine angebliche Liebe zu den Büchern, von allem Anfang an befremdend und verdächtig vorgekommen. — Das sagten sie jetzt, obgleich das letztere wenigstens nicht wahr war, und sie einfach geglaubt hatten, es sei eben ein neuer Einfall ihres Herrn. Das war also das Gespenst, vor dem sich alle so gefürchtet hatten! Darum wurden alle Oeffnungen, aus denen man hinübersehen konnte in den Gespensterwinkel und den Garten, so sorgfältig zugemacht, darum jede hinüberführende Thür so fest verschlossen!

„Das heißt die, welche Euch offen standen,“ bemerkte spöttisch lächelnd Mechthild, „denn ich lasse mich hängen, wenn der Herr nicht einen geheimen Gang hinüber zu seiner Frau gehabt hat. Solche alte Burgen haben ihre Geheimnisse.“

„Na — das versteht sich doch wohl von selbst,“ erwiderte sehr spitz Jungfer Suse, die in der Gürtelmagd der alten Gräfin eine Rivalin ihrer Herrschaft über ihre Mitdiener witterte und ihr deshalb gar nicht gewogen war. — „Um das zu wissen, braucht man nicht gerade die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben, wie die Jungfer Mechthild.“

Dem drohenden Ausbruche eines Krieges machte Wolf ein plötzliches Ende, indem er den strengen Befehl des Freiherrn — der das Licht in der Küche bemerkt hatte — sich augenblicklich zur Ruhe zu begeben, überbrachte.

So wurden die Feindinnen, aber auch zum tiefsten Bedauern Jungfer Susens ihr andächtiges Auditorium auseinandergesprengt.

* * *

Die Krankheit Clodildes zog sich, ohne gerade sehr gefährlich zu sein, doch über einen ganzen Monat hin.

Die alte Gräfin war außer sich und klagte sich jammernd als die Ursache der Leiden ihrer Schwiegertochter an, die sie jetzt ebenso heftig liebte, als sie ihr vorher widerstrebt, ja sie zu hassen sich eingeredet hatte. Sie wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bett, und gönnte sich nur gezwungen so viel Ruhe, als sie zur höchsten Not brauchte, um selbst bei Kräften zu bleiben.

Chutbert, obgleich selbst schwer bedrückt durch die Leiden und die große Schwäche seiner geliebten Frau, hatte nur immer zu thun, das Uebermaß der Selbstanklagen und der tiefen Reue seiner Mutter zu beschwichtigen.

Dennoch hatten diese Selbstvorwürfe, diese Reue, mit der die heftige Natur der alten Dame sich selbst abquälte, in mancherlei Beziehung auch ihr Gutes. Sie versöhnten ihr vor allem Uracca, die anfangs der Urheberin der Leiden ihres geliebten Milchkindes heftig grollte und sie nur knirschend an deren Schmerzenslager duldete. Dann blieben sie auch für spätere Zeiten, für die alte Gräfin selbst, ein unvergeßliches Erinnerungs- und Warnungszeichen, wenn ihre Charakteranlagen ihr einen Streich spielten, und sie wieder in ihre früheren, hochmütig herrschsüchtigen Gewohnheiten zurückstürzen wollten.

Denn man legt, selbst mit dem besten, ernstlichsten Willen und der tiefsten Selbsterkenntnis, die Fehler nicht so rasch ab, denen man ein ganzes Menschenalter sich fast widerstandslos überlassen hat.

Zwar kamen solche Rückfälle, der jüngsten Schwiegertochter gegenüber, niemals vor. Zwischen ihnen herrschte seit der Stunde, da die Gräfin Clodilde in ihre Arme geschlossen hatte, die zärtlichste Einigkeit. Nie trübte auch nur ein leiser Schatten das schöne Verhältnis, so lange die alte Gräfin lebte, was noch eine ziemliche Reihe von Jahren der Fall war.

Wohl aber waren anderen, und besonders den beiden Söhnen gegenüber, solche leise innere Mahnungen in der Seele der Frau Adelheid nicht vom Uebel, und erwiesen sich schließlich dem Glücke aller nützlich.

Endlich besiegte die jugendlich kräftige Natur Clodildes die Krankheit, und für ihre gänzliche Genesung erwies sich

ein langer Brief des Grafen Richard von außerordentlichem Nutzen. Der Graf kündigte seinen wie seiner Gemahlin, in einigen Wochen bevorstehenden Besuch an, und sendete für Clodilde die Kunde, daß jede Gefahr für sie vorbei, und ein längeres Verbergen ihrer Abkunft unnöthig geworden. Des edlen Marchese Ghisberti prophetischer Traum war buchstäblich in Erfüllung gegangen, sein und der Seinen ruchloser Feind war nicht mehr am Leben.

Der Herzog Alessandro dei Medicis war nach einer nur siebenjährigen Regierung, während der er jedoch eine unerhörte Reihe von Verbrechen, Glied an Glied zu einer langen Kette aneinander gereiht hatte, am 5. Januar 1537 ermordet worden.

Im Laster hatte er gelebt und mittelst seiner Laster drehte ihm ein Elender, den er mit freigebiger Hand mit Wohlthaten überhäuft, den er gehätschelt und geliebt hatte, die Schlinge, in der er ihn fing.

Donna Maria Salviati, die Muhme des Herzogs und die Mutter seines künftigen Nachfolgers, hatte ihn wiederholt vor ihrem gemeinschaftlichen Verwandten, dem elenden Lorenzino dei Medicis, gewarnt und Alessandro prophezeit, daß er in diesem Menschen seinen künftigen Mörder am Busen hege. Der Herzog hatte ihre wohlmeinenden Warnungen verlacht und trotz ihnen von dem heuchlerischen Günstling, dem zu allem bereiten, vor nichts, sei es auch noch so schändlich, zurückschreckenden Diener und Genossen seiner Ausschweifungen nicht gelassen, ihm vielmehr nach wie vor das unbeschränkteste Vertrauen geschenkt.

Am Abende des 5. Januar begab sich der Herzog in Lorenzinos, an die herzoglichen Gemächer stoßende Wohnung, wohin ihn dieser unter Vorspiegelung eines pikanten Liebesabenteuers auch heute, wie so oft, zu locken verstanden.

Während wenige Gemächer von ihrem unwürdigen Gemahl entfernt, im anderen Flügel des Palastes, die junge Herzogin Margarethe inmitten ihres weiblichen Hofstaates sich mit Musik und Gesang unterhielt, vollbrachte der Mörder sein verbrecherisches Werk ungehört und ungestört.

Lorenzinos stille Wohnung war zu oft der Schauplatz der wüstesten Orgien, um nicht in jeder Weise vor Lauschern geschützt worden zu sein.

Hier war es, wo Alessandro, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, unter den Mörderhänden seines teuflischen Verwandten und eines Helfershelfers auf wahrhaft barbarische Weise sein blutiges Ende fand.

Der Verräther entkam, ehe noch seine Schandthat entdeckt worden, nach Bologna. Für den Augenblick wenigstens war er gerettet, bis das Gericht ihn ereilte.

Alessandros Nachfolger ward der Sohn von Maria Salviati; er übernahm als Cosimo II. oder vielmehr Cosmus I., wie er sich vorzugsweise nannte, die Regierung.

Somit war jede Gefahr für Clodilde vorüber, denn Madonna Maria Salviati war mit der Marchesa di Ghisberti wohl bekannt, ja sogar befreundet gewesen, und ihre Tochter hatte jede Förderung ihrer Interessen bei dem nunmehrigen Herzoge, ihrem Sohne, von der Dame zu erwarten. So schien es nur von dem Willen Clodildes abzuhängen, wie bald sie ihre väterlichen Besitzthümer in Besitz nehmen wollte.

Doch dies war keineswegs Clodildes nächster Gedanke bei dieser guten Nachricht, vielmehr war ihre allernächste Sorge die, daß sie, sobald sie nur zu der Anstrengung des Schreibens fähig war, ihrem edlen Freunde, dem Prinzen Antonio, in einem langen Briefe, der ihm alle ihre Erlebnisse seit ihrer Flucht, zwar nicht erschöpfend schilderte, denn dazu hätte es ihr noch immer an Kraft gemangelt, aber doch mindestens andeutete, und somit dessen Trauer um ihren vermeintlichen Tod, die noch immer ungeschwächt durch die vergangene Zeit in seinem treuen Herzen lebte, in die hellste Freude verwandelte.

War diese Freude auch nicht ganz ohne Bitterkeit, die ihre tiefe, obgleich mit der zartesten Diskretion und Schonung der ihr bekannten Gefühle des Prinzen gegen sie, kaum angedeutete, dennoch zwischen den Zeilen nur zu deutlich sichtbare Liebe für ihren Gemahl hineinmischte, so ward doch die bittere Empfindung des Augenblickes mit der gewohnten Selbstbeherrschung des Prinzen rasch genug unterdrückt, um keine nachhaltige Störung zu verursachen.

Die Antwort auf diesen Brief blieb so lange aus, daß sich die Freifrau schon Besorgnissen hinzugeben begann, welche jedoch Graf Richard, der inzwischen mit seiner Gemahlin auf dem

Greifenstein angekommen war und sich mit der hinreißend liebenswürdigen Schwägerin rasch befreundet hatte, als unnötig zu entkräften in der glücklichen Lage war. Er hatte in diplomatischen Angelegenheiten erst kürzlich mit dem Prinzen zu korrespondieren gehabt, und war sonach über dessen Wohlbefinden genugsam unterrichtet, um seine Schwägerin darüber zu beruhigen.

Die Ursache der langen Verzögerung war die erfreulichste für unser freiherrliches Paar. Der Prinz brachte seine Antwort in eigener Person, um sich selbst von dem Wohlergehen seiner teuersten Freundin zu unterrichten, und ihrem Gemahl von seiner Verwaltung der Güter Rechenschaft abzulegen.

Der Prinz blieb ein paar Monate auf Greifenstein und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um nochmals die Verwaltung der Ghisbertischen Güter unter seine Oberleitung zu nehmen, da vor der Hand weder Clodilde, noch ihr Gemahl Lust hatten, Deutschland zu verlassen.

Er nahm zugleich die irdischen Reste dessen mit sich, den er einst durch seine Freundschaft vor den Mördern, und dessen Tochter er vor der Schmach, welche ihnen von dem Lüstling Alessandro dei Medici drohten, gerettet hatte.

Die Leiche des Marchese Ghisberti wurde unter großem Pomp und allgemeiner Teilnahme des Adels und vieler der edelsten Bürger nach der Familiengruft im Kloster San Marco gebracht und dort an der Seite der im Leben von ihm so heiß geliebten Gattin beigesetzt.

Später erst, nachdem der Prinz noch einmal in Deutschland gewesen, erwiderte die Familie des Freiherrn den Besuch des Freundes, und verweilte ein Jahr in Clodildes sonniger Heimat.

Sie würden noch länger geblieben sein, wenn nicht ein Brief des Grafen Richard, der die Erkrankung der Mutter meldete, sie schleunigst heimgerufen hätte.

Clodilde nahm persönlich die Pflege der Mutter in ihre Hand, und ihr gelang, was alle, die Aerzte zuerst, für unmöglich gehalten hatten. Sie pflegte die alte Gräfin unter Gottes Beistand noch einmal gesund. Erst fast zwei Jahre darnach entschlummerte Frau Adelheid, ohne vorher krank gewesen

zu sein, mitten in herzlichem Geplauder mit der über alles geliebten Schwiegertochter für immer.

---

32. Nach zwanzig Jahren.

Der 17. März des Jahres 1559 war ein märchenhaft schöner Tag, wie ihn eben nur das Erwachen der Natur den glücklichen Bewohnern des Südens bietet.

Die Luft war von dem Dufte der Millionen von Veilchen erfüllt, welche in und um Florenz — der Blumenstadt — in Gärten und auf den Fluren blühten und den des Zephyrs sanfte Schwingen meilenweit in das Land hinein zu tragen pflegen.

Das alte, herrlich gelegene Schloß des Geschlechtes Ghisberti harrte heute im festlichsten Gewande, mit Fahnen, Teppichen und Blumen reich geschmückt, des Tochtersohnes, der heut als Erbe des letzten Marchese einziehen und als dessen Nachfolger unter dem Namen des Marchese von Greifenklau-Ghisberti der Neubegründer des alten Geschlechtes werden sollte.

Beim Kaiser hatte sein Oheim, Graf Richard, bei dem Herzoge von Florenz der Prinz Antonio seine Sache vertreten, und so waren die landesherrlichen Bestätigungen leicht genug zu erlangen gewesen.

Man rühmte dem jungen Marchese Giovanni nach, daß er auch im Charakter der Erbe seines Großvaters geworden, und daß dessen Leutseligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Milde ihn auszeichneten.

Er war keineswegs unbekannt in seinem schönen Erbe, sondern hatte schon mehrere Male die Ferien dort zugebracht, als er seine Studien erst in Wittenberg, und dann in Bologna absolvierte.

So war es wohl begreiflich, daß nicht nur seine direkten Untergebenen und Gutsangehörigen, sondern auch die ganze Bewohnerschaft der Umgebung diesen Tag seiner endlichen Besitznahme als Freudenfest feierten und in Masse herbeigeströmt waren, um ihr beizuwohnen. Es war mehr als Neugierde, was die Herzen all dieser Menschen belebte, welche die direkte

Umgebung des Schlosses und die breite, dahin führende Straße in dichten Massen füllten und mit ihren bunten Feiertagskleidern einen ungemein malerischen Anblick darboten.

Zwar war Don Giovanni noch nicht mündig, allein der greise Prinz Antonio fühlte doch in letzter Zeit eine Abnahme seiner Kräfte.

Er war gewohnt, eine jede Sache, die er angriff, ernst zu nehmen, und so lastete die Oberaufsicht über den ausgedehnten Ghisbertischen Besitz, mitsamt der über seine eigenen Güter, nunmehr allgemach zu schwer auf seinen müden Schultern.

Auch wünschte er Giovanni selbst in seinen Besitz einzuführen, ihm womöglich noch ein paar Jahre mit seinem treuen väterlichen Rate zur Seite stehen, ihn gleichsam zu dem wichtigen Amte, der Besitzer so reicher Güter, der Herr so vieler, ganz von ihm und seiner milden Gerechtigkeit abhängender Menschen zu werden, in seinem eigenen, edlen Sinne und dem seines Großvaters anlernen zu können.

Deshalb hatte er, im Einverständnis mit dem freiherrlichen Paare, die Mündigkeitserklärung Giovannis beschleunigt.

Endlich ward die allgemeine Erwartung befriedigt. Es kam Bewegung in die Menge. Aller Köpfe, aller Augen wendeten sich dem glänzenden Zuge zu, der die sich langsam hebende Straße entlang daherkam und sich den weit offenen Thoren des Palastes näherte, über denen auf dem großen Balkone und in allen Fenstern der ersten Etage eine glänzende Versammlung italienischer Edlen im reichsten Glanze der damaligen, so überaus reichen Tracht der Renaissance der Ankommenden harrte.

Voran ritten zwei Herolde in den Farben der vereinigten Familien Greifenklau und Ghisberti, die Wappen beider Häuser auf Standarten tragend.

Nach ihnen kam eine Schar Diener und Beamter des jungen Herrn.

Diesen folgten einige deutsche Edelleute mit ihren Frauen und Kindern, besondere Befreundete der Familie Greifenklau.

Auf diese, dem festlichen Tage zu Ehren ebenfalls im höchsten Putze strahlenden Freunde kam Graf Richard von Greifenklau mit seiner schönen Gemahlin Claudia, die in

cyanenblauen, mit Gold gestickten Sammet gekleidet, mit den kostbarsten Juwelen bedeckt, gleich einer Fürstin des Orientes strahlte.

Graf Richard war schon etwas grau geworden. Dagegen schien Frau Claudia einen Verjüngungstrank zu besitzen, denn ihr sah man die Wirkungen der zweiundzwanzig verflossenen Jahre, seit wir sie zuerst dem Leser vorgestellt, kaum an. Die Zeit, diese verhaßte Zerstörerin der Schönheit, schien in Bezug auf dies reizende Weib machtlos zu sein, so ganz war sie noch ihres häßlichen Mannes Blümlein Wunderhold. —

Dicht hinter dem gräflichen Paare ritt der Held des Tages. Er war in spanischer Tracht von weißem Atlas und himmelblauem Sammet, die seine in herrlichster Frische und Jugendkraft strahlende Person entzückend kleidete.

Ein betäubendes Jubelgeschrei, ein dichter Blumenregen begrüßte ihn, und unter seinem freundlich lächelnden Gruß, unter dem Feuerblicke seiner großen schwarzen Augen, die zu der von dem Vater auf ihn vererbten blonden Löwenmähne den pikantesten Kontrast bildeten, färbte sich so manches Frauenantlitz mit dunkelstem Purpur, und so mancher schöne Mund flüsterte seufzend und schmachtend: „O che bello, belissimo!“

Er ritt einen prachtvollen Rappen, den nur seine kräftige Faust und die Muskelkraft seiner unvergleichlich schönen, in der kleidsamen Tracht mit höchster plastischer Vollendung hervortretenden Glieder mit scheinbar so leichter Mühe zu dem langsamen, würdevollen Paradeschritt zu zügeln vermochte.

Hinter ihm folgte, Thränen des Glücks in den schönen, sanften Augen, ein süßes, halb wehmütiges, halb glückseliges Lächeln auf den Purpurlippen, seine schöne Mutter auf schneeweißem Zelter.

Frau Clodilde war im Laufe ihrer überaus glücklichen Ehe aus der zarten, weißen Knospe zu einer herrlich prangenden Rose aufgeblüht, die noch heute als Mutter von drei erwachsenen Kindern mit den jüngsten Frauen um den Preis der Schönheit hätte wetteifern können. Sie, wie ihre Schwägerin Claudia, waren ein auffälliger Beweis für die Behauptung, daß nichts besser die Schönheit des Weibes konserviere, als ein ungetrübtes Eheglück.

Frau Clodilde trug noch immer mit Vorliebe die weiße Farbe, und sie durfte das, denn das, was bei anderen Frauen ihres Alters ein Wagnis gewesen, und sicher nicht zu deren Gunsten ausgefallen wäre, kleidete sie wunderbar. Weiß war denn auch heute ihr Atlasgewand, aber der Brust- und Rockeinsatz war himmelblau, mit erhabener Silberstickerei, und himmelblau die silbergeränderten Puffen, welche die Schlitze der Aermel und des Mieders ausfüllten. Vom weißen, federgeschmückten, brillantenschimmernden Barett herab umfloß ein langer, weißer, silbergestickter Schleier die reizvolle Gestalt.

Zur Linken Clodildes ritt ihr Gemahl, der Freiherr. Er war der einzige des ganzen Zuges, der nicht in der spanischen Hoftracht, die er an sich nicht liebte, sondern in dem schmuckloseren Kostüme eines deutschen Edelmannes der damaligen Zeit erschien, das sich zwar durch Neuheit und Kostbarkeit der Stoffe und Verzierungen, sowie der Waffen, ebenbürtig dem Glanze der übrigen Kostüme anschloß, aber dennoch als sehr einfach inmitten all dieses Schimmers und Farbenreichtumes erschien.

Doch stand gerade diese Einfachheit dem ehrenfesten Freiherrn vortrefflich, der, wie er das Muster eines deutschen Edelmannes, wie er sein sollte, als Begründer und Verbreiter, als Beschützer deutscher Sitte und Bildung, deutschen Gewerbefleißes, nicht nur auf seiner im Laufe der Zeit erweiterten Besitzung, sondern auch im weiten Umkreise durch Lehre und Beispiel geworden, des äußeren Schmuckes nicht bedurfte, um bemerkt zu werden.

Er war noch immer der schönste Mann des ganzen Zuges, seine Söhne selbst nicht ausgenommen.

Zur Rechten Clodildes ritt der greise Prinz Antonio. Heute merkte man ihm jedoch nichts von Schwäche und Alter an. Seine schönen, tiefen, ernsten Augen leuchteten in dem sonnig heiteren Glanze fast jugendlichen Glückes. Wohl durfte er stolz und glücklich sein, als er so an der Seite der einst heiß geliebten, ihm samt ihrem Gatten in der innigsten Freundschaft verbundenen Frau deren Sohn einführte in das von seiner treuen Hand gerettete, behütete und zu höchster Blüte der Kultur gebrachte Erbe.

Hinter den dreien folgte Richard von Greifenklau, der künftige Erbe des Greifensteins, Chutberts und Clodildes ältester Sohn. Er versprach zu werden, was der Vater jetzt war, obgleich ihm keineswegs die sprühende Lebendigkeit, welche den Vater einst ausgezeichnet hatte, ehe die Liebe zur weißen Frau ihn dämpfte und seinen Charakter vertiefte, zu teil geworden war. Diese Lebendigkeit war Don Giovanni, dem zweiten Sohne, im hohen Grade eigen. Richard hingegen war ein schöner, ernster Jüngling und den ritterlichen Künsten zwar keineswegs abhold, aber doch mehr zu gelehrten Studien hinneigend, als der Bruder, der diese zwar durchaus nicht vernachlässigt, aber nur als Mittel zum Zweck, nicht als diesen selbst getrieben hatte.

Neben ihm ritt wohlgemut und in ein stetes, scherzhaftes Geplänkel mit seiner liebreizenden Nachbarin verwickelt, einem holden, noch ganz kindlichen Mädchen, in der wir Adelheid, die vierzehnjährige Tochter Chutberts und Clodildes erblicken, in sehr runder, sich überaus behäbig ausnehmender Gestalt, Meister Robert, schon durch diese Ehre, die ihm geworden, für jeden Nichteingeweihten als liebes Familienglied bezeichnet. — Und das war er in der That.

Er hatte die Bande der Ehe verschmäht und sich an dem ungetrübten Familienglücke des Freundes genügen lassen, von dem auch für ihn ein keineswegs geringer Teil durch die allgemeine Liebe aller für ihn abfiel.

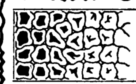
Er war erst der Spielgefährte, dann der spielende Lehrer, der vertraute Freund der Kinder, und somit ein so integrierender Teil des Ganzen geworden, daß kein Familienglied sich ein vollkommen heimatliches Gefühl ohne den lieben, treuen Robert, den „kleinen Papa“, wie ihn die Kinder nannten, hätte denken können.

Auf diese drei folgten noch einige andere Edelleute und Damen deutscher und italienischer Abkunft. Eine Anzahl Diener beschloß den Zug, und diesem nach wälzte sich mit der zwar lauten, aber durchaus gesitteten Freude des italienischen Charakters jubelnd ein bunter Strom des fröhlichen Volkes, das in den Gärten und der sonstigen Umgebung des Schlosses festlich bewirtet werden sollte, bis vor die Thore des Schlosses.

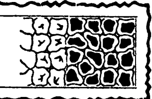
„Dem Fröhlichen ist gut geigen," sagt das Sprichwort, und es bewährte sich hier ganz besonders, wird sich einem so leicht befriedigten und amüsierten Volke, wie die Italiener es sind, stets bewahrheiten.

Bald herrschte unten im Volke, wie oben in den Prunksälen inmitten der vornehmen Versammlung nur ein einziger harmonischer Accord der ungetrübtesten Fröhlichkeit, und brausend vermischte sich der Jubelruf der Edelleute mit denen des Volkes, als Prinz Antonio, den goldenen Pokal in der Hand, dessen Edelsteine im Lichte der sinkenden Sonne in allen Farben funkelten, von dem Balkon aus mit weithin tönender, kräftiger Stimme alle Versammelten aufforderte, mit ihm auf das Wohl zu trinken Giovannis, des zweiten Sohnes von Clodilde Ghisberti, der weißen Frau von Greifenstein.





Deutsche Dichtergrüße.



Sommertraum.

Rosen und Holderstrauch
Blühen am Friedhofsrand;
Leise mit lindem Hauch
Rührt sie des Sommers Hand.

Dort unterm Lindenbaum
Spielender Kinder Schar.
Ich aber schau' im Traum
Flatternd dein Lockenhaar.

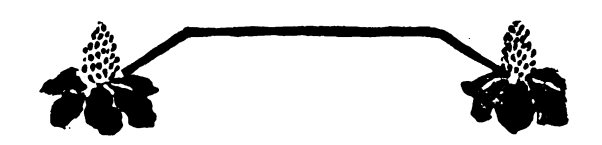
Seh', wie du schlingst den Reih'n,
Lachend voll Jugendlust,
Und wie der Sonnenschein
Küsset dir Stirn und Brust.

Hör' deiner Füßchen Gang
Trippelnd und leise nah'n,
Fühle mit süßem Zwang
Sacht mich von dir umfah'n.

Jählings ein Sonnenstrahl
Weckt mich aus meinem Traum,
Zeigt mir mit grauser Qual
Rings einen öden Raum.

Gleitet im Flimmertanz
Dort von der Mauer ab,
Leuchtet voll Glut und Glanz
Hell auf ein kleines Grab.

Clara Hertzog.



Bühnenlieblinge der Gegenwart.

Das Mannheimer Hoftheater in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. J. Kruse.

(Nachdruck verboten.)

Man schrieb den 13. Januar 1872, als der Regimentsfeldscher Friedrich Schiller, der Kerkeratmosphäre der Stuttgarter Karlsschule für wenige Stunden enthoben, in Mannheim eintraf, um den glühendsten Wunsch seines jugendlichen Herzens, die Aufführung der „Räuber", erfüllt zu sehen. In der Kunststadt Karl Theodors, des Kurfürsten der Pfalz, blühte ein schöngeistiges Empfinden, trotzdem der Hof längst den Gestaden des Neckars Valet gesagt und in dem feucht-fröhlichen München eine neue Heimat gefunden hatte. Allein das mehr als ein halbes Jahrhundert währende Residenzspielen war an Mannheim nicht spurlos vorübergegangen, der kunstsinnige Hof hatte auf Schritt und Tritt die Spuren seiner Gönnerschaft zurückgelassen. Sammlungen waren erstanden, Bildhauer und Freskenmaler aus allen Weltgegenden zusammengeströmt, und ihnen allen hatte der Fürst, der hier in Mannheim fast ein neues Athen geschaffen, Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Schaffenskraft gegeben. Gleichsam als Vermächtnis schuf er, als er das ihm liebgewordene Mannheim verließ, das „Nationaltheater" im Jahre 1779 und berief zu dessen Leitung den Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, der für den dichterischen

Entwickelungsgang Friedrich Schillers eine so weittragende Bedeutung haben sollte. An ihn, den kunstsinnigen und als vorurteilsfrei bekannten Mann, wandte sich der jugendliche Poet, von dem er alles erhoffte, der das Schicksal seines Erstlingswerkes besiegeln sollte. Und Dalberg nahm die „Räuber“ an, ein Unterfangen, das für die damalige Zeit so beispiellos war, daß außer ihm wohl keiner es gewagt hätte, hatte doch das bereits im Druck vorliegende Werk einen Sturm der Entrüstung entfesselt. So klebte am 13. Januar 1782 — es war ein Sonntag — an den Straßen und Brunnenröhren Mannheims der Theaterzettel der „Räuber“, und in der Geschichte der Schauspielkunst klangvolle Namen waren die Träger der Hauptrollen. Boeck und Iffland, der Mime und Dichter, gaben den Karl und Franz Moor, und als dritter im Dreigestirn Beil den Schweizer, während die Rolle der Amalia in den Händen von Frau Toscani lag. „Wegen Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen,“ so hieß es am Schluß, und unter dem Zettel stand eine auf Dalbergs Veranlassung entworfene Ansprache an das Publikum. Nach einer kurzen Charakteristik der Personen heißt es: „Man wird nicht ohne Entsetzen in die innere Wirtschaft des Lasters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht töten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen her sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.“ Für diesen Abend war somit die Nationalbühne zu einer moralischen Anstalt erhoben. Dalberg hatte sich salviert, und Schiller zu den mannigfachen Konzessionen des Textes auch diese noch hinzugefügt. Aus der ganzen Umgegend von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt und füllten in angsterregender Menge den Raum. Die „Räuber“ in Mannheim sind oft der größte Theatererfolg genannt worden, den das deutsche Drama zu verzeichnen gehabt hat. Das waren

sie an jenem Nachmittag in den ersten drei Akten nicht. Das Publikum blieb kühl und ruhig, bis im vierten Akte Ifflands gewaltiges Spiel die Zuschauer zu glühender Begeisterung fortriß. Ein Augenzeuge schildert die Wirkung der den Bösewicht im fünften Akt ereilenden Nemesis folgendermaßen: „Das Theater glich einem Irrenhaus, rollende Augen, geballte Fäuste,



Das Hoftheater in Mannheim.

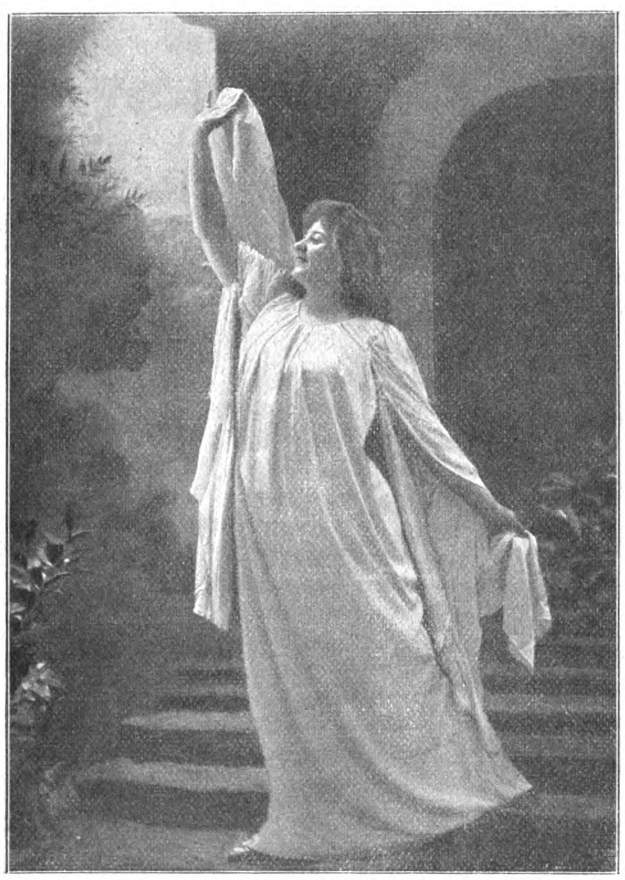
stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten einer Ohnmacht nahe zur Thür. Es war eine allgemeine Auflösung, wie ein Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht."

Schiller kehrte noch am selben Abend aus dem Paradies der Musen in seine Stuttgarter Fronfeste zurück. Aber das Mannheimer Nationaltheater, das mit der Erstaufführung der

„Räuber“ eine in der Geschichte der Schauspielkunst denkwürdige That begangen hatte, sollte mit dem Namen Schiller noch länger verknüpft bleiben. Hierhin kehrte er als „Theater-dichter“ 1784 zurück, hier gingen sein „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ wiederum zum erstenmal über die Bühne und brachten dem Dichter wie den Darstellern jubelnden Beifall. So ist die Geschichte des Mannheimer Theaters mit dem Dichterliebling des deutschen Volkes aufs engste verknüpft, hier hat er seinen Flug begonnen, hier die Stätte gefunden, die ihm Schwingen verlieh! Und mit dem Ruhm des Dichters stieg zugleich der Ruhm der Mannheimer Bühne. Das Triumvirat Iffland, Beil und Boeck bildete den Glanzpunkt nicht nur der Mannheimer, sondern der damaligen Schauspielkunst überhaupt und war vorbildlich für alle deutschen Bühnen. Mit dem Tode Dalbergs, der bis in sein hohes Alter an der Spitze der Mannheimer Bühne verblieb, mit Ifflands Weggang nach Berlin — die Unwetter des Krieges, die am Rhein niedergingen, vertrieben ihn — sank zwar der Stern des „National-theaters“, immer aber blieb es ein Institut, das dem deutschen Volke teuer geworden war durch seine Verkettung mit Friedrich von Schiller, und das, vom kunstsinnigen Empfinden der Bevölkerung getragen, auf der Höhe der Schauspielkunst verblieb. Jene historische Stätte, jener klassische Boden, an dem man unwillkürlich den Schritt anhält, ist heute gekennzeichnet durch die Postamente von Dalberg, Schiller und Iffland, die sich vor dem Theater auf freiem Platze erheben.

Aus dem ursprünglichen Nationaltheater ist mit dem Uebergange dieses Teiles des ehemaligen Kurfürstentums Pfalz an Baden ein „Hof- und Nationaltheater“ geworden, das im Wechsel der Zeiten Auf- und Niedergang der Stadt mitmachte. 1839 ging es in städtische Verwaltung über, ein bürgerliches Theaterkomitee leitete die Geschäfte. Diese demokratische Regierung hat sich als Nebenregierung noch bis auf den heutigen Tag erhalten; sie ist dem Großherzoglichen Theaterintendanten koordiniert, und während letzterer die künstlerische Leitung inne hat, ist das Komitee gleichsam der Finanzminister des Instituts. Populär im vollen Sinne des Wortes ist das Theater in Mannheim noch heute; noch heute bildet in der arbeitsamen Handels-

stadt das Theater den Angelpunkt aller geistigen Interessen, noch heute sind in der großen Kleinstadt Mannheim die Schau-



Anna Heindl, Primadonna.

spieler jedermann wohlbekannte Typen, die man gerne sieht, und die zu kennen schmeichelhaft ist. Es geht ihnen, wie den Couleurstudenten in den kleinen Universitäten, sie sind die

Herren der „Gesellschaft“. Die günstigen Pensionsbedingungen tragen dazu bei, der Bühne einen Stamm von Künstlern zu erhalten, so daß der stete Wechsel, wie er bei anderen Bühnen gang und gäbe, nicht so häufig ist. Traditionell steht im Vordergrunde der Leistungsfähigkeit das Schauspiel, während die Oper sich mehr oder minder von dem nährt, was die anderen Bühnen ihr lassen. Denn Ernst Kraus, den unvergleichlichen Tenor, Mödlinger, den Bassisten des Berliner Opernhauses, besaß einstens auch Mannheim und neben ihnen die berühmte Sopranistin Rosa Matura, die Barytonisten Knapp und Planck, Cäcilie Mohor mit ihrem gewaltigen Sopran. Das war, als Felix Weingartner noch am Mannheimer Theaterorchester den Taktstock schwang, dem dann später Paur und Recnizek, der Komponist von „Donna Diana“ und „Till Eulenspiegel“, folgten. Auch Lachner, der liebenswürdige Komponist, zierte einstens das Dirigentenpult, und neben ihm stand der jetzige erste Kapellmeister Ferdinand Langer, dessen Name durch die Kompositionen der Opern „Dornröschen“, „Pfeifer von Hardt“ und „Murilla“ längst bekannt geworden ist. In den Herzen der Mannheimer lebt die Erinnerung an all diese Männer, die sie einst ihr eigen nennen durfte, fort, — hier wird das Wort „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“ fast zu Schanden. Rührend wird das Andenken an einen der besten seines Faches, den unvergeßlichen Barytonisten Knapp bewahrt, dessen Hans Sachs in den „Meistersingern“ zu den hervorragendsten Darstellungen der Wagneropern gehörte. Wagner war in Mannheim von jeher zu Hause; hier begründete sein begeisterter Verehrer Carl Heckel den ersten deutschen „Richard-Wagner-Verein“, hierhin lenkte der Meister mit Vergnügen seine Schritte und schrieb seinem Freunde ins Stammbuch: „Jedes Glas hat seinen Deckel, und der Wagner seinen Heckel,“ hier wurde auf der Bühne wie im Musiksaal der Wagnerkultus von jeher getrieben. So zeigt auch das Repertoire alljährlich eine stattliche Zahl Wagnerscher Opern, und stets war man bemüht, gerade für diese Werke geeignete Kräfte zu engagieren. So wirkt seit nahezu zehn Jahren hier als eine der besten Vertreterinnen Wagnerscher Frauengestalten Anna Heindl, die aus ihrer österreichischen Heimat all den Liebreiz der Stimme und Erscheinung

mitbrachte, der sie hier so geschätzt gemacht hat. Seit einigen Jahren ist sie die Gattin eines Mannes, in dessen Adern trotz



Hermann Krug, Tenor.

seines bürgerlichen Berufes Theaterblut von väterlicher wie mütterlicher Seite aus rollt: der Tenorbuffo und jugendliche Komiker Rocke und die weitberühmte komische Alte Polyxena

Häußer waren seine Eltern. Bei trautem Familienglück ist Anna Heindl doch der Bühne treu geblieben, und schwer würde man auch ihren Fortgang missen. Ihr zur Seite steht der Heldentenor Hermann Krug, der am Konservatorium zu Sondershausen seine Ausbildung genossen und später an der Dresdner Hofbühne thätig war; man rühmt ihm nach, daß er unter allen lebenden Sängern das größte Wagnerrepertoire besitzen soll und vom Rienzi bis Tristan jede Wagnerpartie singen könne. Einen, wenn auch nicht sehr großen, aber doch außerordentlich ansprechenden Tenor besitzt Hans Rüdiger, der — als Mime einst für Bayreuth in Aussicht genommen — in seinen Glanzrollen David in den „Meistersingern", Georg im „Waffenschmied", Lobetanz usw. mit dem Wohllaut der Stimme ein prächtiges, ungezwungenes Spiel vereint. Auch der Barytonist Joachim Kroner ist als Figaro, Valentin, Kühleborn und in vielen anderen Rollen rühmlich zu nennen — daß er neben



Hans Rüdiger, Tenorbuffo.

dem Künstler den Menschen nicht vergessen hat, beweist die ihm jüngst verliehene Rettungsmedaille —, weiterhin der Baß-buffo Carl Marx mit seiner prächtigen Wiedergabe des Beck-messer, des Daland im „Fliegenden Holländer", des Barbier von Bagdad, der Bassist Wilhelm Fenten und viele andere mehr. Das „Ewig-Weibliche" im Opernensemble ist vor allem durch



Joachim Kroner, Baryton.

die Koloratursängerin Mella Fiora, die frühere Frau des Kapellmeisters Weintraub vom Stadttheater in Breslau, vertreten, die gerade in Erscheinung und Spiel eine vorzügliche Vertreterin ihres Faches ist, weiterhin durch die anmutige Soubrette Luise Fladnitzer, einen allerliebsten, neckischen Kobold, durch die Altistin Betty Kofler, deren ausgiebiges Organ in der Marie im „Waffenschmied", in der Rose Friquet, in „Undine" und vielen anderen Rollen vorzüglich zur Geltung kommt, durch

die jugendlich dramatische Sängerin van der Viever usw. So zeigt die Oper im großen und ganzen ein recht erfreuliches Bild künstlerischen Könnens. Die Mannheimer sind an sich wenig bescheidene Theaterbesucher, sie möchten vom Besten das Beste, können es noch immer nicht verschmerzen, daß ihnen Ernst Kraus genommen, und ziehen ihn wie ihre früheren Paladine bei der Beurteilung anderer jederzeit zum Vergleich heran. Aber trotz der enormen Subvention von über 200000 Mark, die die Stadt dem Theater jährlich gewährt, und trotz der vorzüglichen Leitung desselben und entsprechenden vollen Häusern ist es doch bei einem so großen Ensemble nicht möglich, in der Gagenfrage mit den Bühnen von Berlin, Dresden, Hamburg usw. zu konkurrieren. Ja, die Leitung hat den lieben Mannheimern eine Zeit lang rechte Sorgen bereitet, als Aloys Prasch, der Nachfolger des Intendanten Freiherrn von Stengel, nolens volens seine Stellung aufgab, um im Jahre 1895 den Direktorposten des „Berliner Theater“ zu übernehmen. Auch dort ist es ihm bekanntlich nicht geglückt, das Theater über Bord zu halten, und mit etwas gemischten



Luise Fladnitzer, Soubrette.

Gefühlen hat man ihn jüngst in Mannheim wieder begrüßen können — Herr von Liliencron brachte ihn in seinem „Bunten Ensemble“ mit. Als Prasch ging, war der Stadtväter Sorge um einen Mann ihrer Wahl groß: Sieger blieb in dem weniger heißen, als seitens der Gegenpartei tückischen Ringen Dr. August Bassermann, Mannheimer von Geburt, einer Patrizierfamilie entstammend, die neben einer Reihe von hohe Aemter bekleidenden Angehörigen auch schon mehrere Glieder dem Theater abgegeben hatte. So ist Albert Bassermann vom Deutschen Theater in Berlin ein Neffe des Intendanten, ein weiterer Neffe ein geschätzter Sänger am Darmstädter Hoftheater, kurzum etwas Theaterblut steckt in der sonst so vom Scheitel bis zur Sohle korrekten Familie. Dr. August Bassermann ist ein Schüler Laubes, war lange Jahre an den verschiedensten Bühnen thätig und widmete sich zuletzt ganz den Ausführungen des Devrientschen „Gustav-Adolf-Festspieles“, die ihn wohl ziemlich durch ganz Deutschland führten. Ihn begleitete damals auf diesem Wanderzuge die frühere Salondame des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, Sofie Hauser-Burska, die ihm eines Tages — es werden jetzt wohl etwa zwei Jahre sein — aus den künstlerischen Fesseln eheliche bereitet hatte. Der Mannheimer high life rieb sich erst verwundert, dann mit einem Gemisch von verletzter Eitelkeit und hochmütigem Nasenrümpfen die Augen: Die Töchter des Landes wären immer noch trotz des „besten“ Mannesalters, in dem sich August Bassermann befand, bereit gewesen, mit ihm die Bürden der Großherzoglichen Hoftheaterintendanz zu teilen, allein er hatte trotz seines sonstigen Entgegenkommens gegen die Mannheimer Schlotbarone dieses Mal sie nicht gefragt. So zog sie



Intendant Dr. A. Bassermann.

ins Land, die Intendantin im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie müht sich vielleicht manchmal sogar zu viel ab, das Getriebe des Theaters mit dem von früh an künstlerisch geübten Auge zu durchblicken. Im übrigen ist sie eine liebliche Erscheinung, die stattlich neben dem etwas ernst dreinschauenden Gemahl einherschreitet. Bassermann fand, als er 1895 nach Mannheim als Intendant zurückkehrte — er war als Schauspieler eine Zeit lang bereits hier thätig gewesen — abgesehen von den unter Prasch etwas zerfahrenen finanziellen Verhältnissen in künstlerischer Hinsicht einen guten Boden vor, vorzügliche Vertreter ihres Faches hielten den Ruf der Mannheimer Bühne aufrecht. So vor allem der Regisseur des Hof- und Nationaltheaters Hermann Jacobi, den Robert Hessen in seinem außerordentlich lesenswerten „Goldenen Buche des Theaters“ einen „Veteran, den ein ganzes Geschlecht als ausgezeichneten Shakespeare-Darsteller bewunderte“ nennt. Siebenunddreißig Jahre wirkt er bereits in Mannheim, wohin er seiner



Hermann Jakobi, Charakterdarsteller.

Zeit vom Hamburger Thaliatheater kam. In den Rollen des Narciß, Mephisto und Perin errang er im Jahre 1864 bei seinem Gastspiel stürmische Erfolge, und in seiner vielseitigen künstlerischen Entwickelung ist er nunmehr hauptsächlich zum Fach der humoristischen Väter gelangt. Seine Wiedergaben des Franz Moor, der Shakespearegestalten Shylock, Richard II. und III., Falstaff standen auf der Höhe schauspielerischen Könnens, jetzt tritt er als Lustspielvater, als Doktor Claus, als Hofmarschall im „Geheimen Agent“, als Crusius in „Großstadtluft“, Miller in „Kabale und Liebe“ auf, und auch heute noch, wo er ein hoher Sechziger ist, merkt man ihm den einstigen großen Schauspieler an. Seine Gattin, bis vor kurzer Zeit als bürgerliche Mutter auch Jahrzehnte lang am Mannheimer Theater gewesen, hat sich jetzt ins Privatleben zurückgezogen.



Hanna von Rothenberg.
Heldenmutter.

Zu der bewährten „Garde“ des Theaters gehört auch Hanna von Rothenberg, die seit nunmehr siebzehn Jahren als Vertreterin der Heldenmütter, bezw. in Lustspielen der Anstandsdamen thätig ist. In Linz geboren als Tochter des Generals von Sachse-Rothenberg — sie ist nebenbei auch eine Verwandte von Bertha von Suttner — hatte sie große Kämpfe mit ihrer Familie zu bestehen, ehe sie ihren Entschluß, zur Bühne zu gehen, ausführen konnte. In Würzburg begann sie ihre Laufbahn, um nach Engagements in Königsberg und Graz nach Mannheim zu kommen, wo sie seitdem eine immer gern gesehene und auch gesellschaftlich allbeliebte Schauspielerin geblieben ist. Sie ist eine vorzügliche Vertreterin der Fürstin in der „Braut von Messina“, der Elisabeth in „Maria Stuart“, der Margarethe von Parma im „Egmont“, eine glänzende Darstellerin auch in modernen Stücken — Frau Alving in den „Gespenstern“ —,

die sie auch auf mannigfachen Gastspielen mit außerordentlichem Erfolge gespielt hat. Einen im Jahre 1901 an sie ergangenen Ruf an das Hoftheater in Dresden hat sie, die in Mannheim heimisch geworden, abgelehnt. Auch Toni Wittels, die sentimentale Liebhaberin, ist nunmehr schon zwölf Jahre hier und hat wohl fast ihr geliebtes Wien, dem sie entstammt, vergessen. Als Schülerin des Hofburgmitgliedes Fritz Krastel, der übrigens von Geburt auch ein Mannheimer ist, kam sie und eroberte sich in kurzem die Sympathien der Mannheimer Bevölkerung. Ihr seelenvolles Spiel, ihre anmutige Erscheinung machen sie zu einer außerordentlich geeigneten Vertreterin ihres Fachs, und als Julia, Hero, Clärchen im „Egmont", als Luise Miller, als Hanne im „Fuhrmann Henschel" erfreut sie immer von neuem durch künstlerische Auffassung und Spiel. Toni Wittels hat ruhmvolle Vorgängerinnen in ihren Rollen am Mannheimer Theater gehabt, ich erinnere nur an Ellen Franz, die jetzige Freifrau von Heldburg und Gemahlin des Großherzogs von Sachsen-Meiningen. Von den Herren gehören Alexander Köckert und Paul Tietsch ebenfalls zu dem Stamm der Mitglieder.

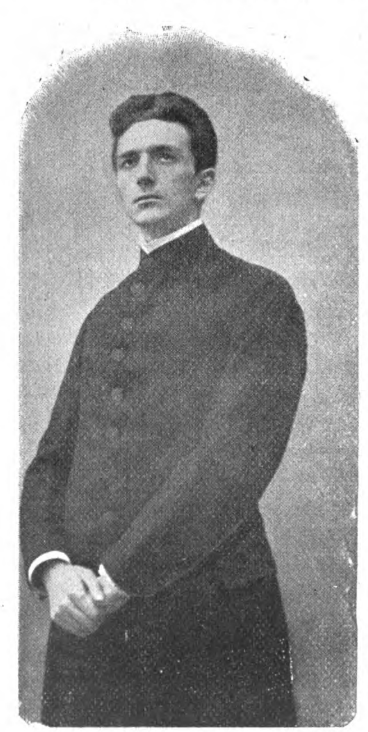


Alexander Köckert, Bonvivant.



Toni Wittels, sentimentale Liebhaberin.

Köckert ist ein Sohn des bekannten Weimarer Hofschauspielers, dort genoß er seine künstlerische Erziehung, dann kam er nach mannigfachen Wanderzügen zum süddeutschen Hoftheater-Ensemble, an die Hofburg nach Wien, und schließlich als erster Bonvivant nach Mannheim. In Köckert spiegelt sich die ganze Verve seiner Rollen wieder, er ist mit Leib und Seele Schauspieler, ein hervorragender Darsteller vor allem des Reif-Reiflingen, des Werhahn im „Biberpelz", des Horst in „Komtesse Guckerl", des Babbs in „Charleys Tante" und vieler anderer Rollen, ist ein glänzender Gesellschafter, der überall gern gesehen ist, der früher wenigstens — jetzt ist er ein ehrsamer Familienvater — zu jedem tollen Streich aufgelegt war. Er hat eine glänzende Zukunft als Charakterkomiker, von ihm sagte Possart, „er wäre der beste jugendliche Komiker geworden, wenn er das Fach immer gespielt hätte". Paul Tietsch, der auch schon seit einer Reihe von Jahren dem hiesigen Verbande angehört, ist ein sehr guter erster Chargenspieler, dessen vorzügliche Charakterisierungskunst Rollen, wie den Sekretär Engelbert in „Cornelius Voß", den alten Heinicke in der „Ehre", den Klosterbruder im „Nathan den Weisen" geradezu zu Kabinettsleistungen gestaltet. Daß man ihm auch große Rollen anvertrauen kann, beweist seine Wiedergabe des Fuhrmann Henschel.



Hans Godeck, Charakterdarsteller.

Neben diesen, bereits eine geraume Zeit wirkenden Schau-

spielkräften stehen eine Reihe anderer, die teilweise auch schon Jahre lang sich in der Gunst des Publikums erhalten. Vor allem ist hier zu nennen Hans Godeck, der ebenso talentvolle, wie vielseitige Vertreter der modernen Richtung der Schauspielkunst, dessen Wiedergabe des Kaplans in der „Jugend", des Johannes Vockerath in „Einsame Menschen", des Elimar in „Eva" von Voß, des Boris Menski in „Hans Huckebein", des Hagen in den „Nibelungen" geradezu meisterhaft genannt werden können. Godeck ist ein Sohn des bekannten früheren Meininger Hofschauspielers, seine Erziehung fällt in die Blütezeit der Meininger, sein Talent, besonders für die modern-realistische Auffassung, entwickelte sich unter Meßthaler und später unter Drach in München. Sein Verbleiben an der Mannheimer Bühne dürfte leider nicht mehr lange währen, höhere Ziele führt er im Sinn, seine Jugend bestimmt ihn dazu. Als Partnerin steht ihm in vielen Rollen würdig zur Seite die jugendliche Sentimentale Helene Burger, ebenfalls ein Wiener Kind, beide werden sich vielleicht am Deutschen Theater in Berlin wiederfinden.



Lucie Lissel, erste Liebhaberin.

Und nun zur Salondame und ersten Heldin Lucie Lissel. Eine Bühnenerscheinung ersten Ranges, deren imposanter Eindruck erhöht wird durch ein Raffinement der Toilettenpracht, wie sie selbst in den Annalen der Schauspielkunst wohl einzig dasteht. Kraft ihrer Bühnenerscheinung hat sie mannigfache Anträge an die Hoftheater von München, Stuttgart usw. erhalten, aber vorläufig Mannheim den Vorzug gegeben. Von weiteren Darstellern seien noch genannt der erste Held Götz, der jugendliche, außerordentlich sympathische Held Köhler, der Charakterspieler Christian Eckelmann und seine Frau, die Vertreterin der Naiven, die Darstellerin

der bürgerlichen Mütter Betty l'Arronge, eine Schwester des gleichnamigen Berliner Theaterdirektors, und vor allem der vorzügliche Komiker Emil Hecht. Nach einer langjährigen, einflußreichen Stellung am Hoftheater in Kassel rief ihn Prasch nach Mannheim und gewann ihn so lieb, daß er ihn mit nach Berlin ans Berliner Theater nahm, wo er unter anderem einen glänzenden Erfolg als Knoppe in der alten Posse „Die Maschinenbauer“ hatte. Von glänzenden Anerbieten gelockt kam er nach Mannheim wieder zurück; sein unverwüstlicher, vielleicht mitunter etwas zu derber, aber immer einschlagender Humor macht ihn zum Liebling des Publikums, und seine Hauptrollen: Hasemann, der alte Weigel in „Mein

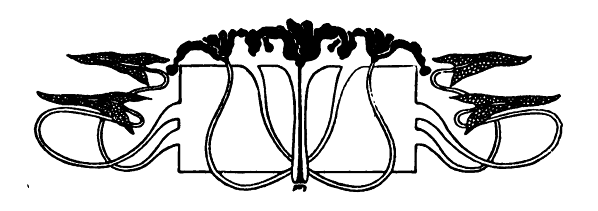


Emil Hecht, Komiker.

Leopold", Giesecke im „Weißen Rößl", Striese im „Raub der Sabinerinnen" bringen Lacherfolge elementarster Natur.

So ist auch heute noch das Mannheimer Hof- und National-theater doch eine Stätte geblieben, die als würdige Repräsentantin ihrer ehemaligen Bedeutung dasteht und in ihrem künstlerischen Streben und ihrer künstlerischen Leitung neben den ersten Bühnen genannt werden darf.





Aussterbende Menschenfresser.

Von Dr. **Walther Friedrichsen.**

(Nachdruck verboten.)

er furchtbaren Katastrophe auf den schönen Inseln des westindischen Archipels, den vulkanischen Ausbrüchen auf Martinique und St. Vincent, sind auch zum größten Teil die Reste eines seit Jahrhunderten dort ansässigen Naturvolkes zum Opfer gefallen, der Karaiben oder Kariben, die einst Menschenfresser waren und dem Worte „Kannibalen" den Ursprung gegeben haben. Die Kariben der kleinen Antillen waren die ersten Bewohner der neuen Welt, mit denen Kolumbus in Berührung kam, und ebenso, wie man irrtümlich, in der Annahme, das ersehnte Indien im fernen Osten erreicht zu haben, das Wort „Indianer" bildete, beruht auch die Bezeichnung „Kannibale" auf einem Mißverständnis, indem die spanischen Entdecker statt „Karibal" oder „Karibe" fälschlich „Kanibal" hörten.

Für den Europäer verbindet sich mit dem Begriff des Kannibalismus stets etwas Widerliches, Ekelerregendes. Und doch war der Genuß von Menschenfleisch einst weit verbreitet, und man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sogar unsere urältesten Vorfahren ihm frönten; hat man doch an den Küsten Dänemarks, Frankreichs, Englands und Schottlands

in den Ueberresten vorgeschichtlicher Herdfeuer, unter den Speiseabfällen von Völkern aus der Steinzeit, neben Muscheln, Fischgräten und allerlei Tierknochen auch Menschenknochen gefunden, die zur Gewinnung des Markes gespalten waren. Von seiner einstigen Verbreitung hat der Kannibalismus gegenwärtig natürlich sehr viel eingebüßt. Man findet ihn nur noch bei den Botokuden, bei einzelnen Völkern im Innern Afrikas, in Südamerika im Gebiet des Amazonenstroms und bei den Feuerländern und schließlich noch auf einigen einsamen Südseeinseln, aber in Mexiko und auf den westindischen Inseln, wo er einst unzählige Opfer verlangte, ist er selbstverständlich schon lange erloschen.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas waren freilich die Kariben sehr eifrige Menschenfresser. Trotzdem waren sie ein liebenswürdiges Naturvolk, das den fremden Eindringlingen freundlich und harmlos entgegenkam: der Kannibalismus erscheint nämlich durchaus nicht so abschreckend, wenn man sich seine Ursachen vergegenwärtigt. Weder Nahrungsmangel noch ein irregeleiteter Geschmack führte jene Völker zum Menschenfressertum; man hat es vielmehr nur mit einem schließlich nicht sehr überraschenden Aberglauben zu thun, denn wenn der Kannibale seinen Feind, den er im Kampf getötet, nachher verzehrt, so thut er das nur, weil er dabei den felsenfesten Glauben hegt, daß dadurch alle Kraft und Stärke, die jener besessen, auf ihn übergehe.

Eine eigentliche Geschichte haben die Kariben nicht. Eine Schrift kannten sie nicht, die Schicksale ihres Volkes wurden nur von Mund zu Mund überliefert, und so kann man sich nur an das halten, was sie den spanischen Entdeckern erzählten. Das ist wenig und noch dazu sehr Ungewisses. Jedenfalls aber kann man annehmen, daß die Kariben sich etwa sechs Jahrhunderte vor Kolumbus' Landung auf den Antillen angesiedelt haben, wohin sie vom südamerikanischen Festlande auf ihren kleinen Segelbooten, den Kanoes, gekommen waren. Ueber die Gründe, die sie zum Verlassen ihrer ursprünglichen Heimat bewogen, berichten sie selbst sehr abweichend. Vielleicht waren Eroberungslust und der Wunsch, die schönen, blühenden Inseln zu besitzen, die Hauptmotive zu ihrem Auszug. Sie hatten

sich ihr neues Vaterland aber erst zu erobern; dort wohnten die Arrawaken, ein tapferer, kriegerischer Volksstamm. Insel nach Insel eroberten sich die Eindringlinge; die ursprünglichen Bewohner wurden besiegt und total vernichtet. Nur den Frauen wurde das Leben geschenkt, aber sie mußten die Weiber der Sieger werden. Das erklärt die an und für sich auffallende Erscheinung, daß die Kariben sich noch heute zweier verschiedener Sprachen bedienen; die eine ist für die Männer, die andere für die Frauen bestimmt, und diese letztere stellt wohl die Reste der Sprache der untergegangenen Arrawaken dar.

Auch nach der Eroberung der Antillen blieben die Kariben ein Kriegervolk, das von Zeit zu Zeit große Kriegszüge unternahm, im Anfang, um ihr neues Vaterland zu schützen, späterhin aus reiner Lust am Kriegshandwerk. Meistens wurde bei einem ihrer zahlreichen Feste, wenn die allgemeine frohe Stimmung den Mut erhöht hatte, der Plan zu einem neuen Auszuge gefaßt und dann auch gleich die Zurüstungen besprochen. Gleich am nächsten Tage begann jeder waffenfähige Mann damit, seine Keule, Lanze, Bogen und Pfeile in stand zu setzen, die Schiffe wurden segelfertig gemacht und Vorrat an Lebensmitteln beschafft. Schließlich erfolgte der Aufbruch; auch ein Teil der Frauen wurde mitgenommen, um das Essen zuzubereiten und während des Kampfes die Schiffe zu bewachen. Man segelte von einer Insel zur andern; auf jeder wurden Verbündete angeworben, bis sich schließlich eine bedeutende Flotte zusammengefunden hatte. Möglichst heimlich landete man im Gebiet des Feindes. War es nicht möglich, die feindlichen Dörfer unversehens zu überrumpeln, dann wurde das Unternehmen gewöhnlich aufgeschoben; die Kariben liebten es nicht, die Feindseligkeiten mit offenem Kampf zu beginnen. War aber der Streit erst einmal im Gange, dann bewies jeder einzelne Mann eine bewundernswerte Kühnheit. Nach Möglichkeit machte man Gefangene, die sofort auf den Booten in Fesseln gelegt wurden. Sie wurden sämtlich in die Heimat mitgeführt; dort wurden die männlichen Gefangenen beim Siegesfest getötet und verzehrt, die Weiber und Kinder behielt man als willkommene Sklaven.

Die geistigen Fähigkeiten der Kariben waren nicht sehr

bedeutend, ihr Zahlenbegriff z. B. überschritt wohl kaum die Zwanzig. Sie mußten sich deshalb eines merkwürdigen Verständigungsmittels bedienen, wenn sie irgend einen entfernten Tag, besonders für ihre Kriegszüge, festsetzen wollten. Jeder Mann brachte zum Beratungsplatz einen Holzstab mit; alle schnitten dann gleichzeitig eine Kerbe nach der anderen darin ein, soviel Kerben, als sie Tage zu ihren Vorbereitungen für nötig hielten. Jeden Morgen schnitt dann der Krieger eine von den Kerben weg, bis mit der letzten der Tag zum Aufbruch angebrochen war. Das erinnert an die Gewohnheit deutscher Kinder, die letzten Tage vor Weihnachten durch Kreidestriche neben dem Bett zu bezeichnen, von denen dann jeden Morgen voll froher Erwartung einer fortgelöscht wird.

Diesem kindlichen Standpunkt entsprechend waren auch die religiösen Vorstellungen der Kariben. Böse und gute Geister beherrschten die Welt. Den guten, die im blauen Himmel wohnten, brachte man Blumen und Früchte zum Opfer; im übrigen kümmerte man sich nicht weiter um sie, man hatte viel mehr Furcht vor den bösen Geistern, die unter ihrem Herrscher Maboya, dem Teufel, in den dunklen Wäldern wohnten und Krankheit, Ungemach und böse Träume über die Menschen brachten. Ihren schlimmen Einfluß zu schwächen, war die Hauptaufgabe der Priester, die ihre wichtige Stellung jedenfalls sehr ausnutzten. Nach dem Glauben der Kariben hieß der erste Mensch Luko; er schuf alle anderen Menschen und auch die Tiere, denen er einen schönen, großen Garten hinterließ, wo Mais, Maniok und alle möglichen Früchte im Ueberfluß wuchsen. Die Nachkommen Lukos aber ließen den Garten zu Grunde gehen, denn sie verstanden weder zu säen, noch zu ernten. Zuletzt lebten sie wie die Tiere im Walde, ohne Obdach und Kleidung, und ernährten sich nur an wild wachsenden Kräutern. Ein hochbetagter Greis unter ihnen geriet über diese Lebensart in Verzweiflung, bittere Thränen weinend, beklagte er das Elend seines Volkes. Da kam Luko vom Himmel zu ihm herab, tröstete ihn, lehrte ihn Bäume fällen und Hütten bauen und schenkte ihm eine Wurzel, die, wie er sagte, kein Tier berühren würde, sobald sie in die Erde gepflanzt sei, und die den Menschen zur Nahrung dienen sollte. Das war der Maniok, die von den

Kariben am meisten angebaute Pflanze, die ihnen mannigfachen Nutzen gewährte. Der Greis pflanzte die Wurzel ein, und als er nach neun Monaten wieder nach der Pflanze sah, da fand er, daß sie große und starke Wurzeln getrieben hatte. Die Kariben meinen, daß der Greis auch schon nach drei Tagen den Maniok reif gefunden hätte; weil er so spät nachgesehen hätte, so wären auch jetzt noch neun Monate zur Reife nötig.

Die Kariben waren schlank gewachsene, kräftige Menschen. Sie hatten ein rundes und vollwangiges Gesicht; zwei geschlossene Reihen vollkommen weißer Zähne schmückten ihren Mund. Ihre Hautfarbe war olivenbraun, ihre Augen waren ein wenig klein, aber leuchtend schwarz und von durchdringendem Blick. Ihre Stirn und die Nase hatten eine stark nach hinten gebogene Form, die sie künstlich hervorbrachten. Den neugeborenen Kindern nämlich schnürte die Mutter den Kopf zwischen zwei Brettchen, die mit Stricken von Tag zu Tag mehr zusammengezogen wurden. So flachten sich allmählich Kopf und Nase ab und der Schädel wurde so hart, daß die erobernden und plündernden Spanier, wie überliefert ist, oft nicht imstande waren, den sich verteidigenden Unglücklichen mit dem Degen das Haupt zu spalten.

Einen eigentlichen Staat bildeten die Kariben nicht. In den Dörfern hatte der Aelteste die Gewalt, der Herr des ganzen Stammes war der Kazike. Er war in Friedenszeiten der Regent und im Kriege der Oberbefehlshaber. Ein Gerichtsverfahren gab es nicht, da Diebstahl oder schwerere Verbrechen nicht vorkamen. Mord wurde von den Blutsverwandten des Erschlagenen mit dem Tode gerächt.

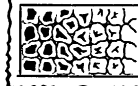
Das Familienleben war einfach. Alle Beschäftigungen, die auf Küche und Haushalt Bezug hatten, besorgten die Frauen. Sie mußten die Gärten bebauen, das Haus in Ordnung halten, die Baumwolle für den Gebrauch der Familie spinnen und außerdem ihre Männer kämmen und einölen. Große Feste, die alle Bewohner des Dorfes versammelten, unterbrachen das einförmige Leben.

Ein einfaches, unschuldiges, beschaulich ihre Tage verbringendes Volk waren die Kariben. Mit dem Erscheinen der

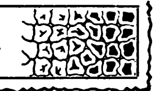
—

Europäer nahmen auch sie andere Sitten an. Die alten Traditionen wurden vergessen und der Kannibalismus aufgegeben, aber im allgemeinen hat doch die Civilisation ihnen wenig Segen gebracht. Die Tage jenes Volkes sind gezählt, die furchtbare Vulkankatastrophe hat viele Tausende Kariben vernichtet. Und es ist merkwürdig, daß eine ihrer alten Legenden erzählt, ihr Volk würde einst durch Feuer untergehen.





Deutsche Dichtergrüße.



Am Flusse.

Von Heinrich Zeise.

Sinnend saß ich an dem Flusse,
Ringsum tiefe Ruh.
Sah dem brausenden Ergusse
Seiner Wogen zu.

Sah, wie eine nach der andern
Mir vorüber schoß,
Rastlos dann im ew'gen Wandern
Stürmisch weiter floß.

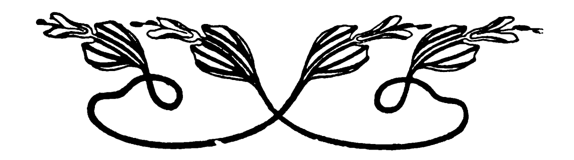
Bis sie früher oder später
Wieder aufwärts steigt,
Und sich unserm Blick als Aether
Oder Wolke zeigt,

Die vom Himmelsdom, dem blauen,
Tröpfelnd niederfließt,
Die auf Flur und dürre Auen
Reichen Segen gießt.

Auch dein Leben gleicht der Welle,
Das bei Sturm und Wind,
Das mit nie geahnter Schnelle
Dir vorüber rinnt.

Laß es nur auf dürre Auen,
Jener Wolke gleich,
Himmelstropfen niedertauen,
Mild und segensreich.





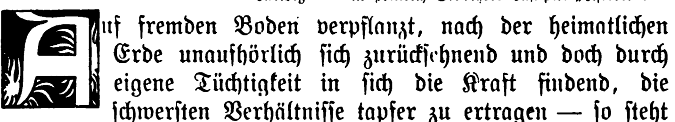
Lise Lotte, Herzogin von Orleans.

Historische Erzählung von **Norbert von Altern.**

(Nachdruck verboten).

„Wenn man stets nur die Sprache der Schmeichelei um sich hört, dann ist es eine Herzenserquickung, auch einmal die Sprache der Wahrheit und der Natur zu vernehmen!“

Ludwig XIV. in Heinrich Stobitzers Lustspiel „Liselott'“.



Auf fremden Boden verpflanzt, nach der heimatlichen Erde unaufhörlich sich zurücksehnend und doch durch eigene Tüchtigkeit in sich die Kraft findend, die schwersten Verhältnisse tapfer zu ertragen — so steht Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die nachmalige Herzogin von Orleans, vor uns, ein Muster edelster Frauentugend, ein Vorbild deutscher Gesinnung. In einer Zeit, wo deutsches Wesen auswärts und im eigenen Lande nicht hochgeschätzt war, hat diese Fürstin trotz ihrer Verpflanzung in eine ihr fremdartige Welt sich die Liebe zu ihrer deutschen Heimat und zum deutschen Wesen frisch und jugendkräftig bewahrt bis in ihre letzten Tage. Nicht hat sie der „Sonnenkönig“, Ludwig XIV., der in seiner Person den Grundsatz: „Der Staat — das bin ich“ verkörperte, nicht hat sie der Glanz seines Hofes zu blenden vermocht: aber mit dem Lichte, das ihr eigenes Wesen ausstrahlte, war es ihr bestimmt, selbst noch einige Sonnenstrahlen zu bringen in den düsteren Lebensabend des verbitterten Monarchen.

Geboren zu Heidelberg am 7. Juli 1652 — also vor 250 Jahren — war Elisabeth Charlotte oder, wie sie zu Hause

immer genannt wurde, Lise Lotte, die einzige Tochter Karl Ludwigs, des Kurfürsten von der Pfalz, aus seiner ersten Ehe mit der hessischen Prinzessin Charlotte. Diese Ehe war nicht glücklich und wurde schon nach wenigen Jahren getrennt. Der Vater vermählte sich nun „zur linken Hand" mit der anmutigen und liebenswürdigen Hofdame Baronesse Marie Luise von Degenfeld, die ihm eine Reihe reichbegabter Kinder schenkte. Die Mutter, die bald nach der Scheidung Heidelberg verließ und nach Kassel zurückkehrte, blieb Lise Lotte eine treue Mutter und die nächste weibliche Vertraute, bis sie die Augen schloß. Aber auch die Stiefmutter that alles, um sich ihre Liebe zu verdienen, und die neuen Geschwister hingen ihr mit großer Zärtlichkeit an. Ein ansehnlicher Teil ihres späteren Briefwechsels, ja die herzlichsten Ergüsse ihrer Empfindungen sind an eine dieser Halbschwestern, die Raugräfin Luise, gerichtet.

So verliefen die Tage ihrer Kindheit im allgemeinen glücklich. Nur mit Puppen wollte sie nicht gern spielen; mehr Spaß machte es ihr, mit Degen und Flinten umzugehen. Schon als fünfjähriges Mädel äußerte sie ein so ungewöhnlich lebhaftes und feuriges Temperament, daß man ihrer Ausgelassenheiten wegen ihr den drolligen Namen „Rauschen-platten-Knechtchen" gab, dessen sie sich noch oft in ihren spätesten Briefen erinnert, klagend, daß sie jetzt in ihrem hohen Alter diesen Namen leider nicht mehr verdiene, da es mit dem rauschenden, wilden Wesen nun vorbei sei und die lustigen Sprünge ihrer Jugend sich in gar langsame und bedächtige Schritte verwandelt hätten. Bei all dieser übersprudelnden Lebendigkeit blieb aber die Wurzel ihres Charakters gut und tüchtig, und der kräftig heitere Humor, der sich so früh schon in den Spielen und Scherzen ihrer Kindheit verriet, ward ihr zu einem treuen, wohlthätigen Begleiter durch ihr ganzes künftiges Leben, in dessen trübsten Tagen und heftigsten Stürmen sie doch nur selten auf lange Zeit ihre gute Laune verlor.

Viele Eigenschaften ihres Vaters, der sie übrigens, wohl infolge der gefühlten Seelenverwandtschaft, mit sichtbarer Vorliebe behandelte, waren auf sie übergegangen: vor allem die derbe, naturwüchsige Art, dabei die gesunde Wahrhaftigkeit, die die Dinge kurzweg beim Namen nannte und unfähig war, auch

nur ein unwahres Wort auszusprechen, aber auch das Aufbrausende, das Heftige des Temperaments, auch die jähen Launen, die rasch kamen und rasch vergingen, das alles war ein Erbteil des Vaters oder „unseres gestrengen Herrn Vaters selig", wie es in ihren späteren Briefen regelmäßig heißt.

Als der Konflikt mit der Mutter ausbrach, wurde sie zu ihrer Tante Sophie, der Mutter König Georgs I. von England, der Ahnin des jetzt regierenden Königs Eduard, nach Hannover geschickt, wo sie bis zu ihrem neunten Lebensjahre blieb. Auch dort hat sie glückliche Tage verlebt, eine tüchtige Erzieherin und zugleich eine treue Freundin gefunden, die ihr jahrelang die letzte alte Bekannte aus ihrem erlöschenden fürstlichen Stamm gewesen ist; hier hat sie sich jene physische und sittliche Gesundheit bewahrt und gekräftigt, die damals an deutschen Höfen anfing, seltener und seltener zu werden.



Hermine Körner, die Darstellerin der Lise Lotte am Kaiser-Jubiläumstheater in Wien.

Nach Heidelberg zurückgekehrt, wuchs sie im Elternhause zur Jungfrau heran. Lange schien ihr selbst der Gedanke einer Vermählung fern zu liegen, und als verschiedene Bewerber kamen, wußte sie auf scherzhafte Weise die Bewerbung abzulehnen. In ihrem achtzehnten Jahre sollte sie mit dem jungen Herzog von

Kurland, dessen Eltern diese Verbindung wünschten, vermählt werden. Da dieser aber eine leidenschaftliche Liebe zur Prinzessin Maria, einer Tochter des Herzogs Ulrich von Württemberg, gefaßt hatte, so drang sie, als er auf seiner Reise nach Frankreich durch Heidelberg kam, zu seinem freudigsten Erstaunen auf das Nachdrücklichste in ihn, diesem Rufe seines Herzens zu folgen und dem Willen seiner Eltern mit aller Festigkeit entgegenzutreten. Ihr Bruder (aus der ersten Ehe des Vaters, den er nur um wenige Jahre überlebte) wünschte hierauf, daß sie den Markgrafen von Durlach, der im Begriff war, um sie anzuhalten, heiraten möchte, aber sie äußerte in einem Briefe, daß sie durchaus keine Zuneigung zu ihm habe fassen können, weil er ein affektierter Narr sei und sie schlechterdings kein geziertes Wesen leiden könne; als er sie nun durch seinen Leibarzt fragen ließ, ob er seinem Vater gehorchen und eine Prinzessin von Holstein heiraten solle, da gab sie ihm die schriftliche Antwort, daß er dem Rate seines Herrn Vaters ja folgen und alle Absichten auf ihre Hand aufgeben möge, da sie nichts anderes thun könne, als ihm für seine Anfrage herzlich zu danken. So forderte sie hier einen Sohn zum Gehorsam und dort einen andern zum Widerstand gegen seine Eltern auf, um einer ehelichen Verbindung auszuweichen.

Ein Jahr später sollte sich ihr Schicksal erfüllen. Herzog Philipp von Orleans, Bruder des Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., hielt um sie an. Seine erste Gemahlin, Henriette von England, war ein Jahr vorher als ein Opfer der französischen Hofkabale an einer Vergiftung gestorben. Diese seine zweite Wahl war lediglich ein Werk der Politik und hatte ihren Grund in der unersättlichen Herrschsucht und dem Ehrgeiz Ludwigs XIV. Diesem Monarchen war es nicht verborgen geblieben, daß die einzige Hoffnung des kurpfälzischen Hauses nur noch auf dem schwachen und kränklichen Prinzen Karl beruhte. Eine Verbindung seines Bruders mit der pfälzischen Prinzessin eröffnete ihm daher die Aussicht, nach Karls Tode sich für den Herzog von Orleans der Erbschaft dieses Hauses bemächtigen und festen Fuß am Rhein fassen zu können, um sich dadurch den Weg zur weiteren Unterwerfung Deutschlands zu bahnen. Der Kurfürst von der Pfalz glaubte dagegen, die Verheiratung

seiner Tochter mit dem einzigen Bruder des mächtigsten Monarchen seiner Zeit nicht von sich weisen zu dürfen. Frankreich war damals der vorherrschende, gefürchtetste und bewundertste Staat von ganz Europa; der Ruhm des großen, von seiner Nation abgöttisch verehrten Ludwig erscholl aus jedem Munde. Mit diesem mächtigen Fürsten und seinem glänzenden Hofe in nahe Verbindung zu kommen, mußte der Eitelkeit eines kleinen deutschen Kurfürsten schmeicheln, und so ward auch diese Prinzessin, wie so viele andere Fürstentöchter alter und neuerer Zeiten, das traurige Opfer der Politik.

Alles, was ihr teuer war, mußte sie aufgeben, die Heimat, an der ihr Herz hing, den Glauben, für den ihre Ahnherren gelitten, die in der deutschen Art wurzelnden Gewohnheiten des Lebens, Denkens, Empfindens. In eine Welt vornehmsten, glänzendsten Prunkes wurde ein frisches, trotziges Naturkind hineingestellt, das durchaus nicht den geringsten Respekt vor all diesen Herrlichkeiten hatte; in eine Welt, die ihre innere Unsittlichkeit mit den elegantesten äußeren Formen zu umkleiden suchte, trat sie ein, diese gesunde, derbe, wahrheitsliebende Natur; in eine Welt zierlichster Hofetikette, wo alles nach dem Willen eines Einzigen zugeschnitten, die Menschen künstlich dressiert, selbst die Gärten nach bestimmten regelmäßigen Formen zurechtgeschnitten waren, kam sie, eine Natur, die gewohnt war, sich gehen zu lassen, und die aus einer Umgebung kam, wo dies als ehrenhaft und anständig galt; in eine Welt tiefer Verlogenheit sie, eine Natur, deren Kern Wahrhaftigkeit war, Wahrhaftigkeit bis aufs äußerste, die, wenn es das Leben gekostet hätte, keiner auch nur leise schonenden Unwahrheit fähig gewesen wäre.

Und wie war der Gatte dieser ehrlichen deutschen Frau? Ein zierliches, süßes, feines Herrchen, wie sie zu Dutzenden am Versailler Hofe herumliefen, ein Mann ohne Charakter, ohne selbständigen Geist, weit zurückstehend hinter seinem Bruder, nach dem er sich sklavisch richtete, und allen Lastern ergeben. Lise Lotte selbst schildert ihn in einem Briefe folgendermaßen: „Monsieur sah nicht unnobel aus, war aber sehr klein, hatte pechschwarze Haare, Augenbrauen und Augenlider, große braune Augen, ein gar lang und schmal Gesicht, eine große Nase, einen

gar zu kleinen Mund und häßliche Zähne, hatte mehr weibliche als Mannesmanieren an sich, liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als Spielen, Cercle halten, gut essen, tanzen und geputzt sein, mit einem Wort, alles, was die Damen lieben. Er hat mir auch immer Rot auf die Backen gelegt, und wenn ich einmal im hohen Staate erschien, so hatte er jedesmal meinen ganzen Anzug geordnet. Gewöhnlich war er mit allen meinen Ringen und Juwelen geschmückt, denn er wollte gern glänzen."

War somit der Herzog das gerade Gegenteil des Mannes, der zu Lise Lotte gepaßt hätte, so war sie ihm doch eine treue, hingebende Gattin und kam ihm mit ihrer natürlichen Herzlichkeit und Offenheit entgegen. Er aber erwiderte das mit dem zurückstoßendsten Kaltsinn und bat sie sogar, ihn „um Gotteswillen" weniger zu lieben, weil es ihm gar zu unbequem sei! Erst in der spätesten Zeit ihrer Ehe gelang es ihr, sich die Zuneigung ihres Gemahls zu erwerben. Er sah endlich ein, wie tief er sie verkannt hatte. „Im Grunde," schreibt sie, „war mein Gemahl ein guter Herr, hätte er sich nur nicht so sehr durch seine Favoriten regieren lassen. Ich habe viel, sehr viel durch ihn leiden müssen, aber ich vergab es ihm gern, denn ich wußte, daß es nicht aus seinem Herzen kam. In den letzten drei Jahren haben wir in dem besten Einverständnis gelebt. Ach, ich fing eben an, recht glücklich zu werden, als ihn mir der liebe Gott wegnahm."

Drei Kinder hatte Lise Lotte mit ihrem Gatten. Das älteste war ein Sohn, Alexander Ludwig, der schon in seinem dritten Jahre durch den Tod ihr entrissen wurde. Ihr zweites Kind war gleichfalls ein Sohn, nach seinem Vater Philipp II. genannt; nach seines Oheims, Ludwigs XIV., Tode wurde er während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Regent von Frankreich. Ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens, machte er unter dem heillosen Einflusse des ihm von seinem Vater gegebenen Erziehers Dubois der edlen Mutter durch seinen Lebenswandel schweren Kummer; aber sie war frei von Schuld, denn alles hatte sie aufgeboten, um ihn diesem Einflusse zu entziehen. Selten hat eine tugendhafte Mutter einen so lasterhaften Sohn gehabt; und doch entschuldigte sie ihn. „Er war immer ein guter Bub," sagte sie wohl, „aber was er

werden konnte mit seinen Gaben, ist er nicht geworden.“ Einmal sagte sie: „Mit meinem Sohn ist es seltsam gegangen. Es giebt ein altes Märchen von einem Königssohn, wo die Feen alle zur Taufe geladen sind, bis auf eine, die vergessen wurde. Jede Fee bringt ihre Gaben, sie sind der reichsten und vielseitigsten Art, aber die eine, die vergessen worden ist, verwünscht ihn, daß er alle diese schönen Gaben nicht soll brauchen lernen. So ist es meinem Sohn gegangen.“ Reine Mutterfreuden genoß die Herzogin nur durch ihr drittes Kind, Elisabeth Charlotte, die sich später mit dem Herzog Leopold von Lothringen vermählte. Die Tochter teilte mit ihr das traurige Schicksal einer unglücklichen Ehe und brachte ihr bis zum Tode zärtliche Liebe entgegen.

Noch mehr, wie in ihrer Häuslichkeit, fühlte sich Lise Lotte am Hofe von Versailles vereinsamt. Den dort herrschenden Verführungskünsten war sie nicht zugänglich, und mit ihren ehrlichen deutschen Sitten, mit ihrer unumwundenen Natürlichkeit und Geradheit stieß sie überall an. Besonders die Maintenon, die heimliche Gemahlin Ludwigs XIV., verfolgte sie mit ihrem glühenden Hasse, es gelang ihr aber nicht, sie auf die Dauer aus der Gunst des Königs zu verdrängen. Der rechtliche und feste Charakter seiner Schwägerin nötigte ihm Achtung ab, und ihre launigen Einfälle, ihr gesunder Witz, ihr schlagkräftiger Humor, sowie die oft zu komischen Auftritten Anlaß gebenden Aeußerungen ihrer freimütigen, alles Glatte, Verschrobene und Förmliche verschmähenden Sinnesart, als einer Frau von recht eigentlich altem Schrot und Korn, amüsierten ihn. Da sie die Jagd liebte, so wählte er sie gewöhnlich zu seiner Begleiterin auf derselben. Oft auch fuhr er mit ihr spazieren, in die Messe, und gab ihr sonst noch mancherlei Beweise von wahrer Geneigtheit. „Wenn der König,“ schreibt sie einmal, „etwas nicht geradezu heraus sagen wollte, so wandte er sich jederzeit an mich, denn er wußte wohl, daß ich nie ein Blatt vor den Mund nahm, und das belustigte ihn.“

Die ernsteste und nachhaltigste Trübung erfuhr Lise Lottes Verhältnis zum König durch den Raubzug desselben in die Pfalz. Als mit dem Tode ihres Bruders die männliche Linie ihres Hauses ausstarb, erhob Ludwig XIV. den unerhörten, in seiner

rechtlichen Begründung lächerlichen Anspruch auf einen Teil des Pfälzer Landes, gestützt auf die Verwandtschaft mit dem Pfälzer Hause durch — Elisabeth Charlotte. Also, was einst hatte Schutz sein sollen, wurde Mittel zum Angriff; was eine Bürgschaft hatte werden sollen, das Land zu schützen, wurde der grobgewählte Vorwand, über dies Land eine beispiellose Verwüstung zu verhängen.

Unbeschreibliche Empfindungen durchwogten die Brust der Herzogin, als ihr Name derart mißbraucht wurde zu einer so frevelhaften Zerstörung ihres geliebten Landes. Laut machte sie dem König, dem Kronprinzen, ihrem Gemahl heftige Vorwürfe; inständig bat sie um Schonung. Vergeblich. Heidelberg, Mannheim und andere blühende Städte wurden in Asche gelegt.

Bis zu jenen Tagen hatte sie Ludwig XIV. gern gehabt; aber seitdem er ihr die Heimat verbrannt hatte und ihr Vater vor Gram ins Grab gesunken war, war dies Gefühl erloschen in ihr. Ihre heitere Geduld, die der Grundzug ihres Lebens geworden war, brach zusammen, und es verließ sie ihr leichtes Pfälzer Blut, das sie sonst befähigte, die Dinge leicht zu nehmen und in trüben Stunden das seelische Gleichgewicht wiederzufinden. Im Wachen und Träumen stand das entsetzliche Bild ihrer verwüsteten Heimat vor ihrer Seele. Sie sah im Geist ihr geliebtes Heidelberg, den Wohnsitz ihrer jugendlichen Freuden, in Flammen, sah ihre Gespielinnen und Freunde verzweiflungsvoll umherirren, ihr ganzes herrliches Vaterland und seine guten, friedlichen Bewohner allen Qualen und Schrecken der greuelhaften Verheerung durch Raub, Brand und Mord rettungslos dahingegeben und hatte keine Hilfe für dieses Uebermaß des tiefsten menschlichen Elends, wie sie auch keine Seele fand, die an ihrem unermeßlichen Jammer teilnahm. „Es war mir in jenen fürchterlichen Jahren,“ schrieb sie später, „als würde ich von einem bösen Geiste verfolgt. Des Nachts lag ich wie auf glühenden Kohlen, und schreckliche Träume ängstigten meine Seele. Noch jetzt schaudert mir die Haut, wenn ich daran denke.“

Bei allen diesen Prüfungen, die ihr die Fremde brachte, war ein Haupttrost Lise Lottes der ausgedehnte Briefwechsel, den sie mit ihren Verwandten und Freunden führte. Sie schreibt nieder, was ihr den Tag über begegnet ist, was sie erlebt hat,

all ihre Gedanken und Erinnerungen werden hingeschrieben, plaudernd, behaglich, ohne daß sie sich Mühe gäbe, das Ganze in einen gewandten, einigermaßen zierlichen Stil zusammenzufassen. In diesen Briefen liegt denn auch ihre Weise, zu denken und zu empfinden, offen da, und sie sind ein hochbedeutender Beitrag zur Sittengeschichte ihrer Zeit.

Zunächst läßt sich in diesen Briefen verfolgen, wie ihre Liebe zur deutschen Heimat ungebrochen fortlebt; ihr derbes deutsches Wesen drückt sich fast auf jedem Bogen aus, im bewußten Gegensatz zu französischem Wesen.

„Ich halte es für ein großes Lob," schreibt sie, „wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dies Lob werde ich, so Gott will, suchen, bis an mein Ende zu behalten. Ich war schon zu alt, wie ich nach Frankreich gekommen, um mich von Gemüt zu ändern, mein Grund war schon gesetzt."

„Könnte ich mit Ehren nach Deutschland," schreibt sie später, „so würdet ihr mich bald sehen; Deutschland war mir lieber und ich fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit."

„Ein Jeder muß seinem Verhängnis folgen; das meine hat mich nach Frankreich geführt, da habe ich gelebt, da muß ich wohl sterben. Deutschland ist mir noch allzeit lieb, und bin ich so wenig propre vor Frankreich, daß ich mein ganz Leben mitten im Hof in Einsamkeit zubringe; da ich aber wohl sehe, daß es Gottes Will' ist, daß ich hier sein und bleiben solle, habe ich mich darein ergeben."

An den Nichten ihrer Schwestern, die in England lebten, mißfällt ihr nur das eine, daß sie so wenig von ihrem Vaterland halten; „ein rechter, aufrichtiger Deutscher ist besser, als alle Engländer miteinander." „Die anders als deutsch sein wollen und ihre Nation verachten, die so sein, taugen in der Regel nicht ein Haar."

Eben darum hält sie auch ihre Muttersprache hoch.

„Ich kann es nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprache so verachten, daß sie nie mit anderen Deutschen reden oder schreiben wollen; das ärgert mich recht."

Das echte Naturell der Pfälzer mit seinen guten und schlimmen Seiten spricht aus ihren Briefen, jenes leichte, lebensfreudige Blut, jene innere Gesundheit und jenes Entferntsein von melancholischem Brüten, auch jenes aufbrausende, hastige und abspringende Wesen, jenes in Zorn und Aufregung Geraten und bald Bereuen, auch jene Liebhaberei, den Mund vollzunehmen mit Redensarten, die man nicht immer auf der Goldwage abwägt, jener malerische Humor und jene groteske Derbheit der Pfälzer.

Fast täglich erfreut sie sich wenigstens einmal an ihren Pfälzer Erinnerungen.

Die Orte ihrer Jugend, Heidelberg, Schwetzingen, Mannheim üben einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus, sie weiß noch jedes Haus und jeden Garten und zählt wie träumend die einzelnen Wohnungen und Gebäude ab, an denen man vorüberkam, wenn man von Schwetzingen zum Mannheimer Thor herein nach dem Schlosse ging. Keine Luft scheint ihr so gesund, wie die auf dem Heidelberger Schlosse; die Leute, versichert sie den Schwestern, seien wenigstens, ehe der Krieg das Land verwüstete, zu sehr hohen Jahren gekommen, und sie nennt noch die Leute, die in Mannheim und auf dem Stift Neuburg 110 Jahre und mehr erreicht hatten.

Ihr Pfälzer Patriotismus erstreckt sich selbst bis auf die Küche.

Die neuen Genüsse einer fortgeschrittenen Kultur — Kaffee, Thee, Schokolade — haben ihren Beifall nie gewinnen können. „Ich kann weder Thee, Kaffee noch Schokolade vertragen — Thee kommt mir vor wie Heu, Schokolade thut mir weh im Magen; was ich aber wohl essen möchte, wäre eine gut Kalteschale oder eine gute Biersupp ... das kann man aber hier nicht haben; man hat auch hier keinen braunen Kohl, noch gut Sauerkraut — dies alles esset ich herzlich gern.“

Ja, die Sehnsucht nach diesem letzten vaterländischen Genuß ist so groß, daß sie sich ein Kochrezept über Sauerkraut mit Hecht von ihrer Schwester, der Raugräfin, schicken läßt.

Oder es steigen ihr mitten in der raffinierten Kochkunst Frankreichs leise Wünsche nach guten deutschen Schinken und Knackwürsten auf; „dies und ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen sind mein Sach.“

Sehr derb sagt sie einmal: „Ich habe mein teutsches Maul so auf die teutschen Speißen verleckert, daß ich keinen eintzigen französischen ragout leiden kann. Alles das frembde Zeug ist mir durchaus zuwider."

Ein andermal: „Ich bin in allem, auch im Essen und Trinken, noch ganz deutsch, wie ich all' mein Leben lang gewesen; man kann hier keine guten Pfannenkuchen machen; Milch und Butter sind nicht so gut wie bei uns — auch haben die französischen Köche den rechten Griff nicht dazu."

Dasselbe gilt von den Weinen: „Der Burgunder bleibt mir im Magen liegen wie ein Stein; der Bacharacher ist im Vergleich besser."

In jener Zeit füllen Beschreibungen fürstlicher Garderoben ganze Bücher; die ihrige ist klein beisammen, außer dem Fest- und dem Jagdkleid erwähnt sie nur noch einen einzigen Nachtrock, „um damit aufzustehen und zu Bette zu gehen."

Sie macht manchen kühnen Jagdritt, während ihr Gemahl zurückbleibt; an ihrem Hof fand man das über der Sphäre des Weiblichen stehend, an demselben Hof, wo die zügelloseste Sittenlosigkeit in Blüte war.

Musikalisch war sie nicht, dagegen liebte sie die Bühne, insbesondere das treffliche Lustspiel ihrer Tage; Molière und seine Schule, mit den meisterhaften Darstellungen des realen Lebens im Gegensatz zu allem Scheinbaren, Gemachten übte bis an ihr Ende einen großen Reiz auf sie aus.

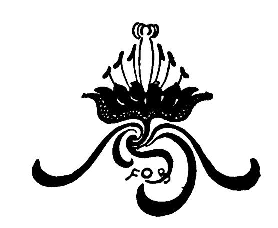
Neben allem bürgerlich Einfachen, neben allem kernhaft Bäurischen in ihrem Wesen war sie doch eine deutsche Fürstin von altem Schrot und Korn, die etwas hielt auf einen reinen, ungemischten Adel. Sie hatte ein lebhaftes Gefühl ihres Standes und ihrer Würde, darum war ihr der französische Adel, der so reich durchflochten war mit unebenbürtigen und unechten Abkömmlingen, ein wahrer Greuel. Ganz unerträglich aber ist ihr die Aufgeblasenheit, womit der so gemischte Adel sich über den deutschen Fürstenstand erheben wollte; ein Pfalzgraf bei Rhein bedeutet ihr bei weitem mehr als „so ein lumpiger Duc" (Herzog).

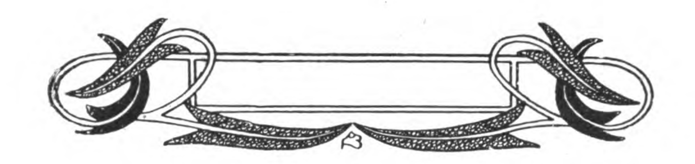
Ueber die Marquise von Maintenon, deren heuchlerische Frömmigkeit in schreiendem Gegensatze stand zu ihrem Lebenswandel, spricht sie in ihren Briefen nur in Ausdrücken wie:

„die alte Zott", „die alte Hex'", die „Rombombel" (Pfälzer Ausdruck für „alte Betschwester"). Für sie gab es nur eine „Religion der ehrlichen Leute", und die sei in jedem Dogma möglich.

Nach dem Tode ihres Gatten (1701) zog sich Lise Lotte ganz von der Gesellschaft zurück; es war ihr aber noch vergönnt, dem vereinsamten König, der alles um sich zusammenbrechen sah und ihren Wert immer mehr erkannte, in den letzten Lebensjahren als mitfühlende Vertraute zur Seite zu stehen. Seelenstark, wie sie gelebt, ging sie auch ihrem Tode entgegen, der am 8. Oktober 1722 die Siebzigjährige sanft in ein besseres Dasein abrief.

Dreißig Jahre hat Lise Lotte als Gattin und zwanzig Jahre als Witwe des Herzogs von Orleans in Frankreich zugebracht; in wälscher Erde ruht ihr Leib; aber ihr Gedächtnis lebt fort in den Herzen aller Deutschen als das einer kerndeutschen Fürstentochter und edlen Frau, und wenn selbst neuere Bühnendichter, wie Heinrich Stobitzer, dessen frisches Lustspiel „Liselott'", in dem alle tragischen Dissonanzen zu versöhnendem Ausklang gebracht werden, am Wiener „Kaiser-Jubiläums-Theater" mit starkem und nachhaltigem Erfolg aufgeführt wurde, sich dieses dankbaren Stoffes bemächtigen, so wollen wir uns dessen freuen, denn Liselotte ist ein sprechender Beweis dafür, welch urgesunde Kraft im deutschen Wesen schlummert.





Chamisso.

Novelle von **Marr Boyen.**

(Nachdruck verboten.)

„Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin; schauerlich süßes Gefühl, lieblicher Frühling, du nahst!“ sagte Frau von Leibnitz, indem sie die Arbeit in ihrer Hand sinken ließ und lauschend den Kopf hob.

Der Märzwind rüttelte wie zur Bekräftigung nur um so mächtiger an Fenstern und Thüren des stattlichen Baues, auch die Flamme der Lampe bewegte sich, die ihr helles Licht über die drei Damen warf, die an dem Tisch mit Handarbeiten beschäftigt waren.

„Der liebliche Frühling möchte schon da sein,“ lächelte die jüngste der drei Damen und sah aus den großen, glänzenden Augen träumerisch vor sich hin.

Die alte Gräfin Wartenstein blickte freundlich über den Tisch, sie legte die feine, weiße Hand liebkosend auf die gefalteten Händchen, die die Sprechende vor sich auf die graue Samtdecke des Tisches gelegt hatte. „Immer geht es der lieben Jugend zu langsam,“ sagte sie mild, „aber ich freue mich deiner Ungeduld, meine Herzensdora; ist doch dein Glück das Glück meines Herbert. Gedulde dich, in wenigen Wochen hat er seiner alten Mutter Lebewohl gesagt, um dann nur dein zu sein das ganze Leben lang, und in einer Stunde wird er jetzt bei dir sein.“

„Wie lange gedenkt denn Herbert hier zu bleiben?“ fragte Therese von Leibnitz, die Tochter der alten Gräfin. „Mein Mann schrieb doch, Herbert hätte noch geschäftliche Abwickelungen in Berlin vor, die doch besser vor als nach der Hochzeit erledigt werden.“

„Herbert bleibt nur etwa acht Tage hier, dann begleitet er Dora nach Laugitten zurück und geht dann sogleich nach Berlin. Dein Mann wird dich uns doch so lange hier lassen, wie Herbert bleibt?“

„Natürlich, Mama; wie würde Kurt mir etwas schmälern wollen von dieser letzten, kostbaren Zeit, da mir Herbert noch gehört.“

„O Thea, wie du nur sprichst,“ schmollte Dora, „als wenn ich ein Gefängniswärter später für Herbert sein würde.“ Das schöne Mädchen stand auf und legte den Arm um die alte Gräfin. „Du sprichst nicht so, Mama, du weißt, wie in Herberts Herzen Liebe für uns alle wohnt.“

Die Gräfin lächelte mild. „Ich habe ihn lange besessen, den lieben Herbert, und beklage mich nicht, wenn der Abfall von eurer Liebestafel mir zu karg zugemessen werden wird.“

„Werden wir nicht ein hübsches Paar sein, Mama? Bin ich dir hübsch genug für deinen schönen Sohn?“ flüsterte die siebzehnjährige Braut.

Der Mutter Augen glänzten; sie sah im Geist das geliebte Paar zum Altar schreiten, ihren Herbert in aller Pracht seiner kraftvollen Schönheit und neben ihm dieses schlanke, anmutige Kind mit den holden Augen und dem süßen Munde.

Dora warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin. „Halb sieben, bald ist er da!“ murmelte sie, und ihre Brust hob sich. Sie ging über das Zimmer und nahm ein Buch vom Wandbrett herab. „Ich lese euch vor,“ sagte sie, „so vergeht die Zeit am besten.“ Sie blätterte in dem Buch. „Gedichte von Chamisso,“ sagte sie, „wie wenig kennt man doch von ihnen außer dem bekannten Cyklus: ‚Frauenliebe und Leben‘, aber so gut, so aus der Seele heraus wie Chamisso haben auch wenige Dichter die Frauenliebe besungen!“

Therese nahm Dora das Buch aus der Hand, sie schlug nach kurzem Suchen eine Seite auf. „Und hier legt er uns

dreien eine Frage vor, hier, wo er von dem Tode des Jünglings berichtet, der rasch der Liebe von Mutter, Schwester und Braut entrissen wird. Er sagt:

> Die Trauer der Braut drei Wochen war,
> Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr,
> Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
> Bis müde sie selbst sich ins Grab gelegt."

Dora griff nach dem Buch. „Zeig' her, das sagt Chamisso?"

„Aber Kinderchen!" begütigte die Gräfin. Da klang das Geräusch schnell heranjagender Pferde durch den Sturmwind. „Da kommt Herbert!" rief sie freudig.

„Wie er wieder jagt, jetzt bei der Dunkelheit!" schalt Therese.

Die Gräfin faltete wie erschrocken die Hände, sie meinte ein Anprallen des Fuhrwerks gegen das leichte Hofthor gehört zu haben.

„So fahren ist aber gerade meine Wonne!" jubelte Dora.

Draußen riefen Stimmen durcheinander, das Brausen des Windes verschlang den Klang der Einzelrufe.

„Frau Gräfin!" Im Rahmen der hastig geöffneten Thür erschien der alte Hofmeister; sein Gesicht war blaß, die regenfeuchten Haare klebten ordnungswidrig um die hohe Stirn.

„Der junge Herr zurück?" rief die Gräfin mit banger Stimme.

„Nur der zerbrochene Wagen, Frau Gräfin," sagte der Alte unsicher, „Steffen fehlt auf dem Bock, die jungen Rappen sind allein gegen das Thor gerannt — Frau Gräfin —"

Frau von Leibnitz stand schon neben der Mutter und umfaßte sie, die alte Dame streckte ihre Hände Dora entgegen, die schreckensbleich gegen den Tisch lehnte.

Von dem Vorsaal her tönte lautes Weinen. Marianne, das Kammermädchen der Gräfin, trat schluchzend in das Zimmer. „Ach, Frau Gräfin, mein Steffen! Der junge Herr Graf, ach, und mein Steffen!" — sie kauerte nieder auf den Teppich und deckte die Hände über das Gesicht.

„Sorgen Sie, daß die Leute — alle Leute — sich mit Laternen sofort auf den Weg begeben, den der Graf vom Bahn-

hof her eingeschlagen haben muß," befahl die Gräfin mit gewaltsam fester Stimme, „und nehmt Decken mit!" setzte sie dann leise hinzu; die mühsam gezeigte Fassung verließ sie, zitternd sank sie in einen Sessel, sie streckte wieder die Arme gegen Dora aus, die lautlos schluchzend neben dem Sessel niederkniete und den Kopf schaudernd in den Falten des Kleides der alten Dame verbarg.

Viele Leute eilten hinaus, um nach dem Grafen zu spähen, liebten doch alle ihren schönen jungen Herrn; durch die Dunkelheit des stürmischen Märzabends schimmerten die Lichter der Laternen den Fahrweg entlang, angstvoll von den zagenden Frauen in ihren Bewegungen beobachtet.

Nur schwer hatte Dora sich abhalten lassen, sich den Suchenden anzuschließen, jetzt schritt sie ruhelos im Zimmer auf und nieder, immer von neuem sich alle Schrecknisse vorstellend, die ihrem Verlobten begegnet sein konnten. Therese tröstete die Mutter, sie sprach von Herberts Umsicht, von früheren Vorgängen, die doch ohne Unfall verlaufen seien. Die Gräfin nickte geduldig zu allen Trostgründen; die Hände ineinander gelegt, saß sie da und horchte auf das Brausen des Windes.

Sie fanden ihn endlich und trugen ihn heim in das Haus seiner alten Mutter. Und während unten in der Gesindestube sich das blonde Mariannchen weinend über das Lager beugte, auf das man den Kutscher Steffen, aus tiefer Kopfwunde blutend, niederlegte, ward oben vor den entsetzten Augen der Frauen der bewußt- und regungslose Körper des jungen Grafen auf sein Bett gelegt.

Es ward nach Aerzten in die nächste Stadt geschickt, mit dem Morgengrauen standen sie an den Schmerzenslagern der Verunglückten, und aus ihren ernsten Mienen lasen die Angehörigen die ganze Größe ihres Unglücks.

Der junge Kutscher starb schon am Morgen des nächsten Tages, ohne sein Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Graf Herbert sprach Worte des vollsten Verständnisses zu den Seinen, aber eine Erschütterung des Rückgrats hatte eine furchtbare Lähmung seiner Glieder hervorgerufen; bewegungslos, einer gefällten Eiche gleich, lag der sonst so kraftvolle junge Leib auf dem Lager.

Den zuerst herbeigeeilten Aerzten folgten bald noch andere; von fernher wurden Autoritäten der Heilwissenschaft berufen, um ihre Urteile an Herberts Krankenlager abzugeben. Die gelehrten Herren kamen, aber der Trost, den sie den angstvoll ihren Urteilen Entgegensehenden geben konnten, war nur gering. Der völlige Gebrauch aller Glieder war für immer ausgeschlossen, eine teilweise Besserung in weiter Aussicht; der unheilvolle Sturz schien plötzlich und für immer den unglücklichen Mann aller Lebenshoffnungen und Freuden beraubt zu haben, gerade als seines Daseins schönste Blüte sich erschließen wollte.

Die strahlenden Augen der hübschen Dora verblichen unter den endlosen Thränen, die sie vergossen. „Werde gesund, sei wieder schön und mein!“ schienen alle Blicke zu flehen, die sie auf ihren unglücklichen Verlobten warf, wenn sie nach Schloß Wartenstein kam. Zuletzt wurde ihre ungestüme, zärtliche Trauer nur peinigend für den gemarterten Mann. Und Doras Vater kam, um sein Kind von diesem Ort des Schreckens fortzuführen. Was er am letzten Abend zu der gebeugten Mutter Herberts sprach, schien diese nicht mehr sonderlich zu überraschen; hatte sie doch in den erschöpften Mienen Doras, in den ewig überströmenden Augen schon lange einen Ausdruck gesehen, gleich dem Blick eines gefangenen, erschrockenen Vögelchens, das ängstlich strebt, seinen Kerker zu verlassen.

In der Stunde nach Doras Abreise stand die alte Gräfin auf dem Balkon ihres Hauses, sie fühlte noch nicht die Kraft, allein an ihres Sohnes Bett zurückzukehren. Schon lange waren die Märzstürme sanftem Frühlingshauche gewichen, aus dem reich blühenden Garten zogen fast betäubend die Düfte der Blüten durch die Dämmerung, im Fliederbusch sang die Grasmücke. Das war die Zeit, zu der Herbert von seiner Hochzeitsreise mit seinem Weibchen heimfliegen wollte in das eigene Nest. O, welch ein furchtbarer Wechsel! Und über alles Menschenleid hinweg blühten die Blumen und sangen die Vögel.

Da klang es aus dem Laubengang hervor wie Flüstern und wie verhaltenes Lachen, und der Schall eines zärtlichen Kusses ward hörbar. Unten am Fliederbusch vorbei ging Mariannchen, des armen Steffen nachgelassene Braut, und lehnte ihren blonden

Kopf an die Schulter des neuen Gärtnergehilfen, der sie umschlungen hatte.

„Die Trauer der Braut drei Wochen war.“ Die alte Frau sprach es leise vor sich hin.

Drinnen im Zimmer lag auf dem Tisch ein Brief von Frau von Leibnitz, den die Gräfin heute erhalten hatte. „Ich denke,“ so hatte Therese geschrieben, „es wird Herbert gut thun, daß Dora euch endlich wieder verlassen hat, ihr Anblick mußte ihn zu keinem andern Gedanken kommen lassen, als zu dem heißen Beweinen seines zerstörten Liebestraumes. Es giebt doch noch andere Ziele für Herberts Zukunft, nicht umsonst gab Gott ihm neben der seltenen Körperschönheit auch den reichen Geist. Ich weiß, liebste Mama, daß es dir kaum gelingen dürfte, einen wirksamen Anruf an Herberts geistiges Können ergehen zu lassen, es ist dir immer besser geglückt, ihn zu bedauern, zu liebkosen, zu beschwichtigen. Für Herbert aber gilt es, seinem veränderten Leben mutig entgegenzuschauen und sich dessen noch freuen zu lernen, was ihm geblieben ist, und was trotz allem unendlich mehr ist, als was viele als ihr einziges Gut fürs Leben mitbekommen haben. Mein Mann hat mir Urlaub gegeben, in den nächsten Tagen treffe ich bei euch ein, um meinen ganzen Einfluß auf Herberts Kraftentfaltung zu verwenden.“

Die Gräfin las den Brief nochmals durch, ein trauriges, ungläubiges Lächeln spielte um ihre Lippen, dann ging sie hinüber in das Zimmer, in dem ihr kranker Sohn lag.

Herbert hoffte, es könnte seiner Mutter verborgen bleiben, wie furchtbar schwer die ganze Größe seines Unglücks auf seinem Wesen lastete, die körperlichen Schmerzen, die ihn oft peinigten, mochte er schon eher ihrem werkthätigen Mitleid enthüllen. So nahm er denn auch heute die Nachricht von Theresens bevorstehender Ankunft in scheinbarer Freude entgegen, sprach von den neuen Büchern, die sie mitzubringen versprochen hatte, und freute sich, als so ein Hinweis auf ein Interesse an kommenden Tagen einen Schein wie von Freude auf seiner alten Mutter Antlitz hervorrief.

„Therese wird dich auch einmal in der Pflege deines großen, hilflosen Baby ablösen können,“ sagte er zärtlich und griff mit der linken Hand nach den Fingern der Mutter. „Wo bekommst

du nur alle die Kraft, alle die sanfte Geduld her, die du stündlich an mich verschwendest?“

Die alte Frau zog seinen Kopf in ihre Arme. „Ja, mein armer Junge gehört wieder ganz mir, gerade als ich ihn ganz von mir fortgeben wollte, kehrt er zurück zu mir und bringt mir für einige traurige Monate doch die süße Freude der ersten Mutterpflege,“ scherzte sie.

Herbert wandte seine dunklen Augen auf ihr Gesicht. „Für einige Monate!“ wiederholte er langsam. „Ach, meine Herzensmutter, dein armer Sohn wird dieser neuen Mutterpflege nie, nie mehr entwachsen. Wir beide, mein Mutterchen, wir wollen uns nicht belügen, nicht täuschen.“

Die Mutter konnte nichts antworten.

Frau Therese kam und fing an, ihren Einfluß auf den Bruder zu entfalten. Wieder, wie in den Jahren, da die Geschwister noch zusammen im Elternhause lebten, sprach sie vor Herbert ihre Ansichten über alle Lebensverhältnisse aus, über Kunst und Wissenschaft, und benutzte bei den langsam belebter werdenden Gesprächen jedes frischere Aufleuchten von Herberts Geistesschärfe, um ihn sofort auf solchen Reichtum hinzuweisen. Sie brachte ihn dazu, auf Minuten seine Hinfälligkeit zu vergessen, ja sie zwang ihm den Schreibstift in die noch immer nicht ausgeheilten Finger, und Anfang und Ende jedes Gesprächs galt einer Zukunft, der fester Wille ein Gepräge der Erträglichkeit geben könnte.

Vergebens warnte die Mutter vor solchem voreiligen Zudecken der noch blutenden Herzenswunden, ehe Zeit und Ergebung diese hatten heilen lassen; Therese wollte ebenso wenig diese Warnungen hören, als es glauben, daß die erhöhte Lebhaftigkeit Herberts nichts als fieberhafte Erregung sei, die ebenso schädlich wäre und sich ebenso rächen würde wie die neu hervortretende Entzündung der rechten Hand, die durch die Schreibversuche hervorgerufen war. Therese reiste ab und ließ den Bruder in einem entsetzlichen Zwiespalt seiner Empfindungen zurück. Aus der hoffnungslosen Lethargie hatte der junge Geist wieder einen Blick gewagt nach der Rennbahn, auf der die Menschheit nach Erfolg und Befriedigung strebt; Bitterkeit und Verzweiflung fraßen mit neuer Gewalt an der Seele des gefesselten Prometheus.

Und zu solchen Schmerzen und zu dem ungestillten Verlangen nach der von ihm ferngehaltenen Braut kam neues körperliches Leid. Wieder umstanden immer neu gerufene Aerzte sein Bett, und das Ende aller Beratungen gebot die Amputation der rechten Hand. Der Kranke tobte und verlangte, lieber zu sterben; zum erstenmal verließ ihn jede Haltung und Selbstbeherrschung, nur der Hinweis der Aerzte auf die lange Todesmarter, der er ausgesetzt sein würde, wenn er widerstrebte, ließ ihn im Hinblick auf seine alte Mutter sich ergeben.

Sie wollten alle kommen, um ihm zu danken, daß er um ihrer Bitten willen einwilligte, das schwere Leben geduldig zu ertragen, aber als dann nach Stunden der Pein der todeswunde Mann zurück auf sein Bett gelegt war, war von Laugitten nichts gekommen als ein Brief von Doras Vater, in welchem stand, daß es für Dora unzuträglich sein würde, sich von neuem den Erregungen eines Wiedersehens auszusetzen.

Herberts müde Augen zuckten nicht, als man ihn mit dem Inhalt des Briefes bekannt machte; er litt es schweigend, daß sie neben seinem Bette das kleine rosa Blättchen niederlegten, auf dem in der ihm wohlbekannten Schrift als einziger Gruß von Dora die Worte: „Du armer, armer, lieber Herbert!" niedergeschrieben waren. Er nickte zustimmend, als seine Schwester, die totenblaß und zitternd am Fußende seines Bettes stand, ihm immer von neuem sagte, daß sie zwar jetzt zu ihrem Mann zurückreisen möchte, aber doch bereit sei, jeder Botschaft zu folgen, die sie zu Herbert rufen würde; er fand es gerechtfertigt, daß Therese darauf bestand, der Mutter eine bewährte und liebenswürdige Krankenpflegerin von Berlin zu schicken, damit sie sich nicht zu viel thäte in seiner Pflege; er hatte keine Klage und keine Thräne, nur einen Seufzer der Erleichterung, alle sie alle endlich gegangen waren.

Und als die Nacht heraufzog, bat er zum ersten Male nicht, daß die Mutter zur Ruhe gehen und ihn der Obhut des alten Dieners überlassen sollte, der sich stets treu an seiner Pflege beteiligt hatte.

Im Zimmer brannte die sorgsam verhüllte Lampe, das Fenster war geöffnet, von draußen her wehte Herbstodem herein, und zuweilen hörte man eine überreife Frucht durch die Zweige

fallen. Die Gräfin saß still neben ihres Sohnes Bett, das Herz von Weh erfüllt.

„Erzähle mir noch einmal, gute Mutter, von den Zeiten, da ich als hilfloses Kindchen in deinen Armen lag. Du hast mich gern willkommen geheißen, nicht, Liebste? Ich war ja wohl ein schwächliches Kind. Die alte Lene im Dorf hat mir oft gesagt, deine Liebe, deine Sorgsamkeit habe mir hundertmal das Leben gegeben."

Und die Mutter sprach von den vergangenen Zeiten, und die ersten Stunden der Nacht zogen vorüber.

„Ich habe dich nur noch heute allein für mich, du Gute, morgen wird die Krankenschwester hier sein; ich freue mich auch deinetwegen, Mutterchen, daß sie ein so liebes Wesen sein soll."

Die Gräfin küßte ihn und bat ihn, zu schlafen.

„Noch eine Stunde schenke mir," flüsterte Herbert, „lege deine liebe Hand an meine Wange, ich weiß es noch sehr wohl, wie gern ich als Junge so einschlafen mochte."

Es ward ganz still im Zimmer, von dem Kirchturm im Dorf schlug die dritte Morgenstunde. „Geh' jetzt, gute Mutter, und lege dich auf das Sofa im Nebenzimmer, du weißt, ich kann die Klingelschnur gleich fassen, wenn ich deiner bedürfen sollte."

Die Gräfin ging endlich, da ihre Weigerung den Sohn zu erregen begann; in der Thür sah sie zu ihm zurück. Er blickte ihr nach, seine Augen glänzten, gewiß, er lächelte wie in früheren Zeiten.

Die Mutter wagte nicht, sich niederzulegen; in heißem Gebet für ihren unglücklichen Sohn rang sie, die Abspannung ihrer Kräfte zu überwinden. Und doch kam leise der Schlaf; er drückte die schmerzende Stirn der alten Frau gegen die harte Lehne des Sofas und schloß ihr die müden Augen.

Und dann erwachte sie plötzlich durch ein seltsames Stöhnen; sie konnte sich nicht besinnen, wo sie war und woher die Töne kamen. Endlich durchzuckte sie die Erkenntnis ihrer Lage, sie sprang auf und eilte ins Nebenzimmer.

Das Licht der Lampe unter dem rosa Schirm ließ sie gleich erkennen, daß Herbert seine Lage im Bett etwas geändert

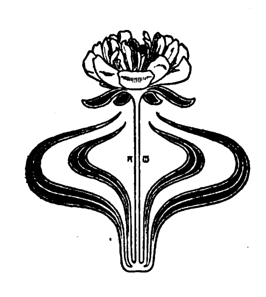
hatte. Sie trat an das Bett und fuhr mit einem Schrei zurück. Rot, purpurrot gefärbt waren Kissen und Decken, der Verband des rechten Armes war abgelöst. Als die Gräfin sich entsetzt über ihren Sohn beugte, blickten die dunklen Augen ihr mit Bewußtsein ins Gesicht. „Herbert!“ — die Kniee versagten den Dienst; die alte Frau sank neben dem Bett nieder, den grauen Kopf gebeugt von Entsetzen.

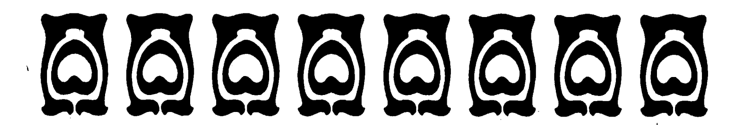
„Still, Mutter, still,“ flüsterte Herbert, „rufe niemand herbei! O, sei barmherzig, gute Mutter, und laß mich ziehen. Du gabst mir Leben und reiche Liebe, gieb mir Armem jetzt noch die Freiheit.“ Die linke Hand zuckte zur Mutter hin, die alte Frau faßte sie. „Leidest du, mein Junge?“

Es kam keine Antwort, die Brust Herberts hob sich in mühsamem Atmen. Die Mutter suchte ihre Hand aus seinen Fingern zu lösen. Doch sie ward festgehalten. Starr lag der gelähmte Körper auch jetzt, in der beginnenden Todesnot, nur die schönen Augen waren der Mutter weit entgegen geöffnet, als könnten sie der Mutter Anblick nicht voll genug in sich aufnehmen.

„Gute Mutter!“ Immer leiser glitten die gleichen Worte über die erblaßten Lippen.

Als die Dienerschaft herbeikam, fand sie den jungen Grafen verschieden, die Gräfin ohnmächtig am Boden liegend.





Die Mutter Napoleons I.

Von Dr. **Adolph Kohut.**

(Nachdruck verboten.)

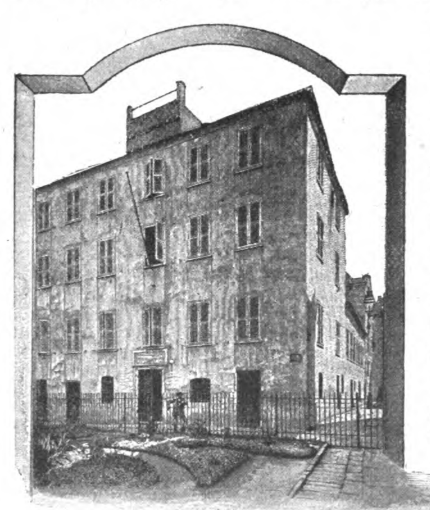
Ein sinniger, deutscher Dichter, Franz Freiherr von Gaudy, hat Maria Lätitia, der Urahne der Napoleoniden, der Mutter des kühnen Welteroberers Bonaparte, einen poetischen Nachruf gewidmet, worin es unter anderm wehmütig heißt:

Auf des Kapitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
Deren Wonnen, deren Jammer keiner Mutter Busen kennt,
Deren Hoheit, deren Elend keines Volkes Sage nennt.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weiht,
Jugend, holde Leibesschöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geschick,
Nur grausamer Spott des Namens blieb ihr und die Thrän' im Blick.

Mit diesen Worten hat der Dichter das Wesen, das Leben und zugleich das Geschick der Mutter Napoleons I. gekennzeichnet. Alle Fülle des Glücks wurde der schlichten, einfachen Frau aus dem kleinen Landstädtchen Ajaccio auf der halbwilden Insel Korsika zu teil; alles, was einer Frau vergönnt sein kann, hat sie erreicht, aber auch alle Trübsal und alle Bitternisse des Daseins hat sie durchkosten müssen. Als Stammmutter eines ganzen fürstlichen Geschlechtes, das die Kronen der schönsten Länder Europas trug, als Mutter jenes Mannes,

dem das Unerhörte gelang, sich vom Sohn eines einfachen Advokaten zum Weltherrscher emporzuschwingen, hat madame-mère, Kaiserin-Mutter, wie Maria Lätitia genannt wurde, manche Jahre auf dem Gipfel irdischer Größe sich sonnen können, aber ebenso auch die Wahrheit des Schillerschen Wortes erfahren müssen, daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten sei. Sie mußte den Sturz ihres großen Sohnes miterleben, sie mußte sehen, wie ihre Kinder nach kurzer Zeit der Herrschaft von ihren Thronen vertrieben wurden, und das arme Mutterherz mußte wehrlos dulden.



Das Haus der Familie Bonaparte in Ajaccio auf Korsika, in dem Napoleon I. geboren wurde.

Maria Lätitia Ramolino-Buonaparte, einem alten Patriziergeschlecht entstammend, wurde am 24. August 1750 in Ajaccio auf Korsika geboren und starb am 2. Februar 1836 in Rom, hat also das hohe Alter von fast 86 Jahren erreicht. Schon frühzeitig zeichnete sie sich durch seltene Schönheit, würdevolles Benehmen, natürlichen Verstand und Charakterfestigkeit aus. Bereits mit 14 Jahren — am 2. Juni 1764 — reichte sie, gemäß dem in Korsika allgemein üblichen Gebrauch, sich in jungen Jahren zu verehelichen, dem Rechtsanwalt Carlo Buonaparte die Hand zum Ehebunde.

Schwer waren die ersten Jahre der jungen Ehe. Korsika befand sich damals im Aufstande gegen Frankreich; die Partei der sogenannten „Patrioten“ versuchte, die Insel von der französischen Herrschaft zu befreien und zu einem selbständigen

Staat zu machen. Carlo Buonaparte, der Vater Napoleons, war einer der eifrigsten Patrioten und beteiligte sich an den



Lätitia Bonaparte, die Mutter Napoleons I.

Kämpfen, die unter dem Führer des Aufstands, dem General Paoli, gegen die Truppen Frankreichs stattfanden. Seine junge

Gattin Lätitia teilte mit ihm alle Anstrengungen des Feldzugs; stetig verharrte sie an der Seite des Gatten, manche Nacht hatte sie unter freiem Himmel am Lagerfeuer zu verbringen, und oft überragte die aufopferungsvolle Frau an Mut jeden Mann. Sie war's, die den anderen Mut zusprach, die ihre Kräfte neu anspornte und sie bewog, im Kampfe auszuhalten. Eine echte Korsin, wagte sie alles für ihr Vaterland, und diese Kriegserlebnisse aus der Jugend bildeten im Alter ihre liebste Erinnerung.

In dieser stürmischen Zeit, die täglich neue Gefahren, neue Kämpfe brachte, wurde am 15. August 1769 Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser der Franzosen, geboren. Neuerdings wird behauptet, daß dies nicht das richtige Datum sei, und daß Napoleon eigentlich schon am 7. Januar 1768 geboren sei, welcher Tag bisher als der Geburtstag seines älteren Bruders Joseph galt. Man begründet diese Behauptung mit der Vermutung, daß die Eltern die Geburtstage der beiden Söhne vertauscht hätten, um durch diese Fälschung die Aufnahme Napoleons in die Kriegsschule zu Brienne zu ermöglichen. Er trat dort nämlich im Jahre 1779 ein; wäre er wirklich schon 1768 geboren, so hätte er das vorgeschriebene Alter zur Aufnahme bereits überschritten gehabt. Diese freilich nicht sicher bewiesene Täuschung der Behörden durch die Eltern Napoleons hat also vielleicht bestimmend auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt.

Manche Biographen Napoleons erzählen, daß man den neugeborenen Knaben auf einen Teppich gebettet habe, auf dem die Bilder des siegreichen Julius Cäsar und Alexanders des Großen eingewebt gewesen sein sollen. Das wäre ein schönes Symbol für das Geschick gewesen, das dem Knaben bestimmt war, ist aber ein Märchen, dem Maria Lätitia in ihren Erinnerungen, die sie im Alter schrieb, selbst widerspricht. Sie sagt: „In unserem Hause auf Korsika ging es bescheiden zu; wir hatten nicht einmal im Winter Teppiche, wie hätte also im Sommer einer herkommen sollen!"

Die junge Frau war dem frühreifen, hochbegabten, aber nichts weniger als schönen und ungemein wilden Knaben eine treu sorgende Mutter. Ihre Liebe war dabei streng und unparteiisch, und sie bemühte sich, die früh zu Tage tretende

Heftigkeit seines Charakters nach Möglichkeit zu bekämpfen. Napoleon hat sich stets der Erziehung seiner Mutter mit großer Dankbarkeit erinnert; er äußerte einmal: „Meiner Mutter, ihren guten Erziehungsgrundsätzen und ihrem Beispiel verdanke ich mein Fortkommen und alles, was ich Großes vollbracht habe, — überhaupt alles verdanke ich meiner Mutter.“



Charles Bonaparte, der Vater Napoleons I.

Es waren sieben Kinder im Hause, die alle beaufsichtigt, unterrichtet und versorgt sein wollten. Das füllte die Zeit der Mutter aus, und solange ihre Kinder klein waren, verließ Maria Lätitia ihr Haus fast gar nicht, außer Sonntags, um in die Kirche zu gehen. Bald sollten noch schwerere Sorgen an sie herantreten. Ihr Gatte erkrankte an einem bösartigen Krebsleiden, an welcher Krankheit übrigens auch sein Sohn Napoleon auf Sankt Helena starb. Mit größter Aufopferung

pflegte Maria Lätitia den Kranken; sie begleitete ihn nach Montpellier, wo er Heilung von seinem Leiden suchte. In Frankreich bewunderte man die schöne Korsin und machte ihr uneingeschränkte Komplimente. Bescheiden lehnte sie solche Huldigungen ab, mit den einfachen Worten: „Die Frauen meines Vaterlandes, die schön genannt werden können, sind zur Zeit alle auf Korsika.“

Der Aufenthalt in Montpellier dauerte nicht lange. Am 24. Februar 1785 starb Carlo Buonaparte. Seine Gattin war nun mit ihren Kindern auf ihre eigene Kraft angewiesen; mutig übernahm sie den Kampf ums Dasein. Sie war eine gute Wirtschafterin, die das ganze Hauswesen selbst besorgte; so nähte und wusch sie z. B. selbst die ganze Kinderwäsche. Jahre vergingen so in bescheidener Zurückgezogenheit, im täglichen Kampf mit kleinen Sorgen. Ihr Sohn Napoleon hatte inzwischen die Kriegsschule zu Brienne verlassen, 1786 seine Prüfung in Paris bestanden und war Unterleutnant in Valence geworden. Als dann 1789 die große französische Revolution ausbrach, begab er sich nach Korsika zurück, wo er gleich seinem Vater für die Sache der Freiheitskämpfer eintrat. Dies veranlaßte seine Streichung aus der Liste der Armee. 1792 aber gelang es ihm, nach Paris zurückgekehrt, seine Wiederanstellung durchzusetzen. Damals wohl erkannte er, daß die hereinbrechende Zeit der völligen Gesetzlosigkeit seinem Ehrgeiz die freieste Bahn und das höchste Ziel biete; er sagte sich von Korsika los und wählte Frankreich zu seinem Vaterlande. Er avancierte schnell. Die Einnahme der Stadt Toulon, wodurch er die Engländer zur Räumung dieses Seehafens zwang, trug ihm seine Ernennung zum Brigade-General der Artillerie ein. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Armee in Italien und damit die Aufgabe, Oberitalien der Herrschaft Frankreichs zu unterwerfen. Ehe er nach dem Kriegsschauplatz abreiste, brachte er seiner Mutter persönlich die Freudenbotschaft seiner Ernennung. Das war der erste Lichtstrahl, der in das von Sorgen aller Art umdüsterte Leben Maria Lätitias fiel. In Napoleon vereinigten sich jetzt alle ihre Hoffnungen. Mit zärtlichen Wünschen, aber auch nicht ohne Besorgnis ließ sie ihn in den Kampf ziehen. Sie gab ihm die Worte mit auf

den Weg: „Sei nicht verwegener, als es notwendig ist, dir Respekt zu verschaffen. Wie schrecklich wird die Erwartung jeder Schlacht für mich werden, aber Gott und die heilige Jungfrau werden dich beschützen.“ Ihre Erwartungen wurden



Napoleon Bonaparte bei seinem Abgang von der Kriegsschule.

nicht getäuscht. Der glänzend durchgeführte italienische Feldzug zeigte das Feldherrngenie Bonapartes in strahlendstem Lichte.

Kurz vor Beginn dieses Krieges hatte er sich mit Josephine Beauharnais, die erheblich älter war als er, vermählt. Maria Lätitia war anfangs mit der Ehe ihres Sohnes nicht einver=

standen; einige Wochen lang schwieg sie, gab aber schließlich doch ihre Zustimmung und schrieb an ihre Schwiegertochter: „Seien Sie davon überzeugt, daß ich die Liebe einer Mutter für Sie empfinde, und daß ich Sie ebenso innig liebe, wie meine eigenen Kinder.“

Drei Jahre vergingen: Napoleons Stern stieg. Im Dezember des Jahres 1799 erhielt er unter dem Titel des ersten Konsuls auf zehn Jahre hinaus die volle Gewalt eines Monarchen. Er verlegte seine Wohnung in den alten französischen Königspalast, die Tuilerien, und umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat. Zwei Jahre später gelang es ihm, seine Wahl zum Konsul auf Lebenszeit durchzusetzen, und am 20. Mai 1804 wurde sein Werk gekrönt durch seine Proklamation zum erblichen Kaiser der Franzosen. Am 2. Dezember 1804 fand die Kaiserkrönung, zu der Papst Pius VII. nach Paris kam, unter großem Pomp in der alten Notre-Dame-Kirche statt.

Maria Lätitia hieß nun madame-mère, Kaiserin-Mutter; aber die Würde ihrer hohen Stellung bot ihr nicht viel Verlockendes. Auch als ihr Sohn schon erster Konsul geworden war, lebte sie noch in stiller Zurückgezogenheit in Rom. Erst auf wiederholtes, dringendes Bitten Napoleons entschloß sie sich, nach Paris zu gehen, um der Krönung beizuwohnen. Sie bekam nun ihren eigenen Hofstaat, fühlte sich aber dem Glanz des Hoflebens immer fremd. Ihr Sohn stellte ihr große Summen zur Verfügung; trotzdem hielt sie sich völlig zurückgezogen, lebte einfach und legte jährlich einen Teil ihrer Millionen zurück. Nur für wohlthätige Zwecke verausgabte sie viel; sie hat im stillen unendlich viel Gutes gethan. Der Politik blieb sie vollständig fern. Auch jetzt noch war ihr eigentlicher Beruf die Sorge der Mutter, und ihre Aufgabe war es, die jetzt vielfach aus Neid und Eifersucht sich einstellenden Zwistigkeiten unter den zahlreichen Gliedern der Familie zu schlichten, die alle durch das Genie ihres Familienoberhauptes Napoleon auf der Stufenleiter des Lebens mit emporgehoben worden waren. Sein Bruder Joseph wurde Herrscher des Königreichs beider Sicilien und später König von Spanien, wo er sich aber nur kurze Zeit zu halten ver-

mochte; Ludwig, Napoleons jüngerer Bruder, wurde König von Holland, Jérôme König von Westfalen, sein Schwager Murat König von Neapel, seine Schwester Maria Anna Elisa Großherzogin von Toskana. Maria Lätitias Hauptsorge aber blieb immer ihr Sohn Napoleon, der selbst als ruhmgekrönter Kaiser in ihren Augen immer noch ihr kleiner „Napolione“ blieb. Die Kaiserin-Mutter konnte das Glück nicht leicht genießen; sie fürchtete die Ungunst des Schicksals und ahnte das schnell hereinbrechende Unglück. So war sie nie heiter und sorgenfrei; stets lag eine gewisse Schwermut auf ihr, und dazu kam noch die Sorge um das Leben Napoleons, wenn dieser sich in einem seiner Feldzüge befand. An den zahlreichen Siegesnachrichten, die ihr Sohn ihr von den Kriegsschauplätzen senden konnte, erfreute sie sich nicht. Stets fürchtete sie eine Unglücksbotschaft und trug sich mit der Besorgnis, daß Napoleon einmal auf dem Schlachtfelde fallen könnte.

Maria Lätitia war, wie gesagt, ungemein anspruchslos für die Mutter des damals gewaltigsten Herrschers. Die Würde ihrer Stellung aber wußte sie in vollkommenstem Maße zu wahren, und vor allem verlangte sie von ihren Kindern, selbst von ihrem Sohne, der so hoch gestiegen war, die Ehrfurcht, die man der Mutter schuldet. Das mußte Napoleon selbst einmal sehr deutlich erfahren. Es war auf einer Familiengesellschaft, auf der ausnahmsweise auch der Kaiser erschien, den sonst gewöhnlich seine Regierungsgeschäfte abhielten. Beim Eintritt hielt er zur Begrüßung seiner Mutter die Hand mit einer Bewegung hin, die anzudeuten schien, sie müsse diese küssen. Maria Lätitia aber stieß die Hand ihres Sohnes fast unwillig zurück.

„Bin ich nicht Ihr Kaiser?“ fragte er.

„Bin ich nicht Ihre Mutter, und sind Sie nicht vor allem mein Sohn?“ antwortete sie entrüstet.

Napoleon schwieg und küßte ihr die Hand.

Marie Luise, seine zweite Gemahlin, die Napoleon bekanntlich nach seiner Ehescheidung von Josephine Beauharnais geheiratet hatte, wohnte dieser Szene bei und bemerkte zu ihrer Schwiegermutter: „Als ich noch in Wien war, küßte ich immer dem Kaiser von Oesterreich die Hand.“

„Der Kaiser von Oesterreich war Ihr Vater, mein Kind,“ erwiderte madame-mère, „der Kaiser von Frankreich ist mein Sohn — das ist der Unterschied.“

Maria Lätitias stetige Furcht vor der Ungunst des Schicksals war nur zu begründet gewesen; sehr bald verließ das Glück den korsischen Weltherrscher. Seine unersättliche Ruhmbegierde, seine nie nachlassende Eroberungssucht sollten die Ursache seines Sturzes werden. Der Zug gegen Rußland mit 450000 Mann, der „Großen Armee“, verlief unglücklich und untergrub Napoleons Macht. Der Befreiungskampf Preußens, die Uebermacht der drei verbündeten Staaten Rußland, Preußen und Oesterreich, die Völkerschlacht bei Leipzig führten seine völlige Niederlage herbei. Am 11. April 1814 mußte er zu Fontainebleau für sich und seine Erben auf die Krone verzichten. Dafür wurde ihm die Insel Elba als Fürstentum, die Beibehaltung des Kaisertitels und eine jährliche Rente von 2 Millionen Franks zugesprochen. Am 4. Mai 1814 langte er auf einem englischen Kriegsschiff in Elba an; Maria Lätitia und ihre Tochter Paulina begleiteten den gestürzten Kaiser in seine Verbannung.

Napoleons Aufenthalt auf Elba dauerte bekanntlich kaum ein Jahr. Am 1. März 1815 landete er wieder in Frankreich, um seinen Thron von neuem zu erobern.

Vor seiner mit großer Heimlichkeit betriebenen Abreise von Elba aber fragte er seine Mutter um Rat. Als echte Korsin sagte sie ihm: „Reisen Sie, mein Sohn, folgen Sie Ihrem Schicksal; es kann nicht der Wille des Himmels sein, daß Sie hier entweder durch Gift oder nach einem thatenlosen Leben sterben. Sie müssen mit dem Schwert in der Hand fallen; lassen Sie uns hoffen, daß Gott, der Sie in so vielen Schlachten beschützt, Sie auch jetzt behüten wird.“

Doch nur hundert Tage lang vermochte der Kaiser seine Herrschaft zu behaupten; dann wurde er als Gefangener der verbündeten Monarchen Europas nach der Felseninsel Sankt Helena verbannt. Seine Mutter zog tiefgebeugt nach Rom, wo sie nun bis zum Ende ihres Lebens bei ihrem Stiefbruder, dem Kardinal Fesch, lebte, von einigen ihrer Kinder und Enkel umgeben. Gerade jetzt, in der Zeit der Trennung, in seinem

Elend, liebte sie ihren großen Sohn vielleicht mehr, mit leidenschaftlicher, echt korsischer Zärtlichkeit, als in den Tagen seiner Weltmacht. Der Gedanke, daß ihr Sohn, der einst sieggekrönte Held, der Weltgebieter, jetzt auf eine wüste Felseninsel im fernen Ozean verstoßen und der Gewalt seiner Feinde hilflos preisgegeben war, ließ sie keine Ruhe mehr finden. Mit heftigem Schmerz empfand sie das Gefühl ihrer Ohnmacht, daß sie ihm nicht helfen konnte, und sie, die sparsamste Fürstin, die je gelebt hat, wäre sofort bereit gewesen, ihr ganzes Vermögen hinzuopfern, ihm ihren letzten Heller zu senden und selbst als Magd in den Dienst zu ziehen. Napoleon sagte auf Sankt Helena von seiner Mutter: „Sie würde mir alles gegeben haben, was sie besaß, sie hatte es mir angeboten, sie hätte ohne Murren Schwarzbrot gegessen, bei ihr überwiegt das Große das Kleine, der Stolz und ein edler Ehrgeiz gehen bei ihr vor dem Geiz. Noch gedenke ich der Regeln über Stolz, die sie mir in meiner Kindheit gegeben und die mich mein ganzes Leben beeinflußt haben.“ Doch wurde ihr Wunsch, ihrem Sohn nach dem wüsten Eiland folgen zu dürfen, nicht erfüllt, ja, sie erlebte sogar die bittere Kränkung, daß alle ihre Briefe dem Gefangenen immer nur eröffnet gegeben wurden. Das treue Mutterherz verleugnete sich aber nie, und sie ergriff jede Gelegenheit, um das Los des unglücklichen Kaisers, soweit es in ihren Kräften stand, zu einem besseren gestalten zu helfen. Wie rührend ist nicht z. B. das Schreiben, das sie im Jahre 1818 an die in Aachen zum Kongreß versammelten Fürsten richtete, um von diesen für den kranken und jetzt so schwachen Löwen die Freiheit zu erwirken! Erschütternde Worte fand sie: „Ich bin Mutter, und das Leben meines Sohnes ist mir teurer als mein eigenes; machen Sie den Schritt einer Mutter, die Sie anfleht gegen lange Grausamkeit, die man gegen ihren Sohn ausgeübt hat, nicht zu einem vergeblichen! Im Namen desjenigen, dessen innerstes Wesen die Barmherzigkeit ist, helfen Sie, daß die Qual meines Sohnes aufhört, helfen Sie, ihm die Freiheit wieder zu geben! Ich erflehe es von Gott und von Ihnen, die Sie seine Vollstrecker auf Erden sind!“

Doch umsonst! — Napoleon blieb Gefangener auf dem öden Felseneiland. Er war von der treuen Fürsorge seiner

Mutter wohl unterrichtet. Noch kurz vor seinem Tode sprach er warm und herzlich von ihr. „Sie hat mich immer geliebt," sagte er unter anderm, „in ihrem ganzen Leben war sie eine ausgezeichnete Frau, eine Mutter über alles Lob erhaben, sie ist im Besitze eines Mutes und einer Seelengröße, die übermenschlich sind."

Als Maria Lätitia die Trauerbotschaft vom Ableben ihres Sohnes erhielt, war ihr Schmerz beispiellos. Er war ihr zuletzt das liebste ihrer Kinder, nicht, weil er der Größte, sondern weil er der Unglücklichste geworden.

Was uns diese Frau ganz besonders interessant, merkwürdig und bewundernswert erscheinen läßt, ist der Umstand, daß all der irdische Glanz, der sie so lange umgab, und in dessen Mittelpunkt sie oft stand, ihre klugen Augen nicht zu blenden vermochte, und daß sie selbst in den Tagen der sonnigsten, unermeßlichsten Freude eine dunkle Ahnung des künftigen Mißgeschicks hatte, das ihr Geschlecht so grausam niederschmettern sollte. Ihre angeborene Hoheit und Würde, ihr weiblicher Takt und das Gleichgewicht ihres Gemütes verleugneten sich nie; sie war recht eigentlich in des Wortes vollster Bedeutung die Mutter der Könige, „Mater Regum", wie in goldenen Buchstaben auf einem schwarzen Marmorblock vor ihrer Ruhestätte in Ajaccio zu lesen ist.

Diese Frau hatte sich auch in den langen Jahren ihres Lebens nach dem Zusammenbruch ihres Hauses die ganze Festigkeit und den Stolz bewahrt, der die Bewohner Korsikas auszeichnet. Mit ihren strahlenden italienischen Augen, die an das Schöne so gewohnt waren, und die nichts verwirren konnten, hatte sie ihren Sohn bis zur höchsten Würde emporsteigen sehen, als ob diese ihm von rechtswegen zukäme; selbst sein Genie erweckte ihr Erstaunen nicht; sie fühlte, daß dies ein Erbteil von ihr sei. Gewiß hat kein anderes Weib, wie Gaudy es hervorhebt, schwerere Prüfungen erlitten, als Maria Lätitia Ramolina-Buonaparte, aber sie trug diese furchtbaren Heimsuchungen mit einer wahrhaft majestätischen Ruhe und der vornehmsten Haltung. In ihrer Größe hatte sie niemals Eitelkeit gezeigt, und im Unglück hörte man nie Klagen aus ihrem Munde.

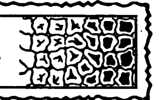
Kurz vor ihrem Tode machte ihr der Papst Pius VIII. in Rom einen Besuch und versuchte, sie über die herben Verluste in ihrer Familie, die sie erlitten, zu trösten. Lätitia antwortete ihm: „Gott allein ist unveränderlich, er ist freigebig gegen mich gewesen, nun hat er mir wieder genommen, was er mir gegeben, sein Wille geschehe!“

Als einst die Rede auf Napoleon I. und das Kaisertum kam, sprach die gottergebene Greisin die Worte, die ihr ganzes stolzes Seelenleben treffend kennzeichnen: „Mein Sohn wurde gestürzt, er kam im Elend fern von mir um, meine armen Kinder sind verbannt, ich erlebe, daß eins nach dem anderen von ihnen stirbt, ich bin alt und verlassen, aber ich würde mein Los mit der größten Königskrone der Welt nicht vertauschen.“





Deutsche Dichtergrüße.



Zwei Wogen.

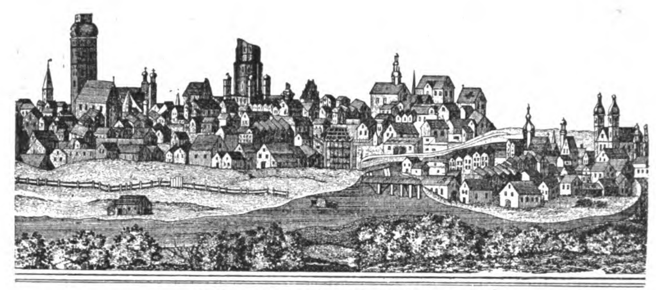
Von Alice von Gaudy.

Eine Woge kam gezogen,
Hob sich stolz in mächt'gem Bogen,
Um im Sturz, dem heftig schnellen,
Auf den Klippen zu zerschellen.
Eine andre kam geflossen:
Träge hat sie sich ergossen,
Netzend mit des Kammes Rande
Kaum den Sand auf flachem Strande.

Gleichen sie nicht beide Seelen,
Die verschiedne Ziele wählen?
Von Begeist'rung fortgetragen,
Will die eine alles wagen:
Selbst das Höchste, selbst das Leben
Opfert sie dem mut'gen Streben.

Und die andre kann der schlaffen,
Trägen Ruh' sich nicht entraffen,
Läßt in eitlen, leeren Träumen
Ihre Lebenskraft verschäumen.
Ohne Plan und ohne Willen,
Nur bequem für sich, im stillen.

Soll für eine von den beiden
Ich mich kurz und fest entscheiden:
Will ich lieber kämpfen, ringen,
Meinen Willen streng bezwingen,
Lieber festen Muts entsagen,
Als in ruhigem Behagen,
Ohne Sturm und inn're Gluten
Treiben auf des Lebens Fluten!



Posen vor zwei Jahrhunderten.

Polentum und Deutschtum.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Provinz Posen.

Von Dr. **A. v. Osten.**

(Nachdruck verboten.)



Zu den interessantesten Landesteilen des deutschen Reiches gehören die Grenzländer, denn in ihnen finden wir nicht bloß eine gemischtsprachige Bevölkerung, sondern meist auch eine auf Jahrhunderte alter Ueberlieferungen beruhende Verschiedenheit in der ganzen Kultur. Solche Verhältnisse erfordern große Geschicklichkeit der leitenden Persönlichkeiten, um die vorhandenen Gegensätze auszugleichen. In der Provinz Posen, der deutschen Ostmark, giebt es besonders viel auf diesem Gebiete zu thun, und ein Versöhnungsziel war es auch, dem der vom deutschen Kaiser der Provinz Posen gemachte Besuch galt.

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen des friedfertigen Monarchen, dem es bekanntlich auch an der Westgrenze des Reiches, im schönen Elsaß, gelungen ist, die in einem Teile der dortigen Bevölkerung noch schmerzlich empfundenen Wunden, die der deutsch-französische Krieg geschlagen, zur allmählichen Heilung zu bringen, geht die Thätigkeit der Regierung, die aus den Kreisen des deutschen Bürgertums wirksam unterstützt wird.

Seit der öffentlichen Erörterung dieser Thätigkeit, wie sie aus Anlaß der letzten preußischen Landtagsverhandlungen zu Berlin aufs neue begann, tauchen jetzt fortgesetzt Schlagworte, wie: Ansiedlungskommission, H.-K.-T.-Verein usw. in den Tageszeitungen auf, und da dürfte es angebracht sein, zunächst die Bedeutung dieser Schlagworte, die zur Beurteilung der Polenfrage wichtig sind, näher zn erläutern.

Die Ansiedlungskommission ist eine von der deutschen Regierung im Jahre 1866 auf Grund des vom Fürsten Bismarck geschaffenen Ansiedlungsgesetzes ernannte Kommission, die mit einem — später verdoppelten — Geldfonds von hundert Millionen Mark ausgerüstet wurde und die Aufgabe hatte, mit diesem Kapital möglichst viel Grundbesitz in Posen und Westpreußen für deutsche Ansiedler zu erwerben. In dem nun entbrennenden wirtschaftlichen Kampfe stellte sich bald heraus, daß die bewilligte große Summe zum Schutz des Deutschtums nicht ausreichend war, und so entschloß man sich in der vergangenen Landtagssitzung zur Bewilligung einer Viertelmilliarde, also von zweihundertundfünfzig Millionen Mark. Da es in der Provinz Posen, die zur Beurteilung der Ansiedlnngsfrage in erster Linie in Betracht kommt, neben rund einer Million Polen etwa 700 000 Deutsche giebt, so würden bei gleichmäßiger Verteilung des Riesenfonds etwa 360 Mark auf jeden Kopf der deutschen Bevölkerung kommen. Natürlich würde eine derartige schablonenhafte Verteilung den wirklichen Bedürfnissen nicht entsprechen, aber man sieht doch daraus, eine wie ungeheure Summe der Regierung zur Verfügung steht. Hoffentlich wird ein Teil dieses Kapitals zur Verbesserung des mit diesen Zwecken eng zusammenhängenden Verkehrswesens angewendet; denn wie soll der deutsche Handel in der Provinz blühen, wenn er mit nicht ausreichenden Bahnverhältnissen zu kämpfen hat, da auf den meisten Eisenbahnstrecken der Provinz Posen die Beförderung noch in einem Tempo vor sich geht, das an die schönen Zeiten erinnert, da die selige Postschnecke durch die deutschen Lande strich?

Was die Regierung durch die Ansiedlungskommission, das sucht das Bürgertum auf dem Wege der Vereinsthätigkeit zu erreichen. Im Vordertreffen steht hierbei der Verein zur

Förderung des Deutschtums in den Ostmarken, der sogenannte Ostmarkenverein, den man auch — nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Begründer: Hansemann, Kennemann, Tiedemann — als „H.-K.-T.-Verein" bezeichnet. Der jüngst verstorbene Dr. von Hansemann, der das Gut Pempowo im Posenschen besaß, war ein Sohn des bekannten Berliner Millionärs; Oekonomierat Kennemann-Klenka hat in derselben Provinz einen bedeutenden Länderbesitz, den man auf über 80 000 Morgen schätzt; Major von Tiedemann-Seeheim ist der dritte in der Leitung des Vereins.



Dr. von Hansemann.

Die auf Stärkung des Deutschtums gerichteten Absichten des „H.-K.-T.-Vereins" und der Regierung erfahren leider in ihrer Ausführung eine starke Beeinträchtigung durch einen Punkt, der in der Oeffentlichkeit noch nicht genügende Beachtung gefunden hat: durch den in der Provinz Posen herrschenden Kastengeist. Während die unter dem Namen „Sokols" bekannten polnischen Turnvereine fest zusammen halten und dadurch ein wirksamer Boden für politische Propaganda sind, sind die Deutschen gesellschaftlich streng geschieden: das Beamtentum steht der Bürgerschaft fast unnahbar gegenüber, während innerhalb der Beamtenwelt wiederum die verschiedenen Rangverhältnisse sich empfindlicher ausgeprägt finden, als in irgend einem anderen Teile des deutschen Vaterlandes, und so eine unüberbrückbare Kluft bilden. Die bestgemeinten Erlasse der Minister müssen ihre Wirkung verfehlen, wenn das Deutschtum sich nicht zusammenschließt, sondern an dem unseligen Kastengeist seine Kräfte zerplittert.

Nicht immer hat die polnische Bevölkerung der Provinz Posen, die der deuschen in dieser Hinsicht heutzutage als Vorbild dienen kann, diesen festen Zusammenschluß gezeigt. Jahrhundertelang war sie gesellschaftlich zerklüftet und gab den besten Nährboden für den Untergang des einst mächtigen Polenreiches. Ein Rückblick in die Geschichte der Provinz und Stadt Posen, die von jeher der Hauptsitz des Polentums war, wird uns die Beweise hierfür erbringen und uns gleichzeitig manchen nützlichen Wink geben für die Gegenwart.



Oekonomierat Kennemann.

Zur Zeit der Völkerwanderung, also vor circa 1500 Jahren, drangen von Osten her slavische Völkerschaften über die Weichsel und überfluteten in den folgenden Jahrhunderten alle Landstriche Deutschlands bis zur Elbe hin. Die Sage erzählt, drei slavische Brüder, Ruß, Lech, Czech, hätten während dieser stürmischen Völkerwanderung sich voneinander getrennt und wären zufällig an der Stelle, wo die Cybina in die Warthe mündet, zusammengetroffen; in der Freude des Wiedersehens und Wiedererkennens hätten sie gleichzeitig ausgerufen: poznaje! (ich erkenne), und an dieser Stelle hätten sie eine Niederlassung gegründet, der sie mit Bezug auf jenes Wiedererkennen den Namen Poznan (Posen) gegeben; eine Zeitlang hätten sie zusammen gelebt, sich dann aber von neuem getrennt; Ruß sei nach Osten gezogen und habe das russische Reich gegründet; Czech sei mit seinen Scharen nach Böhmen gewandert und sei dort der Gründer des Königreichs Böhmen geworden; Lech dagegen sei an der Cybina geblieben und habe von hier aus als

Stammvater der Lechiten das Polenreich gegründet. Die Nachkommen Lechs herrschten in diesen Gegenden, bis die Dynastie der Piasten auf den Thron kam, und diesen folgten die Jagellonen, unter denen Polen der mächtigste Staat im östlichen Europa wurde.

Mieczyslaw I., aus dem Stamme der Piasten, nahm im Jahre 966 das Christentum an und gründete zwei Jahre später das Bistum Posen; es ist dies das erste Mal, daß der Name Posen aus dem Dunkel der Sage an das Licht der historischen Thatsachen hervortritt. Mit der Einführung des Christentums begann auch das Deutschtum nach Osten vorzudringen; zahlreiche deutsche Ackerbauer und Handwerker kamen auch nach Großpolen, wo sie gern aufgenommen wurden und teils neue Dörfer und Städte gründeten, teils in den bereits vorhandenen sich niederließen. Um deutsche Ansiedler anzulocken, befreite man sie von den gewöhnlichen Lasten und gab den von ihnen gegründeten Städten das sogenannte Magdeburger Recht (deutsches Recht oder Stadtrecht) im Gegensatz zu dem polnischen.



Major von Tiedemann.

So entstand im Jahre 1240 auf dem linken Ufer der Warthe eine Niederlassung, die 1253 zur Stadt erhoben wurde. Es war die Altstadt Posen, in der zahlreiche deutsche Ansiedler sich niederließen, angelockt durch die Bestimmung, daß den Bewohnern dort für die ersten acht Jahre Steuerfreiheit und während derselben Zeit freier Ab- und Zuzug gewährt werden solle. Während die bisherige Piastenstadt, die auf dem rechten Ufer der Warthe lag, allmählich aus einer dorfartigen Nieder-

lassung entstanden und demgemäß auch unregelmäßig gebaut war, wurde die Altstadt Posen von vornherein nach einem bestimmten Plane angelegt, ähnlich wie Breslau: in beiden Städten steht in der Mitte des viereckigen Marktes (polnisch „rynek", in Breslau „Ring" genannt) das Rathaus nebst mehreren, sich daran anschließenden Gebäuden, und von dem Marktplatze gehen an jeder Seite drei Straßen aus, die sich mit anderen Parallelstraßen durchkreuzen und auf diese Weise regelmäßige Häuservierecke bilden. Die neu entstandene Stadt wurde mit Gräben und Wällen befestigt und an ihrer westlichen Grenze auf einem Berge — auf der Stelle des späteren Oberlandesgerichts — ein Schloß erbaut, das die Piastenherzöge zu ihrem Sitze wählten, und wo sie bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts residierten.

In derselben Periode, in der das polnische Reich seine höchste Blüte und größte Macht erreicht hat, etwa von 1520 bis 1610, gewann auch die Stadt Posen ihre höchste Entwickelung. Es war dies die „goldene Zeit" für Posen. Der Handel jener Tage hatte eine Blüte erreicht, wie seitdem nie wieder; die Gewerbe erfreuten sich eines hohen Aufschwungs, und durch festes Zusammenschließen zu Innungen wußten die Handwerker ihre erworbenen Rechte zu wahren. Polen und Deutsche, die ersten in der Mehrzahl, bildeten den Kern der Bevölkerung und lebten friedlich beisammen. Ohne Uebertreibung konnte ein damaliger Chronist die für die heutigen Verhältnisse märchenhaft klingende Behauptung aufstellen: „Keine anderen Völker der Welt stehen einander so nahe und sind sich so befreundet, wie Polen und Deutsche."

Dem großen Aufschwung folgte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein jäher Niedergang, nachdem die Dynastie der Jagellonen 1572 erloschen und Polen ein Wahlkönigreich geworden war. Die Macht des Adels, sowohl dem Königtum wie den Städten gegenüber, nahm immer mehr zu, so daß Polen in Wahrheit eine Aristokraten-Republik genannt werden konnte. Der Uebermut der Großen kannte keine Grenzen und stempelte den „polnischen Reichstag," auf dem es meist sehr stürmisch zuging, zu einem Zerrbilde, wie es aus dem Schillerschen Demetrius-Fragment so lebendig uns entgegentritt.

Auch die soziale Stellung, die der polnische Edelmann damals seinen Untergebenen gegenüber einnahm, trug zur Be-



Der alte Markt und das Rathaus in Posen.

schleunigung des Unterganges des Polenreiches bei. Da es zum Begriff des Adels gehörte, ein mit einem Landgut an-

gesessener, freier Mann zu sein, so folgt daraus, daß alle übrigen Landbewohner unfrei waren. Es waren, mit geringen Ausnahmen, Leibeigene, die mit den Grundstücken oder Dörfern, wo sie ansässig waren, verkauft oder verschenkt wurden. Ein Teil von ihnen diente im Hause des Herrn als Diener, Knechte oder Mägde, und verrichtete alle Arten gewerblicher Arbeiten; auch mußten sie als Fischer, Imker, Jäger, Biberfänger, Falkner, Vieh- und Hundewärter, Waldhüter, Gärtner usw. anstrengenden Dienst leisten. Den Acker, den der Herr sich vorbehalten, mußten die Bauern mit ihrem Zugvieh bestellen und abernten und zudem noch drückende Abgaben leisten, sowohl in Geld als auch in Naturalien aller Art: in Vieh, Getreide, Honig, Fischen und anderem. Jeder Willkür ihres Eigentümers, gegen den sie kein Klagerecht hatten, waren sie preisgegeben — und ebenso ihre Frauen und Töchter; wer sich darüber beschwerte, erhielt hundert Stockschläge. Für alle Zeit blieben sie an die Scholle gefesselt, auf der sie geboren waren, und wenn sie starben, fiel ihre Habe an den Grundherrn. Auch sonst beutete sie dieser aus, wo und wie er konnte: nur aus seinem Wirtshause durften sie ihren Branntwein und nur bei seinem Hofjuden ihren Bedarf an Waren entnehmen. Ja sogar das Leben dieser Aermsten stand in der Willkür ihrer Peiniger, denn auf Totschlag eines leibeigenen Bauern durch seinen Grundherrn stand nur eine geringfügige Buße. War der Mörder ein fremder Edelmann, so lag ihm noch die Versorgung der Hinterbliebenen des Getöteten ob. Selbst die Flucht war diesen weißen Sklaven abgeschnitten, denn ohne Genehmigung der Grundherrschaft durften sie ihre Wohnsitze nicht verlassen, und jede Stadt, jede Dorfgemeinde war verpflichtet, einen solchen Flüchtling bei zweihundert Mark Strafe sofort in Haft zu nehmen und zu seiner Gutsherrschaft zurückzuführen.

In einer ähnlich traurigen Lage wie der Bauernstand, der etwa neun Zehntel der kurz vor der ersten Teilung Polens ungefähr vierzehn Millionen betragenden Bevölkerung bildete, befand sich während der letzten Jahrhunderte des Reiches der Bürgerstand der Städte, dessen bescheidene Freiheit durch einen gewaltthätigen Beamtenadel arg verkümmert wurde. Hierzu kam der wahrhaft erschreckliche, moralische Verfall des polnischen

Adels und die zunehmende Unfähigkeit der Krone, sich gegen dessen Ansprüche zu schützen. Bei den Thronstreitigkeiten, die an das häufige Aussterben der Königsgeschlechter sich knüpften, wurde die Hilfe des Auslandes vielfach angerufen; kein König konnte, dem übermütigen Adel gegenüber, ohne fremde Stütze auf dem Thron sich erhalten; und so konnte es nicht ausbleiben, daß ein Staatswesen, das jahrhundertelang eine vorherrschende Rolle gespielt und noch im siebzehnten Jahrhundert — bei der Errettung Wiens vor der Türkengefahr durch Johann Sobieski — als tapfere Vormauer gegen den mächtig andrängenden Islam sich ein unbestreitbares Verdienst um die christliche Kultur des Westens und Südens Europas erworben hatte, den Nachbarmächten zum Opfer fiel.



Oberbürgermeister Witting in Posen.

Zu den durch den Adel heraufbeschwornen inneren Nöten, durch die Bürgerkriege und zuletzt vollständige Anarchie hervorgerufen wurden, kamen äußere Verwickelungen. Preußische und russische Truppen bedrückten — während des siebenjährigen Krieges — abwechselnd die Stadt Posen, und nun ging das Polenreich mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen. Die mächtigen Nachbarn mischten sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches, und nachdem vorher schon Landesteile an Preußen und Rußland verloren gegangen waren, nahmen Rußland, Oesterreich und Preußen 1772 die erste Teilung polnischen Gebietes vor (über 200 000 Quadratkilometer mit gegen fünf Millionen Einwohnern), der 1793 die zweite Teilung (über 300 000 Quadratkilometer mit vier Millionen Einwohnern) und

1795 die dritte Teilung folgte. Im letzten Verzweiflungskampfe der unglücklichen Polen hatte sich besonders ihr heldenhafter Führer Kosciuszko, der siegreich nach Warschau vorgedrungen war und durch allgemeines Aufgebot ein Heer von 70000 Mann gegen die einrückenden Preußen und Russen zusammengebracht hatte, ausgezeichnet. Als er am 10. Oktober 1794 bei Macciejowice in Gefangenschaft geriet und der russische Oberbefehlshaber Suwarow nach Erstürmung Pragas am 8. November in Warschau einzog, war der Krieg zu ungunsten Polens entschieden.

Aus einem Teile des ehemaligen Königreichs Polen, zu dem auch die Stadt Posen gehörte, wurde nach der zweiten Teilung die Provinz „Südpreußen", wie sie bis zum Jahre 1807 genannt wurde, gebildet, in die sich nun ein neuer Strom deutscher Einwanderer aus dem Westen ergoß, begünstigt durch die neue Regierung, die das Deutschtum in dem neuen Landesteile nach Kräften förderte.

Nach dreizehnjähriger Dauer der südpreußischen Herrschaft rückten, nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena, die Franzosen Anfang November 1806 in Posen ein. Kurz darauf wurden die beiden, der preußischen Regierung anhänglichen Bürgermeister Schatzschneider von Gollancz und Differt von Obrzycko vor dem Rathause zu Posen von den Franzosen standrechtlich erschossen, jener, weil er die Magazinvorräte den preußischen Truppen hatte nachschicken lassen, dieser, weil er einen jungen Polen, der die Nachricht von der Ankunft der Franzosen verbreitete, den preußischen Truppen hatte ausliefern wollen. Am 27. November erschien Napoleon selbst in Posen, von den polnischen Magnaten mit großem Jubel empfangen. Durch den für Preußen unglücklichen Tilsiter Frieden vom 7. Juli 1807 wurde das bisherige Südpreußen nebst einem Teile Westpreußens und dem Netze-Distrikt als „Herzogtum Warschau" unter den König von Sachsen, Friedrich August, gestellt. Die deutschen Beamten wurden aus ihren Stellen entlassen und alles nach französischem Muster eingerichtet.

Die Hoffnungen, die die Polen damals auf Napoleon gesetzt hatten, wurden durch den deutschen Befreiungskrieg vernichtet. Während der ersten Monate des Jahres 1813

zogen die Russen in die Stadt Posen ein, die während des Bestehens des Herzogtums Warschau außerordentlich in ihrem Wohlstande gelitten und deren Hauptstraße, die Wilhelmstraße, während dieser Zeit den Namen Napoleonstraße geführt hatte; und schon seit dem 25. Januar dieses Jahres wurden die Gerichtserkenntnisse nicht mehr im Namen des Königs von Sachsen erlassen, sondern in dem des Königs von Preußen. Durch den Wiener Kongreß (1815) gelangte die Stadt Posen als Hauptstadt des „Großherzogtums“ oder der Provinz Posen wieder an Preußen.

Nur mit Ingrimm beugten sich die Polen unter die neuen Verhältnisse und schürten im geheimen die Flamme der nationalen Begeisterung, die in mehreren blutigen Aufständen hell emporlodern sollte, leider aber hierbei in Greuel ausartete, vor denen die Muse der Geschichte schweigend ihr Haupt verhüllt. Die meisten dieser Aufstände waren gegen die russische Herrschaft gerichtet, sie zogen aber ihre Kreise auch bis nach Posen, von wo die Aufrührer zahlreichen Zuzug erhielten.

Im Jahre 1830 wurde ein solcher polnischer Aufstand im Keime erstickt. Die aus Rußland flüchtenden Polen zerstreuten sich über das ganze deutsche Vaterland, wo sie vielfach als Helden bewundert, gefeiert und aufgenommen wurden — ja, es entwickelte sich damals eine förmliche Polenschwärmerei.

Ernstlicher gestalteten sich die Unruhen der Jahre 1845 und 1846. Schon zeitig waren dem Posener Polizeipräsidenten von Minutoli Nachrichten zugegangen, daß eine Verschwörung im Gange sei, die auch unter den Offizieren und Unteroffizieren der in Posen garnisonierenden Truppen Anhänger gefunden habe. Als Tag des Ausbruchs der Revolution war der 17. Februar 1846 bestimmt. Die Stadt sollte an allen vier Ecken angezündet, während der dadurch entstehenden Verwirrung das Hauptfestungswerk überrumpelt, die königlichen Kassen in der Stadt gesprengt, die Spitzen der Behörden verhaftet und am nächsten Tage eine provisorische Regierung eingesetzt werden. Man wollte dann sofort die polnischen Landwehren aufrufen und mit deren Hilfe Russisch-Polen in Aufstand versetzen; zu gleicher Zeit sollte der Aufstand in Galizien, der österreichischen Polen-Provinz, beginnen. Aber dieser wohlangelegte Plan

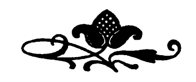
wurde durch Verrat durchkreuzt. In der Nacht vom 5. zum 6. Februar erschien vor dem erstaunten Polizeipräsidenten von Minutoli in dessen Arbeitszimmer trotz doppelt verschlossener Thüren ein Mann, gab an, wie es ihm möglich geworden sei, einzudringen, und versprach, ihm Aufschlüsse von ungeheurer Wichtigkeit zu geben, wenn er ihm um zwei Uhr nachts folgen wolle. Nachdem von Minutoli seinem Diener den Auftrag gegeben, wenn er bis fünf Uhr morgens nicht wieder da sei, Nachforschungen zu veranlassen, folgte er dem Führer um zwei Uhr nach einem Hinterzimmer im Bazar, wo zwei Personen an einem Tische mit geladenen und gespannten Pistolen saßen. Sie waren bereit, dem Polizeipräsidenten die vollkommensten Aufschlüsse über eine bevorstehende Revolution zu geben, wenn er sie nicht verrate und außerdem nichts notiere. Nachdem von Minutoli dies Versprechen gegeben, teilten ihm die beiden aufs genaueste die Operationspläne der Verschworenen, sowie die Namen derselben mit. Um vier Uhr morgens verließ von Minutoli wieder den Bazar. Von seiten der Behörden wurden nach diesen wichtigen Mitteilungen und Aufschlüssen die nötigen Maßregeln getroffen, und bald gelang es, den Haupträdelsführer von Mieroslawski und seine Genossen zu verhaften. Am 7. März wurde über die Stadt Posen der Belagerungszustand verhängt. Etwa 250 von den — meist den höheren Ständen angehörigen — 700 Ergriffenen wurden in Berlin vor den Staatsgerichtshof gestellt und gegen acht auf Todesstrafe, gegen fünfzig auf Gefängnisstrafe erkannt. Der 20. März des Jahres 1848 brachte diesen Verurteilten Befreiung und Straferlaß.

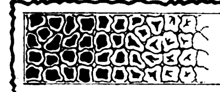
Noch im gleichen Jahre zeigte sich unter den Polen des Großherzogtums Posen eine lebhafte neue nationale Bewegung. Seit den Tagen der Pariser Februar-Revolution waren zahlreiche polnische Adlige in Posen zusammengeströmt. Sie bildeten im Bazar ein Nationalkomitee und verteilten zahlreiche rot-weiße Nationalkokarden, die auch von den Deutschen, selbst hochgestellten Beamten und Militärs, angeheftet wurden. Friedrich Wilhelm IV., an den die Polen eine Deputation sandten, versprach ihnen eine „nationale Reorganisation“ des Großherzogtums. Die königlichen Behörden verloren völlig den

Kopf und duldeten sogar in der Stadt Posen die öffentliche Formierung polnischer Truppen, die, etwa 15000 Mann stark, von Mieroslawski befehligt wurden. Rasch breitete sich der Aufstand über die ganze Provinz aus. In dem Städtchen Xions kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Aufrührern und preußischen Truppen, an deren Spitze Oberst von Brandt stand. Es entspann sich ein mehrstündiges Gefecht, da die Insurgenten einen verzweifelten Widerstand leisteten. Der Kampf zog sich durch die verbarrikadierten Straßen der Stadt hindurch auf das freie Feld. Ein Teil der Stadt ging in Flammen auf. Schließlich wurden die aufrührerischen Banden, die den preußischen Truppen bei Miloslaw und bei Wreschen empfindliche Schlappen beigebracht hatten, völlig geschlagen und zerstreut.

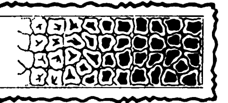
Nun wurde General von Pfuel vom König von Preußen mit einer Art Diktatur bekleidet, indem ihm die gesamte Militär- und Civilverwaltung der Provinz übertragen wurde. Trotz straffer Anziehung der Zügel kam es aber in den sechziger Jahren noch einmal zu einer blutigen Erhebung. Nachdem 1860 die ersten Unruhen in Warschau stattgefunden hatten, ward die Stimmung durch fortdauernde Agitation immer bedenklicher, es bildeten sich geheime polnische Vereinigungen, die durch die sogenannten „Hänge-Gensdarmen" mit Strick, Dolch und Gift arbeiteten, und schon das Jahr 1862 wies eine Fülle der entsetzlichsten Mordthaten auf. General von Werder, der mit starker Truppenmacht an der Grenze eintraf, entwickelte, Hand in Hand mit dem Oberpräsidenten Horn und dem Kommandierenden, Grafen Waldersee, eine erfreuliche Energie — und so erstarben Anfang 1864 die letzten Zuckungen des Aufstandes.

Die Geschichte ist unsere beste Lehrmeisterin. Die Nutzanwendung, die wir aus den polnischen Aufständen für die Gegenwart ziehen, ist die: nur Festigkeit und enger Zusammenschluß schützt die Deutschen vor einer neuen Polengefahr. Also: discite moniti! Lernt, die ihr gewarnt seid!





Allerlei.



Heine und der Zahnarzt. Heine sagt einmal, daß die zwei größten Uebel im Leben unglückliche Liebe und Zahnschmerz seien; an beiden hat er in Potsdam gelitten, und die Beschreibung seiner Zahnschmerzen und seiner Reise nach Berlin, um sich dort einen kranken Zahn ausziehen zu lassen, ist äußerst humoristisch. Es mag vielleicht etwas frivol klingen, aber man wird es begreifen, wenn Heine einmal ausruft: „Gewährt man mir zum Beispiel die Wahl zwischen einem bösen Gewissen und einem bösen Zahn, so wähle ich ersteres. Ach, es ist nichts gräßlicher als Zahnschmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beschloß, nach Berlin zu reisen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu lassen. Welche schauerliche, grauenhafte Operation!" — Und dann berichtet er weiter: „Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich in Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, so gab ich dem Postillon zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesicht an; denn nach dem neuen Naglerschen Postreglement war es den Postillonen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmütiger Stimme: ‚Seit zwanzig Jahren bin ich Postillon und bin an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!' Ich drückte dem ehrlichen Manne die Hand und seufzte.

Seufzend gelangte ich endlich in einen Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirt mit großer Freude: ‚Das ist ganz vorzüglich. Soeben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table d'hôte speisen, werden Sie ihn sehen.'" Heine ging nun zur Table d'hôte, die er „seine Henkersmahlzeit" nannte, welche ihm aber wenig schmeckte; selbst sein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand ihm an jenem Tage. Sein Auge suchte fortwährend den schrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Instinkt der Angst hatte er ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. „... Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, ein Gesicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kauz, in einem aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum, ihm ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick und hätte mir

auch gern die Ohren verstopft, um nur nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. An diesem Ton merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber seine Kunst keinen hinreichenden Spielraum gefunden.

Jedesmal, wenn er sprach, ward mir flau zu Mut und zitterte meine Seele. Mit Verzweiflung warf ich mich in ein Gespräch mit meinem Tischnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängstlich den Rücken zukehrte, sprach ich auch so selbstbetäubend laut, daß ich die Stimme desselben nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann von dem vornehmsten Anstand, von feinsten Manieren, und seine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Bescheidenheit selbst, die Rede floß mild von seinen sanft gewölbten Lippen, seine Augen waren klar und freudig, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, errötete er und bot mir seine Dienste an. ‚Um Gottes Willen,‘ rief ich, ‚wer sind Sie denn?‘ ‚Ich bin der Zahnarzt Meier aus St. Petersburg.‘ antwortete er. Ich rückte fast unartig schnell mit meinem Stuhle von ihm weg und stotterte in großer Verlegenheit: ‚Wer ist denn dort oben an der Tafel der Mann im aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen?‘ ‚Ich weiß nicht,‘ erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet ansah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernahm, flüsterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: ‚Es ist der Herr Theaterdichter Raupach!‘“

Vom Werte der Seide. Was das Gold unter den Metallen, der Diamant unter den Edelsteinen, das ist die Seide unter den Textilstoffen: der kostbarste, weil der schönste, glänzendste, widerstandsfähigste. Deshalb ist auch die Seide die Königin unter den Fasern. Die Seide bildet ein Glied in jener Dreiheit, welche den begehrtesten Schmuck der Frauen aller Stände und Weltteile abgiebt.“ So rühmt ein Sachverständiger, Professor W. F. Exner, den kostbaren Stoff, den uns der Seidenwurm schenkt. Aber wie alles in der Welt, so schwankt auch die Seide in ihrem Werte. Ein Kilogramm der von den besten Kokons gewonnenen Organsinseide in „sublimer Qualität“ kostete im Jahre 1800 im Durchschnitt 45 Mark, im Laufe des ersten Jahrzehnts stieg der Preis bis auf 60 Mark und schwankte, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, zwischen den beiden Grenzen.

Dann kam eine Zeit, wo der Seidenwert durch verschiedene Ereignisse stark beeinflußt wurde. Die Seide ist ein Luxusartikel und wird als solcher in unruhigen und kriegerischen Zeiten weniger begehrt, was ein Sinken des Preises zur Folge hat. So sehen wir auch, daß die Revolutionsjahre von 1830 und 1848 die niedrigsten Seidenpreise von 40 Mark mit sich brachten. Die Krisis wurde aber bald überwunden, und schon im Jahre 1858 betrug der Preis 73 Mark. Da kam 1854 der Krimkrieg, und die Preise sanken wieder auf 50 Mark.

Bald darauf, im Jahre 1856, trat eine Katastrophe in der Seidenerzeugung ein, die Raupen wurden von einer epidemischen Krankheit, der Pebrine, ergriffen, die Seide wurde seltener und infolgedessen teurer. 1857 kostete ein Kilogramm Organsin bereits 88 bis 90 Mark; auch in

den folgenden Jahren mehr als 80 Mark, und der Krieg in Amerika vermochte diesen Satz nur bis auf 60 Mark herabzudrücken. Nach dem Friedensschluß im Jahre 1865 wurden aber bereits 94 Mark notiert, und auch im Kriegsjahr 1866 gingen die Preise nur auf 80 Mark herunter. Im Jahre 1868 aber wurde der höchste Preis im vorigen Jahrhundert erreicht. Das Kilogramm Organsin kostete 112 Mark, fast dreimal so viel wie in den Jahren 1830 und 1848. Bald jedoch wurden die Preise durch den deutsch-französischen Krieg auf 75 und 72 Mark herabgedrückt. Im Jahre 1872 begannen sie zwar wieder zu steigen, aber sie konnten die frühere Höhe nicht mehr erreichen, denn inzwischen war es dem berühmten Bakteriologen Pasteur gelungen, Mittel zur Bekämpfung der Seidenraupenkrankheit zu entdecken, die alsbald die allgemeinste Verbreitung unter den Seidenzüchtern fanden. So bezahlte man im Jahre 1875 nicht mehr als 56 Mark. Im Jahre 1876 stieg der Marktwert noch einmal infolge geringerer Ernten in Italien auf 96 Mark, aber von da an wurde ein stetiges Fallen verzeichnet. Im Jahre 1895 wurde mit 37 Mark der niedrigste Preis des Jahrhunderts erzielt, und von da an schwankten die Preise bis auf die Gegenwart zwischen 40 und 50 Mark. Nach vielen Wandlungen kostete die Seide am Ende des 19. Jahrhunderts annähernd ebensoviel, wie am Anfang des Jahrhunderts, aber im Laufe der neunzig Jahre ist der Wert des Geldes ein geringerer geworden, und so können wir mit Recht sagen, daß die Seide billiger geworden ist.

Die Lieblinge der Königin von England. Wie bekannt, ist der Engländer ein großer Tierfreund und ein eifriger Anhänger des Tierschutzes. Man sieht deshalb in London auch keinen Droschkenkutscher mit Peitsche, und der Führer des Omnibus braucht seine Peitsche zu allem andern, als zur Züchtigung seiner Pferde. Ebenso hat England die vorzüglichst eingerichteten Hunde- und Pferdehospitäler, und von der verstorbenen Königin Viktoria erzählt man, daß sie eines Tages in Paris plötzlich ihren Wagen mitten auf der Straße halten ließ, ein Zeichenbuch herausholte und schnell einige Striche hinwarf. „Hier sehen Sie, was ich zeichne," sagte sie zu ihrer Begleiterin, während sie ihr das Buch hinhielt. Es war eine neue Art von Wassertrog für Pferde, Hunde und Vögel, die gerade in Paris eingeführt war. „Ich werde diese Art Tröge in den Straßen Londons aufstellen lassen," sagte sie. Mitten in der bewegten Zeit besonderer politischer Begebenheiten und großer Festlichkeiten in den Tuilleries — es war während der napoleonischen Regierung — dachte sie an die armen, verkommenen Tiere Londons.

Englands jetzige Königin Alexandra besitzt dieselbe Tierliebe, wie der größte Teil ihrer Landsleute, und im Schloß von Sandrigham hat sie einen ganzen zoologischen Garten eingerichtet. Sie besitzt eine Sammlung der feinsten und edelsten Rassehühner, indessen wandern die Eier nicht in die Küche. Sie verteilt sie unter ihre Freundinnen zur Weiterzucht. Weiter hält sie mehrere, kostbare Rasseponnie. Die Abkommen dieser Pferdchen werden zum Vorteil der Pensionskasse der Dienerschaft verkauft. In der nächsten Nähe ihres Stalles befindet sich ein eigenartiges Gebäude, es ist das Tierhospital, das dem Obertierarzt

des königlichen Marstalls unterstellt ist. Neben der Hühnerzucht pflegt die Königin die Taubenzucht. In einer riesigen Voliere hat sie hunderte dieser anmutigen Vögel. Die meisten sind Geschenke ihrer ausländischen Freunde. Unter den vielen befiederten exotischen Tieren fällt besonders ein alter Kakadu auf, dem 97 Jahre mit Bestimmtheit nachgerechnet werden. Doch nimmt man an, daß er schon über 100 Jahre alt ist. Sein Alter merkt man ihm aber nicht an. Er ist lebhaft und flink in seinen Bewegungen, beißt mit Vorliebe in den hingestreckten behandschuhten Finger und macht einen ohrzerreißenden Lärm.

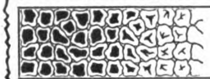
Von Vierfüßlern üben ein niedliches Zebra und die beiden Ponnies „Beau" und „Belle" eine große Anziehungskraft auf die Besucher aus, am liebsten sind der Königin aber ihre Hunde. Man sieht die Königin Alexandra fast garnicht anders, als in Begleitung von einem oder zwei Hunden. Augenblicklich sind ihre Lieblinge ein englischer Wolfshund, ein entzückender französischer schwarzer Pudel, ein belgischer Hund „Schipperl", eine Gabe des Königs Leopold, und einige spanische Seidenpudel. Der liebste der Lieblinge ist ihr aber der Hund „Alex", ein selten schöner russischer Windhund mit feingeschnittenem Kopf und plastischen Beinen. Dieses bevorzugte Tier ist denn auch der ständige Begleiter der Königin auf ihren langen Spaziergängen.

Einer der stärksten Männer war der preußische General von Favrat, der zu Ende des 18. Jahrhunderts Gouverneur von Glatz war. Seine Zeitgenossen erzählen viele Beispiele seiner merkwürdigen Körperkraft. Im siebenjährigen Kriege von einem österreichischen Husarenoffizier hart bedrängt, hieb Favrat seinem Gegner mit dem Pallasch so gewaltig in den Kopf, daß er denselben bis auf die Schultern spaltete. Daß er ein Pferd mit samt dem Reiter in die Höhe hob, ist mehrfach bezeugt worden. Eine Kanone in dem Zeughaus zu Danzig, welche bis dahin niemand hatte aufheben können, als König August der Starke, hob Favrat verschiedene Male mit unglaublicher Leichtigkeit auf, was in den Annalen des Zeughauses aufgezeichnet ist. Einen Dreipfünder trug er auf der Schulter, wie der Soldat sein Gewehr. Hufe und Thalerstücke zwischen den Fingern umzubiegen, war nur ein Spaß für ihn. Ebenso leicht trug er einen starken Mann auf jeder Hand und schaukelte zwei bis drei Menschen auf seiner Wade, indem er das Bein bis zur Höhe des Knies zurückbog. Oft rollte er zwei große zinnerne Schüsseln zusammen, als wenn es zwei Bogen Papier gewesen wären. Noch 1796, bereits ein Sechziger, gab er folgenden Beweis seiner Leibesstärke. Als er damals im Februar von Warschau nach Breslau zu einer Besprechung mit dem schlesischen Minister Grafen Hoym reiste, mußte er auf der schlesischen Grenze durch einen morastigen Bruch, wo sein großer viersitziger englischer Wagen bis an die Deichsel im Kote stecken blieb. Drei Offiziere und sein Sekretär stiegen aus, um den Wagen wieder herauszuheben. Allein weder sie, noch die Bedienten, noch die Postknechte, noch die Pferde vermochten ihn von der Stelle zu bringen. Da befahl Favrat, die Pferde zum Anziehen bereit zu halten, sobald man spüren werde, daß sich der Wagen bewege. Er stemmte sich gegen denselben und hob ihn allmählich aus dem Sumpfe heraus. Noch auf seinem Sterbebett soll der Genera-

einen besuchenden Freund, der sich an sein Bett setzte, unter Klagen über Abnahme der Kräfte auf einmal mit dem Stuhl in die Höhe gehoben haben.

Sonderbare Moden. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verbreitete sich von Paris aus die Mode, Blumen zu essen. Die galanten Herren verzehrten die Veilchen oder Rosen vor den Augen der Dame, der sie dieselben abgeschmeichelt hatten. Ungefähr zur selben Zeit war auch die Krinoline aufgekommen, mit der es später so arg wurde, daß sich geradezu unglaubliche Dinge ereigneten. So wurde im Jahre 1857 in London eine Dame vor Gericht zitiert und zu einer Geldstrafe verurteilt, weil sie nach den Zeugenaussagen den Verkehr in einem engen Gäßchen der City unmöglich gemacht hatte. Zur Zeit des Direktoriums (1796—99) gingen die französischen Modedamen nur in ganz leichte Gazestoffe gekleidet. Madame Récamier wurde einmal durch eine Wette veranlaßt, sich in Begleitung mehrerer Damen zurückzuziehen und ihre Toilette abzuwiegen. Dieselbe wog nebst den Schuhen und den Blumen — ein Viertelpfund. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts schminkten sich die Pariserinnen die Wangen nicht rot, sondern lila, und im Jahre 1845 kam die Mode auf, unter den weißen Unterröcken schwarze Herren-Beinkleider zu tragen. Das sind so einige der Seltsamkeiten, welche die Mode hervorgebracht hat. Seitdem sind wir natürlich viel vernünftiger geworden und ähnliches — ist jetzt nicht mehr möglich.

Im Jägerlatein sind auch die unschuldigen Söhne des Nordens, die Eskimos, wohlerfahren, wie folgende Mitteilungen beweisen, die einem Mitgliede der Nordenskjöldschen Expedition gemacht wurden, als es sich zu gemütlicher Plauderei in eine Eskimobehausung begeben hatte. Da erzählte man ihm u. a., wie die schlauen Eskimos sich der lästigen Polarwölfe entledigen. Sie bestreichen nämlich ein haarscharf geschliffenes Messer mit Renntierblut und vergraben es, mit der Schneide nach oben gerichtet im Schnee. Der hungrige Wolf wittert die Lockspeise, gräbt sie aus und leckt gierig an dem tückisch präparierten Messer. Bei der scharfen Kälte merkt er nicht, daß er die Zunge sich dabei arg zurichtet, er glaubt vielmehr immer neues, frisches Blut zu lecken und leckt fort, bis die Zunge total zerschnitten ist, worauf er an Verblutung elend zu Grunde geht. Eine andere, nicht minder schlaue Art, Wölfe unschädlich zu machen, ist die, daß der Eskimo aus Blechstreifen Spirale anfertigt, zusammendreht und mit einer Sehne bindet, diese Spiralen in Fleichstücke einwickelt und das Ganze einfrieren läßt. Der Wolf nimmt den so harmlos aussehenden Brocken, und verschlingt ihn, weil er gefroren ist, im ganzen; im Magen taut das Fleisch auf, die Sehne wird weich, die Spiralfeder geht los und zerreißt dem Tier den Magen. — Die Eskimos können es noch weit bringen, wenn sie so fortfahren.



Rätsel-Ecke.



Schieb-Rätsel.

Ham — Leto — Fenster — Nest — Einfall — Eber — Linse — Elephant — Ast.

Aus obigen 9 Wörtern sollen in derselben Folge der Buchstaben 8 neue Wörter gebildet werden.

Homonym.

Mächtig ragen meine Spitzen
Auf zum Himmel hoch und hehr,
Und die Firnkrystalle blitzen
In dem blauen Aethermeer.

Ich bin ferner da, zu bringen
Dir ein Bild von Land und Meer;
Abends zieh' mit zarten Schwingen
Honigsuchend ich umher.

Charade.

Mein erstes ist gar scharf und schneidig,
Bei aller Härte doch geschmeidig;
Schon vielen hab' ich Not gebracht.
Die mich gebrauchten ohne Acht.

Mein zweites ist ein stolzes Tier,
Zum Nutzen vieler und zur Zier;
Sogar ein König nach mir rief,
Als eine Schlacht gar schlimm verlief.

Mein Ganzes siehst du eilen, jagen,
In schönen und auch trüben Tagen;
Ob Herr, ob Dame, ganz egal,
Sie brauchen all' mich überall.



